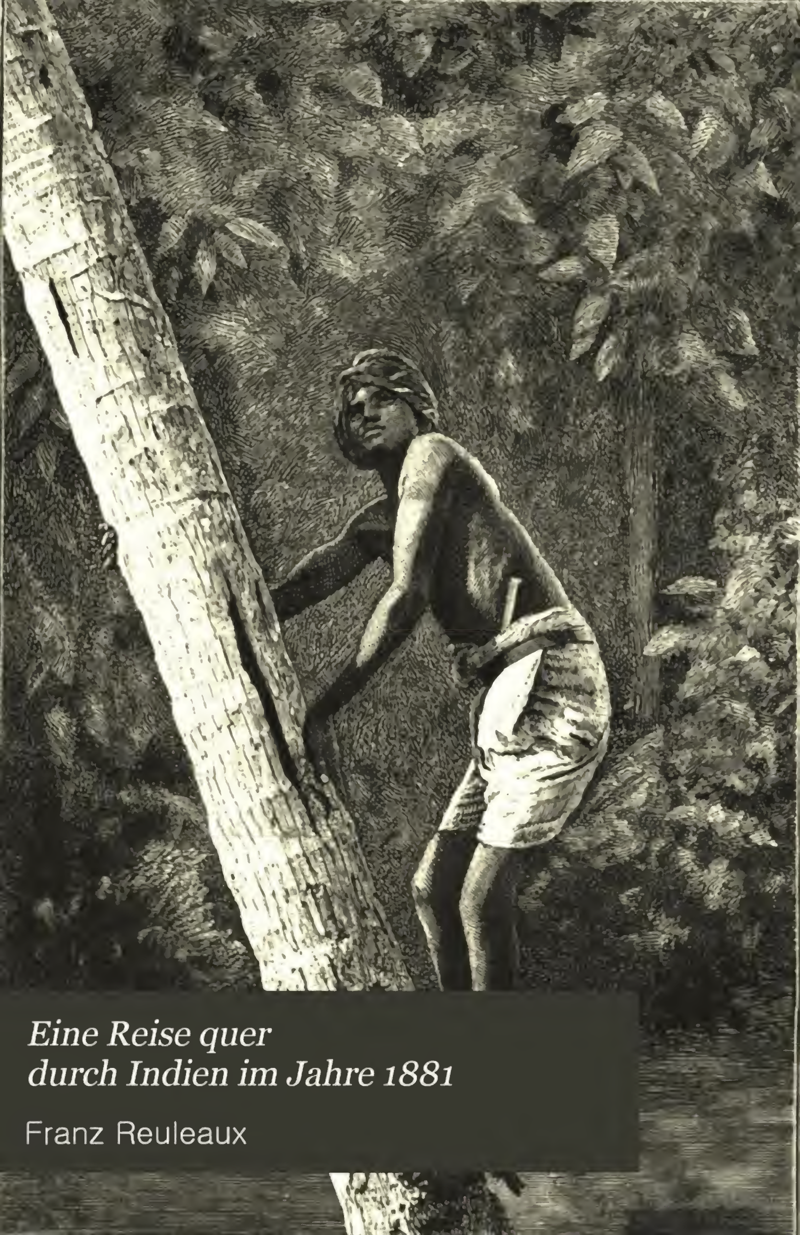


Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881

Franz Reuleaux

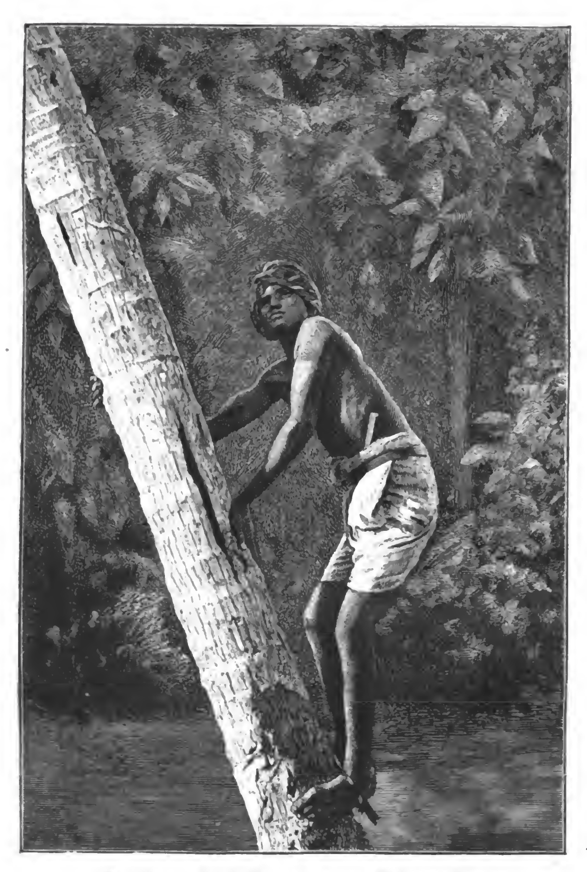
A[illegible]

1. India – Descr. and trav., 1875-1900.

OD



Reuleaux



Ceylon, Erkletterung einer Kokospalme.

Eine Reise

Quer durch Indien

im Jahre 1881



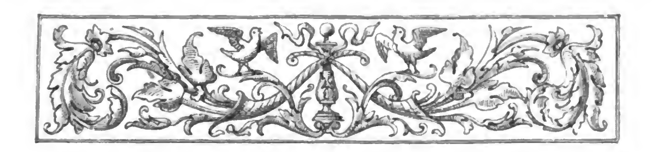
Erinnerungsblätter

von

F. Reuleaux
Professor

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
1884

W. Moeser Hofbuchdruckerei in Berlin.



Vorwort.

Die in den nachfolgenden Blättern beschriebene Reise quer durch die vorderindische Halbinsel führte ich im August 1881 aus. Das freundliche Interesse, welche der im Sonntagsbeiblatt der Nationalzeitung (April bis Oktober v. Jahres) veröffentlichen Schilderung meiner Fahrt zu Theil geworden, hat mich ermuthigt, mehrseitigen Aufforderungen, die Artikel in Buchform zusammenzufassen, entgegenzukommen. Das Ganze tritt indessen bedeutend erweitert vor den Leser, einestheils vermöge weit größerer Ausführlichkeit an vielen Stellen, anderntheils auch wegen der auf Vorschlag der Verlagshandlung aufgenommenen Abbildungen; sodann ist auch in einem Anhange einiges Wenige, was ich in Ceylon gesehen, mitgetheilt.

Ein sehr fühlbarer Fehler meiner Querreise war deren zeitliche Kürze; ich konnte nur fünfzehn Tage auf sie verwenden und vermochte deshalb kaum besser als im Fluge und nur oberflächlich das überall so fesselnd merkwürdige Land und Volk mit eigenen Augen kennen zu lernen, für dessen Eigenthümlichkeit ich mich übrigens schon lange vorher hoch interessirt hatte.

Letzterer Umstand hatte mir eine gewisse Vorbereitung gegeben. Zugleich aber machte die Noth erfinderisch. Ist man einmal angewiesen, in begrenzter Zeit Vieles und wahrscheinlich sich nie wieder Bietendes sehen zu sollen, so bewirkt der wohlthätige Zwang der Eile fast Wunder. Durch sorgfältige Zeiteintheilung, Inanspruchnahme aller erlangbaren Hülfsmittel und unausgesetzte Spannung im Beobachten gelang es, die Ausbeute verhältnißmäßig recht groß zu machen. Glück war auch dabei. Die Reisezeit war zwar recht ungünstig insofern, als sie in die Periode ungefähr der größten Hitze fiel; zugleich aber war sie auch der Beginn der Regenzeit, was hie und da merkliche Erleichterung schuf. Immerhin war die Hitze oft furchtbar — bis 40° C. im Schatten — trotzdem bestanden wir, meine zwei jüngeren Reisegefährten und ich, die Reise ohne jede Gesundheitsstörung, und das war das Glück. Denn auch nur leichtes Unwohlsein würde uns sehr vieles unmöglich gemacht haben.

Wir hielten übrigens unablässig die sorgfältigste Diät und versagten uns vollständig alle geistigen Getränke, eine Enthaltung, welche die Engländer in Indien sich meistens nicht auferlegen und deshalb wohl namentlich dem Klima so wenig gut zu widerstehen vermögen. Jedenfalls befanden wir uns sehr wohl bei diesem unserem Anschließen an die Gewohnheiten der Eingeborenen, die wir im Trinken äußerst enthaltsam fanden. Andererseits gingen wir auf die bei ihnen beliebten scharfen Würzen bei den Speisen auch nicht ein, worin die Engländer ihnen bekanntlich gefolgt sind. Der „Curry", diese pfeffrige scharfe Würzspeise, aus so und so vielen stechenden, beißenden,

schneidenden, brennenden Körnern, Schoten und Kräutern zusammengesetzt, wird auch im anglo-indischen Haushalt für unentbehrlich erachtet; die englisch-indischen Hausfrauen setzen ihren Stolz in einen feinen Curry, wie unsere in absonderlich delikates Eingemachtes; unter den Geheimnissen, die sie vor einander haben, steht das ihres Curry-Rezeptes, so versichern Eingeweihte, obenan. Auch die Deutschen da drüben haben sich an die scharfe Zuspeise gewöhnt; das Klima soll bei seiner durchgreifenden Einwirkung auf den ganzen Organismus diese Reizung gebieterisch fordern. Ich erhebe keinen Widerspruch; wir folgten aber dem Gebote nicht und befanden uns sehr wohl dabei.

Das Reisen in Indien der großen Heerstraße nach ist übrigens nicht schwer. Ein regelmäßiger großartiger Bahndienst, vortreffliche Wagen mit guten Vorkehrungen für die Tagesgluth wie für die „nachtschlafende Zeit", große Gefälligkeit der Zugführer, die Wagenabtheilungen nicht unnöthig zu füllen, verringern die Schwierigkeiten um ein Bedeutendes. In den größeren Städten findet man gute europäische Gasthöfe, freundliche Aufnahme und bereitwilligen Rath. Dem Klima freilich muß man sich fügen, vor allem ihm unbedingt seine Kleidung anpassen, wie ich im Text beschrieben, und nicht bloß seine Kleidung, sondern auch seine materiellen Gewohnheiten, nicht Deutschland überall mitnehmen wollen, wie der Engländer England. Letzterer mag und darf das vielleicht auch thun, weil er fast überall in jenen Breiten staatlich Fuß gefaßt hat; ob es ihm aber nicht manche Erkenntniß, manches Verständniß verschlossen gehalten hat, ist eine Frage, die sich mir oft aufgedrängt.

Manche Unbequemlichkeit nimmt man gelassen hin, weil man sie absolut nicht ändern kann. Oeffnet man seinen Koffer und findet die Wäsche von kleinen weißgelben Ameisen wimmelnd, so lasse man seinen Ekel nicht gleich im Zorn bis zum Erbrechen wachsen, wie der hypochondrische Hildebrand uns durch Kossak erzählen ließ, sondern sinne und sinne, was man wohl an Eßbarem oder doch für die kleinen Raubzügler Genießbarem eingepackt haben mag. Das kleinste Stückchen Zucker finden diese Findigsten unter den Findigen tief im Koffer und steigen in langer Zeile aus irgend einer Fußbodenspalte hinan und hinauf zur Deckelfuge, und spüren das „süße Geschleck“ auf und tragen Atom um Atom wieder heraus in langer Karawane zur fernen Heimath unter dem Fußboden oder unten im Garten. Ein Huber oder Karl Vogt möge ausmachen, wie sie den Zucker oder andere süße Beute verwerthen. Aber wie bringt man die winzigen — nicht zwei Millimeter langen — Ungeheuer, Scheusale, Bestien (so titulirt man sie nämlich im erwachten und doch lachenden Zorn) wieder aus Wäsche und Kleidern heraus? denn stechen oder richtiger beißen kann das verwünschte Pack doch trotz seiner Kleinheit. O, das haben wir gelernt, schon in Batavia; die Eindringlinge werden wir schon herausbekommen. Similia similibus, wenn's erlaubt ist, diesen gelehrten Satz auf den Fall anzupassen; Zuckerfresser mit Zucker! Auf einen ausgebreiteten Zeitungsbogen streut man an einer Seite zerkrümelten Zucker, alles am Boden, legt die infizirten Garderobestücke auf die andere Bogenhälfte und darüber hinaus und überläßt dann das Ganze sich selbst. Kommt man nach einer Stunde

wieder — das anlockende Genießbare hatte man natürlich vorher aus dem Kofferinhalt entfernt — so findet man die ganze würdige Gesellschaft von räuberischen Beißern bei dem Zucker auf dem Papier versammelt, ein gelbes Gewimmel, und die Kleider wieder völlig frei, die man vergnügt wieder einpackt und den Ameisen mit Selbstbewußtsein zunickt: Seht ihr, wir haben eure Taktik übertaktikt!

Von Moskitos hat man nicht zu leiden in Indien, wenigstens wurden wir nicht davon geplagt. Ich schreibe dies nicht der Gunst des Klimas, sondern dem Umstande zu, daß der zur heißen Zeit reisende Europäer stets bei Nacht und Tag, wenn er sich wehrlos dem Schlaf oder nur bloßem Ausruhen hingibt, sich den Luxus der Punkha, des großen Schwingfächers erlaubt, ja leisten muß, wenn er überhaupt existiren will. Es ist eben die Nacht, oder richtiger die Schlafenszeit, wo in Australien, aber auch schon in Italien, gelegentlich auch sogar in Deutschland, dieser Quäler der Menschheit seine Angriffe auf Gesicht und Hände ausführt. Hier müssen wir uns durch Moskitonetze' schützen, dort wehrt die an sich schon unentbehrliche Punkha die Quälgeister ab. Von der entsetzlichen Plage, die der Landblutegel dem in der Dschungl Wandernden bereitet, namentlich auf Ceylon, sowie auf Sumatra und Java, bekamen wir auf unserem civilisirten Reisewege nichts zu spüren. Schlangen sahen wir bloß, allerdings aber sehr häufig, beim Schlangenbändiger, Skorpione gar nicht.

Der Theil der indischen Bevölkerung, mit welchem der Durchreisende in Berührung kommt, zeigte sich uns stets von

angenehmer Seite. Die Diener, die Lastträger, die Fähr- und Fuhrleute, die Handwerker, Händler u. s. w. fanden wir stets diensteifrig und gefällig, nie unbescheiden, je höher hinauf aber, um so zurückhaltender, bis zum Stolz. Bei der niedrigeren Bevölkerung viel Geschrei, viel Gelaufe, Angebot von bezahlbaren Diensten; aber nach Abschluß des Geschäftes wird man auch in Ruhe gelassen, zumal wenn man, wie unbedingt zu rathen ist, einen eingeborenen zuverlässigen Diener hält, der sein Dolmetscheramt ja jeden Augenblick zu versehen hat. So ist denn, so weit meine Erfahrung reicht und sich aus vorhandenen Einrichtungen überall schließen ließ, die Bereisung des Landes nicht schwierig, wenigstens da, wo die englische Herrschaft thatsächlich besteht; Gesetz und Ordnung sind ihr auch in die schwierigsten Regionen dort gefolgt, wie man überall erkennt und anerkennen muß.

Meine Mittheilungen folgen den an Ort und Stelle gemachten täglichen Aufzeichnungen und ordneten sich demzufolge selbstverständlich nach den großen Städten, wo ein Aufenthalt genommen wurde: Kalkutta, an einer der Gangesmündungen; dann die alte heilige Benares am noch heiligeren Gangesstrome selbst; darnach stromaufwärts nach Agra, der einst schimmernden Residenz der Großmoguln; darauf noch weiter stromauf am Dschumna, einem der Oberläufe der Ganges, nach Delhi der viel umworbenen, oft zerstörten und wieder aufgerichteten; dann endlich vom Gangesgebiet quer hinüber über die Wasserscheide nach der Westpforte Indiens, Bombay. Anhangsweise ist Point de Galles auf Ceylon hinzugenommen, das ich zweimal besuchen konnte.

Dort, wie auch in Indien selbst, verfolgte ich neben dem allgemeinen ein Sonderinteresse, nämlich dasjenige für das technologische Studium. Die Frage nach der Entwicklung des Werkzeuges hat an anthropologischer Bedeutung nur zugenommen, wie die Arbeiten von Geiger, Kapp, Noiré und Anderen beweisen, welche in geistvollen Untersuchungen vieles klargelegt haben. Es scheint mir indessen, daß sie Alle unsere Kenntniß vom Werkzeug für vollständiger genommen haben, als sie thatsächlich ist, und zwar gerade in dem für die Anthropologie wichtigsten Gebiete der unteren und untersten Stufen. Hier unsere Kenntnisse zu vervollständigen, scheint mir besonders wichtig. Daher meine Besuche in Werkstätten, erwähnte und unerwähnt gelassene. Denn Indien, oder der ferne Osten überhaupt bietet in dieser Beziehung ausgezeichnetes Material. Der hohe Stand der indischen Kultur hat nicht gehindert, daß der Inder in unmittelbarer Nähe seiner bedeutenden Geistesschöpfungen der Natur noch die Hand reicht. Trotz Kunst- und Prachtliebe ist selbst der vornehme, reiche Orientale im Grunde in seiner Lebensweise einfach, und unterscheidet sich darin wenig von seinem bedürftigsten Nachbarn. Bedürfnißlosigkeit in Speise und Trank, wenig Möbel, wenig Geräth im Haushalt, ob hoch ob niedrig. Darum auch wenig Geräthschaften im Handwerk und einfache Form der Werkzeuge. Diese lassen deshalb den Gang der Entwicklung der Hülfsmittel aus noch viel Einfacherem mitunter wunderbar deutlich erkennen. Ich behalte mir vor, an anderem Orte auf Einzelheiten einzugehen. Hervorheben will ich nur, wie auffallend es war, mit geringem Werkzeug Künstliches und Vorzügliches hervor-

gebracht zu sehen. Was dem Hülfsmittel fehlte, ersetzten Hand und Auge. Mit der Kunstfertigkeit, der Uebung von Auge und Hand, steht aber das Gefühl für gute Leistungen in gewerblichen Künsten im engen Zusammenhang. Deshalb müssen wir, die geschulten und gelehrten Europäer, die wir der Maschine so viel übertragen, d. h. das Werkzeug so besonders entwickelt haben, die intensivsten Anstrengungen machen, um die gewerbliche Kunst wieder zu fördern und auf Stilgesetze zu verweisen, während dort scheinbar ohne Anleitung das Richtige getroffen wird.

Nun, die Anleitung ist die Ueberlieferung, das Vorbild, und dieses schränkt auch wiederum ein, bannt in Grenzen. Auffallend wird das in der merkwürdigen Thatsache, daß die indische gewerbliche Kunst vor den höheren Stufen der Malerei und Bildnerei auch Halt gemacht hat. Zum freien hohen Kunstwerk in beiden haben die Inder es nicht gebracht, dieselben Inder, welche erhabene Götterlieder, gewaltige Epen, fesselnde Dramen zu schaffen verstanden haben, darunter die zarte Sakuntala, deren poetischem Reiz nichts zugefügt werden kann. Vielleicht hat man diese Anomalie der Fessel zuzuschreiben, welche die Kaste früh schnürte, später auch wohl dem Einfluß des Islams; an Talent hat es dem vielbegabten Volke gewiß nicht gemangelt.

In der Wiedergabe meiner Beobachtungen habe ich möglichst treu zu sein gesucht, selbst auf die Gefahr hin, mitunter ganz einfache Dinge zu schildern. Sollte ich darin zu weit gegangen sein, so wolle man es meinem Bestreben, das Gesehene dem Leser möglichst klar vorzuführen, zu Gute halten.

Die äußere Form meiner Mittheilungen angehend habe

ich noch zu bemerken, daß ich in der Schreibung der indischen Wörter nur ungern von der in Fachschriften üblichen Ueberschreibungsform Abstand genommen habe; es mußte aber geschehen, um verständlich zu bleiben. Die schwerfälligen Formen tsch und dsch z. B., welche jedesmal einem einzigen indischen Buchstaben entsprechen, sind unangenehm genug, schienen aber hier unumgänglich. Wie es im anderen Falle geht, sieht man beispielsweise an dem unglücklichen bei uns so häufig gebrauchten Wort „Gutta percha".

Die Engländer haben, da ch bei ihnen tsch lautet, die Schreibung herübergebracht; besser wäre noch tj gewesen, da der Zischlaut hinter dem t in dem indischen Wort weich ist. Die Folge aber war, daß die Einen bei uns das ch wie in Storch aussprachen, die Anderen gar Gutta perka sagen, beide unrichtig, beide aber behaupten, durchaus Recht zu haben. Der alte Karmarsch entschloß sich deshalb in seinem letzten Werke, der vortrefflichen Geschichte der Technologie, die zwar schwerfällige, aber doch eine nahezu richtige Aussprache bedingende Form Gutta pertscha anzuwenden, trotz deren fünf sich mit den Ellenbogen stoßenden Konsonanten. Seine Freunde wissen, wie witzig er so etwas zu vertreten verstand. Bei solchen Gelegenheiten fällt einem die ganz unnütze Schwerfälligkeit unserer Schreibung des Zischlautes recht auf. Welche Unbehülflichkeit ist es doch, den uns völlig eigenen und so häufig gebrauchten Laut mit drei ausgebildeten Zeichen zu schreiben!? Wir müssen die Engländer beneiden, die sich doch mit zweien begnügt haben, was wir auch ganz leicht hätten thun können; selbst die Westfalen würden es gewiß nicht übel genommen

haben. Das unschuldige Wurm h, welches „dem Haß und der Verachtung" der Schuljugend so grausam preisgegeben wurde, ist ein Splitter gegen den Balken c in unserer — wie sage ich doch gleich? — Zischschreibung.

Der Verlagshandlung bin ich zu ganz besonderem Danke verpflichtet für die splendide Ausstattung meines Reiseberichtes mit Holzschnitten. Die zum größten Theil trefflich gelungenen Stiche sind in der Anstalt von Heuer & Kirmse nach einer Auswahl von unterwegs gesammelten Photographien ausgeführt. Hat doch überall die Lichtbildnerei ihre Pioniere hingesandt; auch sie sind Vorposten der modernen Kultur. Die Bilder führen vermöge ihres gewählten Realismus in die lebensvolle Wirklichkeit in deren besten Momenten ein, sei es, daß sie die brütende Stille des fremdartigen indischen Dorfes wiedergeben, sei es, daß sie traumhafte Baupracht der Städte des Inneren, oder auch die Straßen der europäisch eingesägten Städte des Küstenrandes darstellen. Freilich lassen auch die Bilder erkennen, wie weit die schriftliche Darstellung so häufig hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben ist.

Berlin im April 1884

Der Verfasser

Inhalt.



I.

Zufahrt.

Die wenigen Tage, welche wir auf Singapore hatten verwenden können, waren rasch vergangen; ein dem Vernehmen nach vorzüglicher „Gelegenheitsdampfer" zur Reise nach Indien bot sich dar, und so setzten wir uns denn am 24. Juli (1881) nicht lange nach Mittag in Bewegung nach einem der westlichen Werfte der berühmten Hafenstadt. In Bewegung setzen war die richtige Bezeichnung. Denn unser Gepäck füllte zwei ganze Ochsenkarren, das wirkliche Handgepäck ungerechnet, das wir in unsere zwei Droschken, dort Palankine, auch Gari genannt, pfropften, in welchen wir den vorausgeschickten Karren nachfuhren. Der Verwalter des vortrefflichen deutschen Hotels de l'Europe, ein Schweizer, Hr. F., dessen Familie mir aus Zürich freundschaftlichst bekannt war, begleitete uns zum Schiff, das wir nach einer halbstündigen Fahrt erreichten. Da standen unsere Wagen vor den Kohlenschuppen, ringsum gaffende braune Burschen, welche als Träger Verwendung zu finden hofften. Und nun ging's los. Der nahm einen schweren europäischen Koffer auf seine nackten Schultern, der andere zwei kofferähnliche Kasten aus Kampherholz, die man als insektensicher in Singapore anfertigt und

preist. Dann kam ein großer Korb mit Früchten, dann kamen wieder Koffer, Herrn Sp.'s Flinte in ihrer Ledertasche, seine lange javanische Lanze und Anderes mehr. Und dann endlich die Thiere, unsere Reisemenagerie. Da waren doch in so und soviel Käfigen gegen sechzig Papageien, große bis spatzenkleine, und auch zwei wirkliche lebendige Affen (von denen heute noch einer munter in der deutschen Reichshauptstadt lebt). Das Alles mußte hindurch getragen werden durch das Menschengewirre, welches noch mit Einschleppen von Gütern und Kohlen in das Schiff beschäftigt war, wie Ameisen am gestörten Bau. Unter stetiger Wachsamkeit und mit viel Geduld gelang es, alle unsere Sachen unbeschädigt und unverkürzt an Bord zu bringen. Herzlich verabschiedete sich nach dankenswerthesten Hülfeleistungen Herr F., den wir in seinem schneeweißen Anzuge noch mit Augen und Winken verfolgten, bis er hinter den Kohlenschuppen und Werfthäusern verschwand. Von dem Verdeck der Kampagne (Decksalon nennt man es auf Flußschiffen) hatten wir noch eine reichliche Viertelstunde dem erwähnten Ameisengewirre zuzusehen.

Das rannte und schleppte und schrie durcheinander, Malayen, Chinesen, Laskaren, alles in unmenschlicher Eile und mit fast übermenschlichen Kraftäußerungen. Dazwischen das Kommandiren, das Rufen, auf malayisch, auf chinesisch, auf englisch; dann das Rasseln der Krahne, das Poltern der Kohlenstücke, die in die Bunker rollten, ein Tohu-Wabohu. Wie da Ordnung zu halten, die Kolli zu zählen, wie die Masse der Träger zu übersehen, zu überwachen sei, schien unbegreiflich. Daß indessen Ueberwachung stattfand, und zwar recht genaue, zeigte sich auf einmal. Der Kapitän, ein angehender Vierziger, der in weißem Röckchen auf der Brücke stand, winkte leicht einem malayischen Polizisten, der an einer der Laufplanken sich aufhielt, welche vom Werft auf das Schiffsbord führten. Diensteifrig huschte er herauf, worauf der Kapitän auf einen scheinbar

sehr geschäftigen Burschen an der Zwischendeckluke hinwies und etwas Erklärendes zu flüstern schien. Zu dem Bezeichneten hin sprang nun der in dunkelblauen Zwillich gekleidete Polizist und that was? Er hieb ohne jede Parlamentirung mit seinem aus Rotang- (Stuhlrohr-) Ruthen geflochtenen Prügel so fürchterlich auf den Burschen ein — welcher sich in Form eines „Aujust“ eingeschlichen, um mitzunehmen, was sich etwa böte — daß es zum Erbarmen war. Der Geschlagene, keine Gegenwehr auch nur versuchend, rannte davon, der Dunkelblaue hinter ihm drein, immer zuhauend auf den braunen nackten Rücken, bis ihm endlich sein Opfer entspringen konnte und dann, wie immer noch gehetzt, hinter den getheerten Buden verschwand. Genugthuung keuchend kehrte der Mann des prompten Gesetzes auf seinen Aufsichtsposten zurück.

Endlich war der letzte Sack an Bord geschleppt, der letzte Kohlenkorb umgestülpt. Die schweren Landungsplanken wurden ans Land gehißt und gezogen, die herausgehobenen Bretter der Schanzkleidung wieder eingesetzt, nachdem die Dampfpfeife noch die letzten Besucher vertrieben. Rasselnd gingen zwar immer noch die Dampfkrahne des Schiffes, um die auf Deck gestapelten übrigen Ballen in den Schiffsraum zu befördern; inzwischen aber waren schon die Landungstaue gelöst worden und wurden eingeholt; dann auch wurden die gewaltigen quadratischen Lukendeckel über die Raumöffnungen gelegt und der Dampfer begann sich langsam vom Bollwerk zu entfernen. Noch einige Grüße des Kapitäns und der Offiziere nach den Agenten hinüber, und das Schiff wand sich hinaus zwischen Barken, Booten und Schiffen ins freie Wasser, wo die Schraube bald ihr puckerndes Normaltempo aufnahm.

Auf dem Deck begann der flinke Besen sein Regiment; auch wir bekamen Hülfe, um unser Gepäck in die sauberen und geräumigen Kabinen zu bringen, in welchen wir uns rasch häuslich einrichteten für die auf acht Tage berechnete Fahrt nach Kalkutta.

1*

Die Abendsonne verklärte zum Abschied die lieblichen palmenbegrünten Ufer der Insel Singapore, von der sich unser Dampfer rasch entfernte. Schon vor sechs Uhr verschwand das Tagesgestirn in dem Wolkenschleier, der in tropischen Meeren fast allabendlich am Horizont aufsteigt, und bald lag Dunkel ringsum.

In der Nacht kühlte ein gewaltiger tropischer Regen die heiße Luft ab, so daß am nächsten Morgen bei leichtem frischem Wind der Aufenthalt auf Deck prächtig war. Unser Schiff führte den Namen „Aratun Apcar"; es gehörte einer armenischen Firma in Kalkutta, Apcar u. Cie, und war ein Opiumdampfer, mit nicht zu großer Ladung chinesischer Güter von Hongkong kommend, wohin er auf der Hinfahrt eine Opiumladung befördert hatte. Der Kapitän, ein Schotte, war ein ruhiger, freundlicher Gesellschafter, hatte viel gelesen und unterhielt sich in angenehmer Weise mit seinen Kajütpassagieren. Wir waren nur unser fünf. Außer mir und meinen Begleitern, Herren Sp. und St., zwei jungen deutschen Industriellen, erschienen bei Tische noch zwei Chinesen aus offenbar gutem Hause, die sehr höflich und zurückhaltend, des Englischen nur äußerst wenig mächtig, stets à quatre epingles in ihrer heimischen Tracht auftraten. Scheu hielten sie sich fern von einer größeren Gesellschaft ihrer Landsleute, die auf dem Deck kampirten, Tag wie Nacht. Es waren fünf oder sechs ältere Männer, zwei ältere Weiber und ein halbes Dutzend hübscher junger Mädchen. Sie reisten nach der an der Westküste von Malakka liegenden Insel und gleichnamigen Hafenstadt Pinang, einem in Folge des atchinesischen Krieges mächtig emporgedeihenden Handelsplatze, für welchen der „Aratun Apcar" Fracht an Bord hatte. Welche Bestimmung die jungen Mädchen dort hatten — läßt sich nicht niederschreiben. Nach und nach erfuhren wir die schauerlichen Details.

Mit jedem Schiffe der Kompagnie gehen von verschiedenen

chinesischen Häfen aus größere oder kleinere Ladungen solcher Menschenwaare an denselben Bestimmungsort. Der Handel geht schwunghaft. Die englischen Hafenbehörden in den chinesischen Häfen geben sich die erdenkliche Mühe, dem schnöden Geschäft entgegenzutreten. Umsonst. Aufs genaueste zwar werden die Papiere geprüft und jede „Auswanderin" auf Eid vernommen, ob sie die Reise freiwillig antrete oder gezwungen. Der Erfolg aber ist null. So zu sagen ausnahmslos erklären sie aufs bestimmteste, daß sie freiwillig, aus eigenem Entschluß, mit Bewilligung der Eltern reisen und ihren Führern folgen wollen. Wehe ihnen, wenn sie etwas anders „wollten!" Von einem Falle wußte der Kapitän, wo ein Mädchen den Muth gefaßt hatte zu erklären, zum Mitgehen gezwungen worden zu sein. Das Mädchen sei darauf, berichtete der Kapitän, unter sicherer Begleitung in die Stadt zurückgebracht worden; am folgenden Morgen habe man es erstochen auf der Straße liegend gefunden — — — verunglückt. Insubordination dulden die Geschäftsführer nicht.

Des Morgens vollendete die Frauengesellschaft auf Deck ihre feinere Toilette. Alle, Männer wie Frauen, trugen die einfache chinesische Gewandung aus schwarzblauem Zeug. Die Frauenkleidung unterschied sich von der der Männer nur dadurch, daß die zwei Reihen stoffüberzogener Knöpfe, welche vorne das Kleid schließen, bei ihr weiter auseinanderstanden. Die größte Sorgfalt wurde bei den Frauen auf die Koiffüre verwandt. Alle hatten genau dieselbe Frisur, die Zöpfe breit geflochten, hinten zu einem Nest aufgesteckt, das Haar über der Stirn zurückgekämmt, an den Schläfen mit abstehenden Bogen ausgepufft. Man sieht den Typus ja so oft gezeichnet. Der letzte Schliff des Frisirens bestand in der Auftragung eines wasserhellen Gummis auf die glatten Flächen, welche dann mit einem sehr feinen Kamm fertig modellirt wurden. Der bald erhärtende Gummi gab dem Ganzen Glätte und

Steifheit, die den ganzen Tag vorhielt. Gleichmüthig sahen die jungen Geschöpfe in die Welt, während die Alten die kosmetische Prozedur vornahmen. Nachher spielten sie Karten (chinesische, wie Dominosteine klein) oder nestelten an kleinen Handarbeiten. Unser Kapitän fragte einen der Männer, wie es denn solchen Mädchen künftig gehe, wie lange sie an dem Orte blieben u. s. w. Mit einem unbeschreiblichen Achselzucken antwortete er: „O, sie sterben! einige Monate, ein Jahr!“ in demselben Tone, als hätte er sagen wollen: sie gewöhnen sich. Es war ein schauerlicher Blick in die schwarze Nachtseite der ostasiatischen Gesellschaft, was sich hier vor einem aufthat. Noch einen anderen auf Zustände, die in civilisirterer Form auftreten, sollten wir später thun.

Die alten Chinesen und Chinesinnen rauchten Stunden lang in eigenthümlicher Weise. Der Raucher schätzt bekanntlich an der Cigarre als das Feinste die paar ersten Züge aus dem frich angezündeten Glimmstengel, der dabei sein edelstes Aroma entfaltet. Diesen Genuß erhebt der Chinese auf die höchste Potenz: er raucht aus seiner kleinen Wasserpfeife immer nur die paar ersten feinen Züge, und zwar folgendermaßen. Seine Pfeife hat einen Kopf von der Größe eines halben Fingerhutes, aus weißem Metall hergestellt, mit einem fingerlangen röhrenförmigen Fortsatz in den kleinen Wassersack, der die Größe etwa einer Gummiflasche hat, einsetzbar. Dieses Pfeifenköpfchen wird mit ganz feingeschnittenem Tabak vollgestopft, dieser dann mittelst eines cylindrisch gedrehten Fidibus angezündet und paff, paff, in drei bis vier, höchstens sechs Zügen ausgeraucht. Dann wird das Köpfchen herausgezogen, ausgeklopft, abgeputzt, wieder eingesteckt, gestopft, der Fidibus an einem Lämpchen entzündet, und die haselnußgroße Tabaksfüllung wieder ausgeraucht und so immer aufs neue. So hat der epikuräische Raucher fortwährend Beschäftigung mit seiner Pfeife, die ihn dafür belohnt, aber auch ganz in Anspruch nimmt.

Nach ähnlichem Prinzip, wenn auch nicht so ausgebildet, rauchen auch die Arbeiter, wie ich wiederholt aus der Ferne beobachtet hatte. Einmal bekam ich Gelegenheit, es genau zu verfolgen. Ich sah in einer chinesischen Werkstatt einem Drechsler zu, der an seiner wunderlichen Drehbank eifrig schaffte und mit einem gewissen Stolz meine Aufmersamkeit für Bewunderung hinnahm. Auf einmal legte er wie mit plötzlichem Entschluß sein Werkzeug hin und holte eine Pfeife irgendwoher; ich glaube, sie war gemeinschaftliches Eigenthum. Ein eigenthümliches Instrument, auch eine Wasserpfeife. Sie besteht aus einer geglätteten Kokosnuß, in welche von oben her ein etwa 40 Centimeter langes Pfeifenrohr eingesteckt ist, oben eine Thonschale tragend. In diese wird der zubereitete teigige, feuchte Tabak in ebenfalls ziemlich kleiner Dosis hineingethan, dazu ein ordentliches Stück glimmender Kohle. Das Pfeifenrohr taucht beinahe auf den Grund der Kokosnußschale, die vielleicht zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist. An der oberen Hälfte ist seitlich ein kleines Loch in die Schale gebohrt. An dieses seine Lippen ansetzend, das Rohr mit der Tabaksschale in die Höhe richtend, saugte nun mein Drechsler mit kräftigen Zügen, den Rauch durch die Lippen ausstoßend, eifrig und anscheinend mit ordentlichem Hochgenuß. Bald war der kleine Tabakspfropf aufgeraucht. Darauf wurde die Pfeife wieder weggestellt und munter die Arbeit wieder aufgenommen. In ganz ähnlicher Weise sieht man auch in Indien die Arbeiter sich den Genuß des Rauchens verschaffen. Bei der etwas mehr ausgebildeten Pfeife steckt in dem erwähnten Saugloch ein Mundstückrohr. So auch bei den gewöhnlichen persischen Pfeifen.

Leiden Sie an der Seekrankheit, Kapitän? fragte ich am Morgen, als der Wind ein wenig auffrischte. O nein, sagte er, die See thut mir nichts mehr. Früher freilich, da hatte ich viel zu leiden. Siebzehn Jahre lang, denken Sie! hat mich das Uebel fast bei jeder Fahrt befallen. Jetzt aber habe

ich es überwunden! Ich drückte meine Verwunderung aus, nicht minder mein Mitleiden. Gegen Mittag wurde der Wind unangenehm kräftig. Und siehe da, mein Kapitän kam nicht zu Tisch. Im achtzehnten Jahr — er meinte, es sei ein Unwohlsein, in Singapore geholt — hatte es ihn doch wieder erwischt. Ich darf dem Leser als wahrheitstreuer Berichterstatter nicht vorenthalten, daß am Nachmittag das fatale Rollen mir auch so ein „Unwohlsein" beibrachte, das mich einen halben Tag lang in den jämmerlichen Zustand versetzte, bei dem man zu allem Elend die gesunden Lacher immer gegen sich hat. Selbst die siebzehn Leidensjahre des Kapitäns wollten mir keinen Trost gewähren. Unsere beiden chinesischen Reisegefährten waren total verschwunden, auch sie hatte Neptun unerbittlich an seine Herrschaft auf dem grauen Wellenfelde erinnert und zu Opfern herangezogen, ach zu Opfern!!

Am 26. warf unser „Aratun-Apcar" auf der freundlichen Rhede von Pinang* Anker. Stadt und Rhede liegen auf der dem Festlande zugekehrten Seite der Insel in geschützter Lage; eine bergige Kuppe erhebt sich im Hintergrund der Stadt. Von der Insel und einem schmalen Streifen des gegenüberliegenden Festlandes hat England zu irgend einer, jedenfalls zu geeigneter Zeit Besitz genommen. Singapore, Insel und Stadt, die größere Besitzung Malakka auf der Westküste der gleichnamigen Halbinsel und die Insel Pinang, auch Prinz-von-Wales-Insel genannt, nebst einem schmalen gegenüberliegenden Uferstreifen bilden die sogen. Kanal-Niederlassungen, die englischen Straits settlements, die unter einer besonderen gemeinsamen Verwaltung stehen. Eine gemischte Bevölkerung hat sich in der Inselstadt rasch eingefunden; die Hauptmasse lieferte wieder das himmlische Reich, so daß die

* Ich schreibe die fremden Namen hier und im Folgenden ihrer Aussprache gemäß; die Engländer thun das ihrerseits auch und schreiben: Peenang.

Stadt Pinang eine mehr als zur Hälfte chinesische Stadt geworden ist.

In prächtigem Sonnenschein fuhren wir über die glitzernden kleinen Wellen ans Ufer, wo munteres Leben wegen der aus- und einladenden Schiffe herrschte. Nachdem wir in dem kühl gehaltenen Speisezimmer des ersten Gasthofes der Stadt, der etwa dem eines deutschen Landstädtchens hinsichtlich des einfachen Komforts glich, eine kleine Stärkung eingenommen, wurde die Stadt durchstreift. Zunächst das chinesische Handwerkerviertel. Die Straßen sind gerade und breit, luftig angelegt; überall Leben und Thätigkeit. Nur an der äußersten nördlichen Ecke, wo die reicheren und reichsten chinesischen Besitzer wohnen, war es stiller. Das chinesische Privathaus macht den Eindruck ruhiger Zurückgezogenheit trotz der offenen Thüren, durch die man hineinsehen kann in die geräumige Mittelhalle des Hauses, freilich nicht sehr tief. Denn immer steht quer vor der Thür im Innern des Hauses ein großer Schirm, meist aus Lattenwerk hergestellt, dunkel braunroth angestrichen, wie in der Regel die Thür- und Fenstergewände und anderes nach außen tretende Holzwerk. In der Halle entdeckt man, über die spanische Wand wegsehend, eine oder mehrere Lampen oder Laternen hängen; vergoldete Balkenverzierungen und andere Architekturtheile heben sich aus dem Schatten in der Tiefe ab. Zwischen den Gitterstäben hindurch erkennt man eine Art Altar oder Hausheiligthum an der Hinterfront der Halle, einige Sitze, dann Thonfiguren, Lämpchen; kleine Wandschreine vollenden die Ausstattung, wie man bemerken kann, wenn man einen kurzen Versuch macht, zur Thür herein neben dem Schirm hinzutreten, wo man aber nicht lange gelitten wird. Man muß sich begnügen, die Façaden von außen zu betrachten mit ihren gerippten Ziegeldächern, deren First der Front parallel läuft und die karakteristische Einsenkung in der Mitte zeigt, häufig

reich verziert mit geschnitzten vergoldeten Drachen, Löwen und anderem Ornament.

Zweistöckig wie diese Privathäuser, d. h. aus dem Erdgeschoß und einem darüberliegenden Stockwerk bestehend, sind auch die Häuser der Handwerker. In beiden Stockwerken erscheinen diese Häuser vorne offen, durch Wände in einfache Räume getheilt, jeder eine Werkstatt. In der Nacht werden Thüren vorgesetzt. Diese Werkstätten, auch Läden, unmittelbar an der Straße erinnern, wenn der Vergleich gestattet ist, an Pompeji, an viele Stellen in Italien überhaupt, wo aus der antiken Zeit herüber sich die Lebensgewohnheiten erhalten haben, wenn auch nur schattenhaft. Da in Indien die Werkstätten ganz ähnlich an den Straßen liegen, drängt sich der Gedanke auf, ob wir hier nicht eine der ältesten Formen der Kultur der Arbeit vor uns hätten, die vom Orient aus zu uns gekommen sein möchte. Finden wir doch eine verwandte Werkstattanlage auch im Mittelalter bei uns; ja noch heute findet man sie in manchen alten Straßen unserer Städte. Der „Laden", der Verkaufsplatz, ist gleichsam eine Entwickelungsform der Werkstatt.

Da sah man die Färber an ihren Farbeküpen oder mit dem dunkelblau gefärbten Zeug beschäftigt, u. a. die höchst merkwürdige Art und Weise, das auf Holzwalzen gerollte Zeug zu glätten, die chinesische Mangel, die ich mir an einem anderen Orte zu beschreiben vorbehalten muß. Da fand man die Küfer beschäftigt mit dem Zurichten von Faßdauben; dort hobelte der Schreiner, am Boden hockend, hier wieder flogen die Spähne von der Drechselbank, da drüben fauchte ein Schmiedebalg und schwangen die fast gänzlich nackten bezopften Schmiedegesellen die Hämmer, kräftige volle Gestalten. Näselnd riefen die Verkäufer Früchte, Eiswasser, Bänder, Tücher auf der Straße aus. Verschrumpfte alte Männer mit steifhaarigen Bärten saßen hier und da auf den Schwellen

oder tappten mit altersschwachem Schritt vorüber. Erst in einem gewissen Alter ist dem Chinesen durch Sitte, Gesetz oder Gewohnheit gestattet, den Bart wachsen zu lassen. Bis dahin muß rasirt werden, den Schädel mit einbegriffen, weshalb die Zunft der Barbiere eine fabelhafte Ausdehnung hat. Mit ganz kleinen Messerchen, und wie es den Anschein hat, ganz ohne Anwendung von Seife, sieht man sie den ganzen Tag in Thätigkeit, die Wangen und Köpfe zu bearbeiten, einen kleinen Fleck um den Zopf herum allein verschonend. An den Zöpfen, die manchmal um den Kopf gewunden, vorwiegend frei herabhängend getragen werden, erkennt man auch den Geist der Zeit — oder vielleicht das hohe Alter desselben — denn die künstliche Verlängerung und Bereicherung dieses Hauptschmuckes durch einen Chignon ist etwas durchaus nicht Ungewöhnliches.

Bei einem chinesischen Goldschmied zog es uns, „den Augen ein Magnet" hinein, indem Herr Sp. an der Hinterwand in dem Glasschrank merkwürdigen Goldschmuck entdeckte. Der Schaukasten steht eben nicht vorne an der Straße, sondern an der Rückwand des Arbeitsraumes hinter einem einfachen Ladentisch. Von dort her stach uns eines der seltsamen Halsbänder aus in Gold gefaßten Tigerkrallen von seinem mit blauem Sammet ausgeschlagenen Futteral in die Augen. Dem König der asiatischen Thierwelt werden nach seinem Tod von dem ihn verfolgenden Feinde die Krallen abgezogen und als Schmuckgegenstand zu Armbändern, Halsketten und anderem Zierat verarbeitet. Die wie ein Horn gekrümmte schmale und hohe Kralle, die von blaßgrauer Farbe ist, wird aufs zierlichste in Goldfiligran gefaßt und reihenweise in Schmuck-Ketten verwendet. In der Regel wechseln die Krallen mit breiten goldenen Gliedern ab, welche Löwen oder Adler darstellen. Der Goldschmied, ein frischer, gesprächiger jüngerer Mann in weißer Tracht, öffnete bereitwilligst alle seine Schreine und gab in geläufigem Pigeon-Englisch jeden gewünschten

Aufschluß. „Pigeon“ bedeutet hier nicht etwa Taube, sondern ist die chinesische Verstümmelung von business, Geschäft; es ist also die Kaufsprache, das Geschäfts-Englisch, dessen abgestumpfte, in der Flexion verkümmerte Formen die Sprachmünze für den Verkehr mit dem chinesischen Arbeiter und Handelsmann abgeben. Eigentlich ist es chinesirtes Englisch und deshalb erklärlich. Wie der Chinese in seiner Sprache mit den Wurzelwörtern zu thun gewohnt ist, so verfährt er mit den erlernten englischen Wörtern, die ihm wegen ihrer Abgeschliffenheit wie Wurzelwörter vorkommen: er setzt sie unflektirt nebeneinander und sucht den Sinn durch Gruppirung und Ausdruck wiederzugeben. Man muß ihm darin folgen.

„Ich gebe Pfund Silberkette“ sage ich zu meinem Mann nach Prüfung einer zierlichst aus Ringen gegliederten Uhrkette, deren Form auf javanischen Ursprung deutete und für die der Zopfmann das Doppelte verlangt hatte. „O nein, Herr“, antwortete er, „zu wenig!“ „Ich gebe Pfund, nicht mehr!“ „Nehmen“ sagt er nach einigem Hinundherwenden der Kette; „wollen mehr?“ Auch eine prächtige Tigerkrallenkette wurde erstanden. Zu meiner Freude fand sich unter den Schmucksachen Mehreres aus dem eigenthümlichen hochrothen Golde, von welchen das Museum in Batavia eine Reihe prachtvoller Sachen in der „Schatzkammer“ aufweist.

„Hier machen solche Sachen?“ „G'wiß Herr!“ (Cernly Sir!) „Wie machen?“ fragte ich gespannt. Denn die Art der Herstellung hatte der Kustos in Batavia mir nicht angeben können; auch bei uns scheinen die meisten Fachleute sowohl von der Sache wie von der Herstellung nichts zu wissen. Ich erfuhr nun, daß der fertig gestellte Schmuck in einer Flüssigkeit, bestehend aus Wasser, Salpeter, Alaun und „allerlei anderem“ (many things) gekocht wird, was einen ganzen Tag hindurch und länger dauere und wobei die Sachen wiederholt herausgenommen und gebürstet würden. Das Gold

erhält eine der Rubinröthe sich nähernde seltsame schöne Färbung. Sollte vielleicht das in unseren alten Gesängen so oft erwähnte „rothe" Gold solch orientalisches Gold bedeuten? Es wird ja vielleicht gegensätzlich auch oft von „gelbem" Gold gesprochen; die blasse Kupferröthe unseres heutigen rothen Goldes ist wohl nicht auffallend genug, um in den alten Zeiten, wo vorwiegend nur sehr starke Farbenunterschiede bemerkt wurden, zu besonderer Bezeichnung der Farbe aufzufordern. Leider gestattete mir meine Börse nicht, Muster von den kostbaren Gegenständen zu erwerben.

Eigenthümlich erschien das Verhältniß der Arbeiter zum Meister. Sie waren ihrer vier, die in ihren schwarzblauen Kitteln an den Werktischen feilten, klopften, ciselirten, lötheten. Sie arbeiteten keineswegs mit der uns öfter geschilderten Rastlosigkeit, sondern hörten gelegentlich auf, sahen uns zu, halfen auskramen, arbeiteten dann wieder ein wenig, zeigten auch einige Kunstgriffe u. s. w. Mittlerweile wurde ihnen ihr Essen gebracht, womit sie sich auf ihren Werktischen einrichteten. Mit dem Feilstaub des Goldes gingen sie sehr lässig um. Während bei uns sorgfältig das Verstreuen desselben verhütet wird, fingen sie höchstens den größeren Abfall in einer etwas herausgezogenen Schieblade des Arbeitstisches auf. In den Handarbeiten, z. B. dem Herstellen von Filigran, waren sie ungemein geschickt. Nur ungern verließ ich die lehrreiche Werkstube, da auch manches Andere zu besehen blieb.

In dem europäischen Stadttheil fiel das lebhafte Treiben in dem Geschäftshause der deutschen Firma Gebrüder Katz auf. Dieses Haus besorgt für die holländische Regierung die Transporte und Lieferungen für den atchinesischen Kriegsschauplatz, der Pinang gegenüber auf Sumatra liegt; es soll dabei sich durch große Tüchtigkeit auszeichnen, auch ein Erkleckliches gewonnen haben.

Als der Abend langsam herniedersank, besuchten wir auf

Empfehlung unseres Kapitäns den lebhaftesten Theil des chinesischen Quartiers, wo eben ein großes Fest gefeiert werden sollte, wegen dessen die Werkstätten und Läden früh geschlossen wurden. Auch werde dort Theater gespielt werden, hieß es. Der Wagen, den wir mietheten, wand sich durch ein an Dichte stets zunehmendes Gedränge von Chinesen und immer wieder Chinesen hindurch, bis endlich in der Nähe des Hauptfestplatzes das Weiterfahren absolut unmöglich wurde. Wir drängten uns zu Fuß durch die Menge, bis wir vor dem Gebäude angelangt waren, das als der wichtigste chinesische Tempel von Pinang bezeichnet wurde. Es war eine einstöckige Halle von mäßiger Höhe mit kleineren Nebenbauten.

Vor der Thür wogte und summte und lärmte es aber in unbeschreiblicher Weise, Alt und Jung durcheinander, alles offenbar sehr heiter und voll Interesse an dem Fest. Unser kühner Versuch, in den Tempel einzutreten, gelang nicht viele Schritte weit. Höflich aber bestimmt erklärte uns ein ernster Zopfmann, daß Fremde keinen Zutritt hätten, so daß wir leider umkehren mußten. Doch hatten wir immerhin einen Ueberblick erhaschen können. Es war eine höchst seltsame Art von Festbegehung. Man konnte die vor sich gehende Feierlichkeit ein Fidibusfest nennen; es war als ob der Fidibus seine Entstehung, den großen Tag seiner glücksvollen Erfindung feiere.

Auf großen breiten Altartischen brannten in ehernen und thönernen Gefäßen Fidibusse und immer Fidibusse, rothe, gelbe, grüne, weiße, blaue, stets schraubenförmig zu Röhrchen gewunden, so gemacht, wie wir ja auch gelegentlich Röhrchen aus zusammengerollten Papierstreifen bilden, die wir nach dem Zusammenrollen in die Länge ziehen. Bündel von solchen, sehr große wie mittlere und kleine, wurden wie Blumenbouquets in Vasen gesteckt und entzündet und wenn abgebrannt, erneuert. Das Papier war offenbar so präpärirt, daß es nur

wenig flammen, eigentlich nur glimmen konnte. Und so war nun ein solcher Papierqualm in dem Tempel verbreitet, daß man kaum durchsehen konnte. Bunte Papierlaternen in Menge hingen von der Decke herab; ihr farbiges mattes Licht kämpfte mit dem grauen Qualm. In geschäftigem Ernst gingen Diener oder Bonzen oder was sie sein mochten, in bunte Festgewänder gekleidet, hin und her, um immer wieder die Becher und Vasen mit den bunten Papierröhrchen zu versehen, die halbverbrannten herauszunehmen und zu sammeln. Leider hatten wir nicht weit genug vordringen können, um das eigentliche Tempelbild zu Gesichte zu bekommen.

Draußen ging die Fidibusfeier inzwischen auch los; da trug man einen großen Kessel heraus, in welchem nun ebenfalls das Papiergebrenzele ausgeführt wurde, einestheils mit den Resten aus den Vasen der Altäre, anderntheils auch mit frischen Bündeln, so daß der Qualm wolkenartig über dem Menschengewirre emporstieg. Welche besondere Provinzial-, Landes- oder Standesgottheit den seltsamen Papierqualm aufzunüstern angerufen wurde, ist mir unerschlossen geblieben.

Dem Tempel genau gegenüber war in der Mitte des Platzes das Theater aufgebaut. Die Bühne, ohne Vorhang, befand sich auf einem etwa zwölf Fuß hohen Podium, vor welchem auf einer schmalen Estrade ein halb Dutzend Musikanten dem wartenden Publikum durch Trommeln, Pfeifen, Tuten, Klimpern die Zeit verkürzten. Nach und nach wurden die Papierlaternen, die in Guirlanden den ganzen Bühnenaufbau umgaben, angezündet; desgleichen schmückte sich die Tempelfaçade mit derselben schwach leuchtenden, aber in ihrer Buntheit nicht reizlosen Illumination. Nach längerem, keineswegs uninteressantem Warten erschienen unter gewaltigem Gongspektakel die Schauspieler auf der Bühne, jubelnd begrüßt von den harrenden Zuschauern.

Nun ging's los mit überaus drastischem Spiel und lauter,

lebhafter Deklamation, letztere natürlich so unverständlich wie denkbar. Immerhin ließ das Geberdenspiel einiges errathen. Es handelte sich, wie es schien, um eine Werbung zur Armee gegen die rebellischen Taipings. Eine klassische Fallstaffbande von sechs Mann wurde unter den komischsten Manieren ausgesucht. Da kamen Mütter, unter Thränen ihre geliebten Söhne zu reklamiren, Frauen ihre Männer. Immer mußte der dicke Schreiber am Tisch wacker bezahlt werden. Die Frauenrollen wurden stets durch Männer gespielt; die Garderobe war sehr mäßig, namentlich alt und verkommen. In groteskem Spiel war vor allem der Hauptkomiker der Truppe eine wahre Wonne für die Zuschauer, die seine Witze und Marschirgeberden mit Salven von Gelächter, das über den Platz hin dröhnte, belohnten. Die endlich geworbene Truppe wurde nun ganz im Stile des seligen Sir John bewaffnet und marschirte unter ungeheurem Musikcharivari und Beifallsgelächter auf. Die Verwicklung und die mit „apoplektischer“ Gewißheit drohende Katastrophe des Davonlaufens warteten wir nicht ab.

Beim Weiterfahren durch die beleuchtete Stadt, wo es bunt und oft wild herging, thaten wir einen chinesischen Jüngling in Weiß auf, der sich bestimmen ließ, uns zu führen. Er sprach recht geläufig englisch und war uns sehr behülflich. Jede Geldentschädigung lehnte er höflich ab. „Pflicht gegen Fremde!“ sagte er. Wir sahen eine Opiumkneipe mit den stier dahinbrütenden Rauchern, von denen einer bereits den Betäubungsschlaf schlief, fuhren auch durch eine sehr belebte und sowohl von den Gaslaternen, als aus den Häusern hell beleuchtete Straße, in welcher vor den Thüren auf Bänken reihenweis buntgekleidete Mädchen saßen, unsere frisch angekommene Lieferung vom Schiff sicherlich dabei.

Bei der Unterhaltung mit dem Führer über das Volkstheater meinte er, ob wir denn das große feine Theater nicht

gesehen hätten. Nein, wo ist es? Wir fuhren sofort dorthin und erstanden unsere Billete. Man war mitten im Stück. Die Räume waren einfach ausgestattet, aber überdacht, bei den Zuschauern Männer und Weiber getrennt, erstere weiß, letztere ausnahmslos blauschwarz gekleidet. Die Frauen hatten das zur Rechten des Parterres belegene Drittel der Sitzplätze inne.

Die Zuschauer verhielten sich äußerst ruhig und formvoll; in ihren Anzügen herrschte die größte Sauberkeit. Auch auf der Bühne, wo ein heiteres Familienstück gespielt wurde, das auf listig erzielte Heirathseinwilligung hinauslief. Mein vor einer Stunde erst gekräftigtes Vorurtheil, daß die Weiberrollen immer durch Männer gegeben würden, zerfiel alsbald, denn hier spielten zwei Frauen mit. Sehr häufig erfährt man so im Orient, wie wir uns so oft auf Grund sporadischer Mittheilungen Ansichten über Land und Leute gebildet haben, die vor der Wirklichkeit zerrinnen; die sorgfältigste Unvoreingenommenheit ist deshalb für erste Pflicht des beobachtenden Reisenden zu erklären.* Merkwürdig war, daß zunächst die Musikanten

* In der oben ausgesprochenen Ansicht, weibliches Schauspielerpersonal gesehen zu haben, bin ich inzwischen wieder erschüttert worden. Aus einer mir zur Hand gekommenen Schrift eines englischen Ansiedlers von Pinang, J. D. Vaughan, Advokaten am Obergericht der Niederlassungen (Manners and customs of the chinese of the Straits settlements, Singapore 1879), entnehme ich, daß auch wohl in unserem Falle die Frauenerscheinung Maske gewesen sein möchte. Vaughan sagt: „Weibliche Darsteller sind nicht vorhanden. Die Frauen werden durch junge Männer dargestellt, welche ihre Rollen trefflich spielen und selbst die Chinesen täuschen. Der Autor hat Darstellungen angewohnt, bei welchen einige Zuschauer bestimmt erklärten, einige der Darsteller seien Frauen; Besprechung mit den Theaterbesitzern ergab aber, daß Frauen in ihren Truppen nicht zugelassen seien.“ Man sieht, daß die uns widerfahrene ganz vollkommene Täuschung wohl zu verzeihen ist, da selbst der jahrelang in Pinang lebende Gewährsmann sich auf die ausdrückliche Ver-

hinter den Schauspielern, auf einer Bank vor dem Fond saßen. Sie füllten alle größeren Pausen durch schmetterndes und gellendes Quinkelieren aus. Sodann fand niemand etwas darin, daß während des Spiels Nichtspielende — schlechter gekleidet — auf der Bühne ab- und zugingen, Gegenstände hin- und hertrugen, Früchte, Getränke den Musikanten hinbrachten u. s. w. Die Illusion schien auch bei den ernsten und etikettevollen Zuschauern stark genug zu sein, um den Alltagsspuk ganz vergessen zu machen.

Wir sahen das Stück nicht zu Ende. Draußen wartete unser „Holien beim Sternenlichte" auf unsere Rückkehr. Er hatte sich zwei nachgeschlenderte Fremde angesammelt und stellte mit der größten Höflichkeit die Frage, ob wir ihnen dreien die nicht ausgenutzten Billette überlassen wollten.

Voll Dank verabschiedeten sie sich und flogen mit hocherfreuten Mienen den Gang hinauf zum Parterre. Wir fuhren zum Landungsplatz und ließen uns zum Aratun-Apcar rudern, die noch immer summende Stadt mit der über ihr schwebenden leuchtenden Dunstwolke hinter uns lassend.

Am nächsten Morgen wurde ein neuer Besuch der Stadt vorgenommen, um gestern Ausgelassenes nachzuholen. Wir besichtigten auf der ansteigenden Straße hinter der Stadt die Arbeiten für die Quellwasserleitung, welche von den waldigen Höhen der Insel gutes Trinkwasser nach Pinang zu führen bestimmt ist. Die Engländer hatten keinen Fluß vorgefunden,

sicherung Dritter stützen muß. Derselbe rühmt übrigens bei der Gelegenheit ebenfalls die Darsteller. „Die Chinesen," sagt er, „sind ausgezeichnete Komiker; ihr Geberdenspiel ist höchst ausdrucksvoll, ihre Pantomimen so gut, daß man ohne Schwierigkeit die Handlung verstehen kann. Die Komiker stehen den besten Schauspielern der Londoner Bühne gleich. Der Verfasser hat im chinesischen Theater so herzlich gelacht, wie in London mit Buckstone und anderen komischen Darstellern auf den Brettern."

weshalb sie sich gleich von Anfang zur richtigen Idee der Quellwasserzuführung bequemten. Ich dachte seufzend an eine Weltstadt, in welcher man sämmtliche Uebelstände der Flußwasserleitung durch alle Stadien mit Geduld auskostet, ehe man sich zu dem Entschluß aufrafft, das Remedium gegen Algen, Rohrasseln und andere Grundsuppenbestandtheile in den von der gütigen Natur angelegten Bergfiltern zu suchen. An den Rohrgräben arbeiteten chinesische Kulis in der prallen Sonnenhitze. Sie arbeiteten mit der praktischen englischen Schaufel mit kurzem Stiel und bügelförmigem Griff, welche bei uns immer noch lange nicht vollständig unsere ältere weniger gute Schippe verdrängt hat. In langer Linie zogen sich die dickwandigen getheerten Röhren die Straße hinauf, neben der Grabenlinie zurechtgelegt, um demnächst eingebettet zu werden. Welche schottische Gießerei möchte wohl die Eisenlast zu liefern gehabt haben, die um mehr als den Viertelserdball herangeführt worden war! Wir verließen die Grabenden gegen eilf Uhr, um uns an Bord zu begeben, da wir den „blauen Peter" am Tauwerk unseres Schiffes emporsteigen sahen. Dieser Peter ist die kleine fast quadratische dunkelblaue Flagge mit weißem Viereck in der Mitte, die als Abfahrtszeichen dient; im Signalkodex bedeutet sie P.

An Bord angekommen, fanden wir die Mannschaft in einer gewissen Aufregung. Drei Matrosen, Laskaren (Inder von der Malabarküste, die sehr gewöhnlich auf den Dampfern Matrosendienste thun), lagen regungslos auf dem Deck hingestreckt, von den übrigen gelegentlich betrachtet und dann achselzuckend wieder verlassen, in todtenähnlichem, jedenfalls sehr krankem Zustand. Nach längerem Fragen — der Kapitän war noch an Land — erfuhren wir den Zusammenhang. Die Bursche hatten beim Ausladen ihr Augenmerk auf eine Kiste gerichtet, die Eßbares zu enthalten schien. Es waren Droguen darin, für einen chinesischen Doktor in Kalkutta bestimmt. Einen

breiten Splitter von der Kistenwand lossprengend, hatten sie eine kleine thönerne Kruke sich aneignen können und von deren Inhalt nun — wohl nach der Maxime: was heilsam ist, muß auch gut sein — genascht, d. h. sie zu einem guten Drittel ausgefressen. Das Arkanum hatte eine schlimme Wirkung auf sie ausgeübt. Nach dem Doktor war geschickt; er ließ immer noch auf sich warten. Ich zählte bei dem einen der Burschen den Puls; er war nicht dreißig. Ein grüner Schleim war bei allen dreien aus dem Munde gequollen, die Haut sehr kühl, fast kalt geworden.

Unserem chinesischen Koch, einem jungen munteren Menschen, machte die Sache fabelhaften Spaß. Er lachte unbändig, wenn einer der Unglücklichen einen schwachen Versuch machte, sich herumzuwälzen. „Kells dumm!“ sagte er auf mein Befragen. „Gut Medzin! sehli gut (velly good). Nehmen so viel, Erbse (mit den Fingern das Maß zeigend) in Theepott heiß Wasser, all Tag Tasse, drei Tag Pott: dick werden, stark werden!! (Mit den Händen modellirte er, wie dick die Oberarme würden, wie gewölbt der Brustkasten, wie kräftig die Schenkel) nehmen mehr, kaput!! Haha, Kells dumm, hahaha!“

Endlich kam der Doktor im Boot heran. Er machte bei dem Suchen nach Lebenszeichen wenig Umstände; mit dem linken Daumen dem Daliegenden einen Augendeckel aufhebend, stieß er mit dem rechten Daumennagel kräftig auf den starren freigelegten Augapfel. Der erste der Kranken ließ dies ruhig geschehen, der zweite fuhr wild zurück mit dem Kopf, so auch der dritte. Aus der Schiffsapotheke wurde nun Ipecacuanha geholt und davon ein heißer Aufguß den Bewußtlosen mit Gewalt eingeflößt. Es trat starkes Erbrechen ein und nach einer halben Stunde konnten die Bursche ins Boot getragen werden; einer konnte sogar, gestützt, etwas gehen. Sie wurden ans Land ins Hospital gebracht; mir schien, daß der Chinese mit seinem „kaput“ diesmal nicht Recht behalten würde. In

der näher in Augenschein genommenen Kruke war eine braune, ziemlich geruchlose Latwerge; der Name des „dick und stark“ machenden Tonikums war in leider nur chinesischen Zeichen auf dem grünen umgeklebten Zettel angegeben.

Unser Schiff und die anderen auf der Rhede umflatterte und umspielte in graziösen Linien eine Vögelschaar, natürlich die Möve dabei, dann aber auch einige schöne Falken. Wie Pfeile schossen sie manchmal herab zur Wasserfläche, tummelten dann spielend herum, schienen darauf einen Wettflug nach dem Festland anstellen zu wollen, aber kehrten nach wenig Minuten wieder zu neuem Spiel zu uns zurück. Ein blitzgeschwinder Falk mit rothbraunen Flügeln und weißer Brust lockte mich gar zu sehr. Ich ging hinunter zu unseren Koffern und packte mein Gewehr aus, um für Freund Peters den pfeilgeschwinden Segler der Lüfte zu erlegen. Zweimal vorbei! Da ruderte des Kapitäns Jolle heran. Nicht schießen! rief er; „ich bin der weiße Falke“, fügte er nicht hinzu, sondern: „es ist verboten, wir kriegen die Hafenpolizei auf den Hals!“ „In Ihrer Kabine liegt das Buch, das Sie wünschten, Kapitän! wollen Sie es nicht einmal ansehen?“ Er ging. Pank! da fiel der Falke ins Wasser. Ein Eingeborener im kleinen Boot fischte den noch um sich beißenden Prachtvogel heraus, der 33 Zoll spannte und mit seinem glänzenden schwarzen Augen zu fragen schien, warum man denn sein schönes luftiges Leben ihm nehme, um ihm ein ausgestopftes in der Berliner Sammlung dafür zu geben. Eine halbe Stunde später, als der „Aratun“ parallel der palmenbewachsenen malakkischen Küste nach Nordwest fuhr, waren wir eifrigst beschäftigt, den erlegten Segler der Lüfte auszubalgen, die von dem Konservator Herrn Reischeck in Neuseeland erhaltene Sammlerregel beobachtend, den erlegten Vogel kalt werden zu lassen, bevor man ihn enthäutet; die Federn haften dann ungleich fester. Das Weiß und Braunroth des Gefieders war

ganz wie das unserer Kapuzinertauben. Den Körper des Vogels bekam — ein Tiger zum Dessert. Wir hatten einen an Bord, und zwar gleichsam als alten Bekannten. Er war Javaner und mit dem Schiff, welches uns von Batavia nach Singapore gefahren, nach letzterem Platz und dort zu einem Thierhändler gebracht worden, wo wir ihn, als wir Papageien kauften, wiederfanden. Der Händler hatte ihn alsbald nach Kalkutta an einen indischen, sagen wir Nabob verkauft und mit dem „Aratun" versandt. Die Unglücksbestie hatte es sehr schlecht. Denn der aus dicken Bohlen gezimmerte Kasten umgab den Körper des Thieres wie ein Rohr, so daß es sich nicht umwenden, ja den Kopf nicht viel emporheben konnte. Die beiden Endöffnungen des Kastens waren stark vergittert. In diesem Marterkerker steckte das Thier nun schon mindestens vierzehn Tage. Seine Wildheit war indessen nicht gebrochen; einmal schlug es mit der Pranke durch das enge Gitter nach dem nackten Bein eines Laskaren, allerdings ihm nur die braune Haut schürfend, aber ihn zu einem entsetzten Satze veranlassend. Unseren Falken verspeiste die gefangene Katze mit offenbarem Appetit.

Im Laufe des Nachmittags gab es auf einmal Aufregung auf der Kommandobrücke. Der Kapitän winkte uns lebhaft zu und wir trabten in corpore über die Laufbrücke, welche das Kampagnendach mit der Kommandobrücke verband, zu ihm hin. Zwei Dampfer kamen in Sicht, uns entgegen. Signalflaggen flatterten hinauf und hinunter, auf den beiden kommenden Dampfern sowohl, als auf unserem. Es waren zwei Schwesterschiffe des „Aratun", ebenfalls Apcar u. Cie gehörig. Sie kamen von Kalkutta mit ihrer Opiumfracht und gingen nach Hongkong. „Was haben Sie gefragt, Kapitän?" sagte ich zu diesem, als das Grüßen und Winken mit den auf Schußweite vorübersausenden schwarzen Schraubenschiffen ausgetauscht war. „O, nach der Ladung! Die beiden haben zusammen 4300 Kisten

Opium an Bord; die Kiste 750 Dollars. Rechnen Sie nur, das macht" — — wir rechneten, es machte 3 Millionen 225 000 Dollars oder 12,900,000 Mark. „Da sehen Sie, was unsere Armenier sind."

Das sahen wir allerdings und sahen auch hinein in Englands indo-chinesisches Geschäft, für das es im Jahre 1840 den hübschen Krieg mit dem himmlischen Reiche geführt, weil letzteres sonderbarer Weise die Einführung des Giftes nicht gestatten wollte. Die beiden Apcar-Dampfer brachten die erste Sendung von der vor kurzem geschlossenen Versteigerung in Kalkutta. Das Opium wird unter Monopol in Indien gebaut und nach der Ernte in Kalkutta versteigert. Verkauf in und für Indien ist aufs allerstrengste verboten, für China aber freundlichst gestattet und bringt der indischen Regierung zwischen 7 und 10 Millionen Pfund Sterling jährlich ein. Frisches Opium ist im Reich der Mitte besonders geschätzt, weshalb die ersten Sendungen die begehrtesten, bestbezahlten sind. Den Handel haben einige wenige große Häuser in der Hand, meist Armenier, welche die großen Kaufherren im östlichen Ostindien sind. Vor ein paar Jahren hätten, erzählte der Kapitän, einige „Kleine" versucht, bei der Versteigerung einzudringen. Die „Großen" aber litten das nicht, d. h. sie ließen es zunächst zu und dann stellten sie in China die Preise unter den Kalkuttaer Ankaufspreis. Das hielten die Neulinge nur zwei kurze Jahre aus, worauf man ihnen ihre schönen Schiffe billig abkaufte.

Welches Quantum von Unglück, von Verderb, von präparirtem Elend trugen die dort unter ihren Rauchwolken sich entfernenden schwarzen Kasten in sich! Im Durchschnitt ist der Opiumpreis in Kalkutta ein Pfund Sterling für ein Pfund Opium. Also sieben bis zehn Millionen Pfund ruinöses Gift flößt das christliche England alljährlich dem ihm „befreundeten" Reiche ein. Wie viele Millionen Gehirne oder Existenzen dem

Profit hier zum Opfer fallen, möge der Physiologe oder Toxikologe ausrechnen. Das ist England in Ostasien!! Dasselbe England, welches zu Hunderten Missionäre aussendet, geistiges Licht in ferne Länder zu tragen, es verhängt Geistesnacht, Umnachtung aller edlen Fähigkeiten mit den Waffen in der Hand über Tausende und aber Tausende. Kann die erleuchtete englische Nation das auf die Dauer dulden? Noch jüngst ist wieder im Parlament in London der Versuch der kleinen Partei gescheitert, welche immer noch nicht gelernt hat, den Unwillen gegen die geduldete, ja beschützte Perversion niederzukämpfen. Wann werden die edleren Regungen des englischen Volkes hier den Sieg davontragen?!

Am 30. Juli in der Frühe passirten wir den nördlichsten Aussendling der Adamanengruppe, die Preparis-Insel, um deren pyramidenförmige Bergkuppe ein Wolkenschleier webte. Hitze wechselte ab mit erfrischendem Regen — wir befanden uns in der Regenzeit. In schöner Sternennacht vom 31. auf den 1. warf der „Aratun" Anker; wir hatten die Gangesmündung erreicht, wo wir das Frühlicht abwarten mußten, um den Strom hinaufzufahren.

Voll Erwartung waren wir in der ersten Frühe auf den Beinen. Da lag das flache, ganz flache Land vor uns und doch fast in grauer Ferne; das Wasser lehmgelb, also wir waren in der Flußmündung; ringsum über ein Dutzend andere große Schiffe. Mit der Flaggenstation am Ufer, wo dasselbe weit vortrat, wurden von uns und einem Nachbarn Signale getauscht. Wir gaben zuerst den Ausfahrtshafen an. Vier Flaggen, die an einer Leine befestigt, stiegen hinauf. B L P H unter einander, Hongkong bedeutend. Alle geographischen Signale haben zu oberst die Burgi-Flagge, welche B bezeichnet, ein rothes Viereck, vorne in zwei stumpfe Spitzen auslaufend. Drüben der riesige Nachbar zeigte denselben Ausfahrtshafen. Dann stieg bei uns der Schiffsname auf, V G L H, was nach dem Buch Aratun-Apcar

hieß, und daselbst auch ersehen ließ, wie viel Tonnen unser Schiff netto wie brutto hielt, welches der Heimatshafen war u. s. w. Die Tonnenzahlen standen richtig mit 1395 und 2153 angegeben. Steht ein G zu oberst im Namen des Schiffes, so ist dieses ein Kriegsschiff; das G ist ein sehr spitzes Dreieck, gelb an der befestigten Basis, blau an den vorderen zwei Drittheilen. Drüben der Große nannte sich Suez und hatte oben eine viereckige Flagge, war demnach Handelsschiff, indem alle Handelsschiffnamen mit einer viereckigen Flagge anfangen. Er war gleichzeitig mit dem „Aratun" aus Hongkong abgefahren. Jetzt schien er uns den Fluß hinauf überholen zu wollen; denn er lichtete eine Viertelstunde früher als wir die Anker, nachdem er mit unserem Schiff einige Zeichen ausgetauscht; es waren Grüße und Bemerkungen wegen Wohlbefindens. Die Flaggensprache sahen wir somit hier lebhaft gebrauchen. Achtzehn Flaggen bilden den Apparat, bedeuten nämlich die Buchstaben des Alphabets, die Vokale und X Y Z ausgenommen, Jot aber eingerechnet. Hierzu kommt noch der roth und weiß senkrecht gestreifte („gespaltene") Antwortswimpel in Spitzwinkelform. Die Flaggen werden zu zwei, drei und vier übereinander gebraucht und sind im Kodex entsprechend zusammengestellt, so daß unabhängig von der Landessprache der Gedankenaustausch stattfinden kann, eine wahre Weltsprache.

Der Strom, den wir hinauffuhren, war nicht der eigentliche Ganges, sondern einer seiner Hauptarme, der Hugly, der sich bei Radschmahal vom Hauptstrome abzweigt und an welchem Kalkutta liegt. Anfänglich zeigte sich die Breite des Flusses kolossal, 7—8 englische Meilen. Allmählich aber zogen sich die Ufer zusammen, die Spannung, mit welcher wir dem Reiseziel näher kamen, stetig steigernd.

Da lag es nun endlich vor uns, das Land der Geschichte, der Sagen, der Märchen, der Dichtung, das Land der Forschung

nach unserer Sprachentwicklung, nach uralter arischer Kultur überhaupt, welche die Wurzeln unserer abendländischen in sich trug und zum Theil erkennbar noch trägt. Uns umfluthete der Ganges, den unsere deutsche Poesie beinahe eben so viel mit Gestalten belebt hat, wie die Indiens selbst. So vieles ist uns indeß heute noch dunkel und neu in diesem wunderbaren Lande, so vieles unerklärt und doch so wichtig, daß mir ein



Dorf bei Kalkutta.

fest vorgenommenes nescire aude, also Beobachtung ohne jede Voreingenommenheit, selbst für eine auf sehr kurzes Zeitmaß berechnete Durchreise der beste Wahlspruch schien.

Gegen halb zehn Uhr überholten wir die vorausgeeilte „Suez" wieder, die quer mitten im Strome lag und augenscheinlich im Schlick feststeckte. Wir besaßen die Schlechtigkeit, mit Schadenfreude den überholten Mitrenner links liegen zu

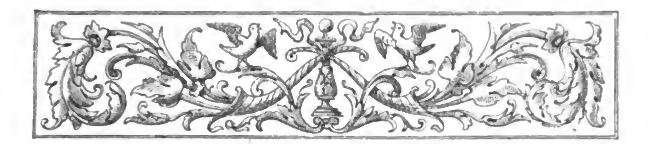
lassen. Herrliches Wiesengrün bedeckte die herannahenden Ufer; deutlich erkannte man mit bloßem Auge Heerden grauer Büffel, die, an den Wasserrand gelangend, sich im Strome kühlten, bloß mit dem plumpen Rücken herausragend. Abwärts kommende Dampfer begegneten uns. Die Ufer schmückten sich nun mit malerisch aufsteigenden Kokospalmen; dazwischen erblickte man die Strohdächer von Dorfschaften; von Palmenhainen beschattet, ein köstlicher Anblick, ganz verschieden von dem ägyptischer Dörfer, bei denen die stockgerade stehende graugrüne Dattelpalme die steife Staffage abgiebt. Eines dieser Dörfchen stellt die vorstehende Abbildung dar, die später in Kalkutta aufgetrieben wurde; brütend liegt die Sommerhitze über den Palmenwipfeln, kein Zittern trübt den Spiegel des Teiches. — Immer belebter wurde der Fluß. Große Fischerkähne passirten wir nun, schnabelförmig hoch hinaufgehend am Hintertheil, von dem ein langes Streichruder, an Stricken hängend, als Steuer ausging. Dunkelbraune Gestalten, unter einem Sonnendach sitzend, führten die Ruder; der hochstehende Steuermann konnte über das Sonnenzelt gut hinwegsehen. Die Fischer zogen breite Schleppnetze quer über den Wasserlauf und schienen gute Beute zu machen. Den Ufern parallel zeigten sich nun hohe Dämme, die palmenbeschatteten Dörfer halb verdeckend, Kanäle einfassend, offenbar wegen der deutlich erkennbaren weiten Reisfelder angelegt. Marabutstörche spazierten gravitätisch am Uferrand entlang oder flogen schwerflatternd über die Heerden der Wasserbüffel dahin.

Gegen Mittag erblickte man in der Ferne die Rauchwolke, welche sich von den — Fabrikschornsteinen Kalkuttas erhob. Nun auch das erste zur Stadt gehörige Gebäude, ein großes, gewaltiges, mit roth-gelbem Anstrich; daneben ein hoher, qualmender Kamin. Es war eine Spinnerei, deren Maschinen man, näher kommend, deutlich rasseln hörte.

Europäische Industrie hat die Natureinfachheit des Wunderlandes hier, wie vielfach anderwärts, bereits durchbrochen und die braunen Söhne des Fünfstromlandes bereits ihrer heimischen Flur entfremdet und an die Maschine gefesselt.

Langsamer und langsamer fährt der Dampfer, mancherlei Fahrzeugen ausweichend. Jetzt zur Rechten ein Park mit alten Gebäuden im Rokokkostil. Es ist der Wohnsitz der Königin von Audh. Pfauen sitzen auf den Dächern und Zinnen, Marabutstörche auf den Eisenverzierungen der Blitzableiter, regungslos, wie selbst aus Eisen gebildet; weißgekleidete Gestalten schauen neugierig aus den Fenstern und von den Veranden nach dem „Aratun". Immer dichter wird das Schiffsgewimmel, immer belebter das Ufer, an dem sich Waarenhäuser und Magazine links, Gärten und Häuser rechts hinziehen. Da sehen Sie auch einen von unseren Chefs, sagte der Kapitän, die goldgebortete Mütze lüftend, den Blick nach einem mittelgroßen Hause am Ufer gerichtet, wo man einen Mann in dunkler Kleidung am Fenster stehend erblickte, der leicht mit der flachen Linken herüberwinkte. Das Haus lag am oberen Ende eines hübschen Gartens, der durch eine Steinbalustrade nach dem Fluß hin abgeschlossen war; schmiedeiserner Balkon mit geschwungenen Verzierungen; ähnlich das sichtbar werdende Gartenthor; der Stil des vorigen Jahrhunderts. Endlich hört die Schraube auf zu rauschen. Wir haben den Landungsplatz erreicht, wo das Schiff an einer mächtigen im Strombett verankerten Boje befestigt wird. Wir sind in Kalkutta.





II.

Kalkutta.

Wie schon berichtet, legte der „Aratun" nicht unmittelbar am Ufer an, wie es in Hafenstädten sonst möglich gemacht ist, sondern wurde an einer verankerten Boje befestigt. Es fehlt in Kalkutta noch auf große Strecken am Hugly-Ufer an den erforderlichen Bollwerken oder Futtermauern. Die Tiefe und Breite des mächtigen Stromes gestattet aber, daß die größten Kauffahrer vor der Stadt anlegen können. Es ist ein bedeutender Verkehr vorgesehen: denn wo wir hielten, lagen nicht weniger als fünf Reihen der riesigen kegelförmigen Bojen parallel zueinander vor der mit Grün bewachsenen Uferböschung, mit fußweiten schweren Ringen versehen, in welche die Haltetaue geschlungen werden. Etwas stromabwärts sah man in einen Werkstattschuppen hinein, in welchem die mächtigen Bojenkessel, die gegen 12 Fuß Durchmesser am Boden halten, gefertigt und ausgebessert werden, was auf starken Verbrauch schließen ließ.

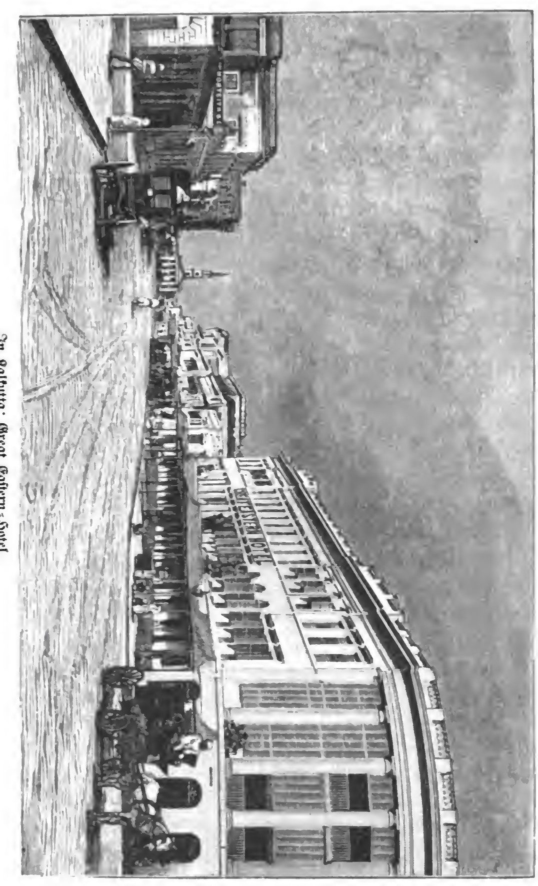
Es galt nun, mit unserem Gepäck von Bord an das etwa vierzig Schritte entfernte Land zu gelangen. Um darin behülflich zu sein, hatten sich aber, da man auf unserem

Kampagnendach doch fünf ganze Passagiere entdeckt, gegen hundertfünfzig braune Söhne Hindostans angefunden, welche mit Schreien und lebhaftem Gestikuliren ihre Dienste anboten. Zwei alte schwere Barken, lehmig angespritzt von den wohl meistens trüben Fluthen des Stromes, wurden mit Stangen und Seilen nun in Bewegung gesetzt, um die Masse der Konkurrenten an die Schiffstreppe zu bringen. Wie schlanke Katzen schossen sie nun die Treppe herauf auf Deck, um uns herum auf die Gepäckstücke los. Sahib (Herr), nimm mich! Sahib! hier, Sahib! dort. Da waren so dunkelbraune, mit so schwarzen Augenbrauen und Schnurrbärten, daß man hätte glauben wollen, sie seien gemalt, wenn nicht die gelbliche Schattirung des Augapfels, in dem ein beinahe schwarzer Augenstern saß, die Echtheit dargelegt hätte. Da waren auch hellere, blondere, was die Haut betrifft, doch immer in der bräunlichen Grundfarbe bleibend, nicht die gelbe Farbe der Chinesen zeigend. Da waren ganz bekleidete, in Blau, in Weiß und anders, und dann wieder solche, die wenig mehr als ein Lendentuch trugen. Das Schauspiel war fesselnder, als die anstürmenden Kerle sicherlich dachten. Reisegeübt wehrten wir das zugreiferische Andrängen ohne Aufregung ab, bis etwas Beruhigung eingetreten war und ich einen etwas gesetzten Mann als unseres Vertrauens würdig herausgesucht hatte. Ich sagte ihm, er solle alles übernehmen, siebenundzwanzig Stücke, nichts verlieren! Hier stehe alles. Zwei Rupien* (vier Mark) wurden als Preis ausbedungen. Er war's zufrieden und alle übrigen lärmenden Gesellen, die sich ausnahmen, als würden die Kosten für die Beförderung enorm werden, desgleichen und nun wurde das Gepäck mit aller nur denkbaren Schnelligkeit in die Barken geschafft. Von unserem freundlichen Kapitän und den Offizieren wurde herzlich Abschied genommen und der Wunsch von so eminenter Wahrscheinlichkeit:

* Der Ton auf dem i.

„auf Wiedersehen!“ ausgetauscht; wir lächelten selbst, als die leere Formel heraus war. Eine herzliche General-Lache aber ging noch auf, als ein dienstfertiger Laskare auf einmal das Fell des Kapuzinerfalken aus Pinang heranbrachte, das er aus dem Tauwerk des Sonnensegels genestelt. Die weißen Ameisen hatten den Weg zu dem Balg gefunden und ihn trotz Salz und Arsenikseife löcherig gefressen. Wir waren dessen schon früher inne geworden und hatten das Beutestück in aller Stille vergessen wollen; nun mußten wir uns doch noch darüber auslachen lassen. Herr St. schenkte dem pfiffigen Laskaren, der die Ameisen unschuldigerweise nicht gesehen, den Balg zum Andenken.

Nun gingen wir, und zwar die Schiffstreppen hinab zu einer der Barken, wo man uns unter dem alten zerflickten Sonnenzelt eine Holzbank durch Ueberspreiten mit einem bunten verschossenen Tuch besitzbar gemacht hatte. Am Ufer wurde wieder alles unter ungeheurem Halloh, aber in musterhafter Ordnung, auf herangeholte Wagen, die mit kleinen Buckelochsen bespannt waren, gepackt und wir selbst bestiegen eine von einem Schimmel gezogene Palki, die Käfige mit den erschrockenen kleineren Papageien zu uns nehmend, so gut es in dem engen Gefährt angehen wollte. Nachdem noch dem bedungenen Lohn der unvermeidliche kleine Bakschisch zugelegt war, der mit einem unwiderstehlich bittenden Gesicht begehrt und voll freudigen Dankes angenommen wird, rollte es fort zu dem anempfohlenen Hotel. Anfangs zwischen Gärten und Landhäusern durch, dann über einen großen prächtigen Platz und bald in die Stadtstraßen hinein. Nicht lange, so war das Great Eastern Hotel, ein weißgetünchter dreistöckiger Bau, an einer breiten chaussirten Straße liegend, erreicht. Unser Gepäck wurde schnell die großen luftigen Treppen hinaufgeschafft, die auf der Ecke des Gebäudes hinter einem hohen säulengetragenen Portikus lagen, und nun wurde erfrischende



In Kalkutta; Great Eastern-Hotel.

Toilette gemacht, denn die Hitze am festen Land war ungemein fühlbar geworden, unsere Leibwäsche in durchschwitzte, anklebende Ueberzüge verwandelnd.

Kaum hatten wir unsere Bekleidung in civilisirten Zustand versetzt, als der Hotel-Verwalter erschien, um mit uns die Annahme von Dienern zu besprechen. Dienern? Gewiß. Nun wir brauchen wohl nur einen zusammen, wir reisen in Gesellschaft. O nein, das geht nicht. Sie brauchen jeder einen Diener für die Zimmer. Hier, wählen Sie aus. Das thaten wir aus einer ganzen Reihe die Vorhalle erfüllender Gestalten in weißem Anzug mit dicken Turbanen oder hindostanisch Pugris.* Jeder der Angenommenen legte bei leichter Verbeugung die linke flache Hand auf die Brust, die rechte auf die Stirn, eine übliche Grußformel, gleichsam Angelöbniß mit Kopf und Herz. Nun brauchen Sie jeder zwei Diener für die Punkha. Was? zwei?, zusammen sechs? Freilich, zum Abwechseln während der Nacht; o die kosten nicht viel! Nun gut, die Punkhazieher sind freilich unentbehrlich. Und dann müssen Sie zusammen noch zwei Harris haben zum Austragen aus den Schlafzimmern. Das thun die Zimmerdiener nicht? O nein, das thun nur die Harris, die unterste Stufe der vierten Kaste. Nun sage ich, ein Mann reicht aus, wir haben ja zwei nebeneinander liegende Schlafzimmer. Da stand er schon in der Ferne, der Arme, der die niedrigsten Dienste zu verrichten hatte, weit hinter den Uebrigen, mit kummervollem Gesicht; niemand sprach mit ihm. So wären wir denn fertig; das macht ja zehn Mann! Ja, beinahe hätte ich's vergessen, Sie brauchen noch jeder einen Diener bei Tisch! Wie so? wir haben doch die Zimmerdiener! O, die bedienen nicht bei Tisch, das thut eine andere Kastenstufe. Nun gut denn, aber zwei reichen aus, wir speisen stets gemeinschaftlich. Zwei bunter

* Ton auf dem i, das u nach ö hin ausgesprochen.

gekleidete Turbanträger machen ihren Salam* (obigen Gruß). Ja, und sehr zweckmäßig, oder vielmehr unentbehrlich ist Ihnen noch ein geschickter Begleitungsdiener. Nehmen Sie ihn doch gleich für die ganze Reise an; er geht mit Ihnen durch Indien. Sehr gut, können Sie uns einen zuverlässigen Mann empfehlen? Gewiß, hier sind mehrere. Ein kleiner anstellig aussehender Gesell, Colorado-claro-häutig, schien mir sehr brauchbar. Dschedd̈y sei sein Name, sagte er; seine Zeugnisse lauteten vorzüglich; ein Vertragsformular hatte er auch, welches ich ausfüllte und damit diesen wichtigsten ersten Akt unseres indischen Lebens zu Ende brachte. Unsere Dreizehn gingen an ihre Posten, die übrigen verliefen sich; hatten wir doch auch verstehen gelernt, warum sich ein so großer Haufe von Bewerbern eingefunden hatte. Unseren kleinen Dscheddy sah man alsbald unaufgefordert das Gepäck mustern, ordnen, säubern, die Leibwäsche zusammenlegen und aufschreiben, als ob er schon seit so und so lange uns bedient hätte. Wenige Minuten später erschienen die beiden Bunten, uns zum Abendtisch zu laden; es werde sofort begonnen werden.

Eine Treppe tiefer im Speisesaal war angerichtet, an einem langen den Saal hinuntergehenden Tisch, an welchem gegen sechzig Gäste saßen. Ueber der Tafel schwangen die pendelartig aufgehängten Punkhas an hübsch geschlungenem rothem Gestrick, die angenehme und unentbehrliche Kühlung gewährend. Mit tiefem Ernst in den Mienen und Bewegungen sorgten unsere Tafeldiener für uns. Es war ein wunderbarer Anblick für den Neuling. Am Tisch die europäischen, ganz frischen Abendtoiletten, hinter den Gästen ungefähr eben so viele turbantragende Diener, die stumm und gemessen kamen, gingen, Teller reichten, wegnahmen, Flaschen entkorkten, Gläser füllten oder wechselten. Die rothgelb überzogenen Punkhas,

* Ton auf der zweiten Silbe.

deren sechs auf die Tischlänge kamen, pendelten ihren geräusch=losen Gang über die Tafelnden her, mit den breiten, roth ein=gefaßten Falbeln hie und da die Stirn eines sich etwas Auf=richtenden streifend, mit ihren taktmäßigen großen Schwingungen die vielen kleinen Bewegungen wie durch einen Grundton, einen stummen Orgelpunkt könnte man mit gewagtem Ver=gleiche sagen, verbindend.

Von der Punkha* wird mancher Leser noch Näheres zu hören wünschen. Sie ist, wenigstens in der warmen und heißen Zeit, für den Europäer in Indien geradezu ein Lebens=Element. Punkha ist Fächer, vom kleinsten Handfächer bis zur großen über dem Tisch oder dem Bett schwingenden Tafel. Der Punkhazieher, Punkha=Wala genannt, hält sie durch Ziehen an einer Schnur oder einer biegsamen Rotang=Ruthe, die über eine Rolle geht, in Bewegung. In der furchtbaren Sommerhitze, die häufig über 30 Gr. R. und sehr selten unter 22 Gr. geht, im Schatten natürlich, ist die Luftbewegung die einzige Rettung. Namentlich die großen langsam schwingenden Fächer, zehn bis zwölf Fuß Länge, gegen drei Fuß Höhe haltend, kühlen vortrefflich. Sie kühlen, zeigt uns der Physiker,

* Ton auf der ersten Silbe. Die Engländer sprechen das u auf ihre Weise nach ŏ, ja viele bis nach a hin aus; auch findet man sowohl punkha als pankha geschrieben, doch verstehen die Inder sehr gut das Wort, wenn wir das u wie bei uns üblich behandeln. Darf ich hier in der Buchausgabe den Leser mit dem erst später er=mittelten Detail behelligen, so sei gesagt, daß im Sanskrit punkha, vielleicht richtiger phunka (das h getrennt vom p zu sprechen) Vogel bedeutet, aber auch Feder, aber auch Flügel; letztere beiden heißen hindostanisch jetzt pankh oder punkh, der große Fächer pankha oder punkha, der kleine oder Handfächer pankhi. Man hat sich also früh offenbar vorwiegend mit Vogelfittichen gefächelt. Noch heute bedienen sich unsere Kupferschmiede, Gürtler u. A. der Fittiche zum leichten, sorgfältigen Anfachen des Holzkohlenfeuers.

durch Verdunstung der Schweißtröpfchen, die durch die Hautporen nach außen treten, von der bewegten trockneren Luft in Dunstform aufgenommen werden und wegen des Uebergangs aus der flüssigen in die Dampfform eine beträchtliche Menge Wärme binden, d. h. der Haut entziehen. Ueber jedem für den Europäer bestimmten Bett hängt die Punkha. Man streckt sich, in leichtem Nachtkleid, paëdschama* genannt, aus einem weiten leichten Beinkleid und desgl. langer Jacke bestehend, auf das Linnen (Decke und Oberlinnen unbekannt), worauf der Wala die Punkha in die kühlend erfrischende Bewegung setzt. Herr St. war so raffinirt, allabendlich mit Nadeln noch ein Handtuch an seine Punkha so zu befestigen, daß es die aufgerichtete Nase auf Millimeternähe passirte. So kann man denn einschlafen. Alle zwei Stunden lösen sich die Walas ab. Der Abgelöste legt sich an den Boden, krümmt sich zusammen, zieht ein Tuch über sein Gesicht und schläft seine Ruhezeit ab, während der Thätige mit gekreuzten Beinen, den Rücken angelehnt, sein lautloses rhythmisches Wirken ausübt. Dies geschieht in einem Nebenraum, indem die Punkhaschnur durch ein Loch in der Wand über die obenerwähnte Rolle geführt ist. Wir können nicht umhin, ein gewisses Bedauern für ihn zu haben, er wacht, damit wir schlafen können. Indessen manchmal nickt er doch auch ein. Der Schläfer merkt das nur zu bald, d. h. er wird durch die rasch steigende Hitze geweckt. Man greift hierauf nach der Punkha und schüttelt sie hin und her. Das weckt den Eingenickten, denn er hat die Schnur um seine beiden Hände geschlungen und alsbald schwingt er wieder eifrig, um seines bedungenen Lohnes am kommenden Morgen sicher zu sein. Dieser Lohn betrug für

* Das ursprünglich persische Wort — das dsch ganz weich zu sprechen — bedeutet Beinbekleidung, pa Fuß, Bein, dschama Kleid, Bekleidung; die Jacke ist also später hinzugenommen und in den Namen mit einbegriffen worden.

jeden unserer Walas zwei Anas, d. i. etwas über zwanzig Pfennige.*

Nicht ganz so aufmerksam sollen die Punkhazieher immer sein, namentlich wenn sie längere Zeit im Dienste gestanden haben. Man erzählt Geschichten davon, z. B. wie, nachdem das Rütteln sich als fruchtlos erwiesen, ein Stiefel nach dem Wala geworfen wird, der ihn vielleicht erweckt. Später fliegt der zweite Stiefel denselben Weg, noch später der Stiefelknecht und anderes mehr. Es soll manchmal ein „ewiger Krieg" zwischen dem wachenden Herrn, der schlafen will, und dem schlafenden Diener, der wachen soll, geführt werden. Eine Wala-Geschichte erzählte mir ein Offizier — nun, ein wenig „shocking" ist sie, aber ich glaube, ich darf sie nicht vorenthalten. Ein Offizier, der nur einen Wala, nicht zwei einander ablösende hatte, behandelte den schlaftrunkenen Burschen einigemale etwas hart, ja härter, als wohl räthlich. Ihm dünkte selbst später, er habe nach der letzten Bestrafung einen wenig Heil verkündenden Blitz aus dem schwarzen Auge des Unverbesserlichen schießen sehen. In der nächsten Nacht ging es anfangs gut. Dann nach dem ersten Schlummer Erwachen unter der stillhängenden Punkha. Der erste Stiefel fliegt: das Pendel bewegt sich wieder, aber nicht gar zu lange. Die Pantoffeln fliegen als Doppelgeschoß durch das im Fußboden ausgesparte Loch, denn der Wala saß im Erdgeschoß, zu dem die Schnur durch den Fußboden geführt war. Wieder kurzes Aufleben der Schwingungen. Bald sausen der zweite Stiefel und der Stiefelknecht hinunter; auch ihre Wirkung hält nur kurze Zeit vor. Nun greift der Schlaflose zu einem heroischeren Mittel. Die Wasserkanne vom Waschtisch wird genommen und

* 1 Rupie = 2 Mark, meistens etwas niedriger stehend, hat 16 Anas, ein Ana (lange a) aber $12^1/_2$ Pfennig bei Voraussetzung des nominellen Werthes, thatsächlich meist etwa $10^1/_2$ bis 11 Pfennig.

durch das Schnurloch entleert, wo der Guß den Faullenzer unten ja treffen muß, da er senkrecht unter dem Loche sitzt. Kurze Wirkung, dann steht die Punkha abermals regungslos. Nun warte du, knirscht der um seinen Schlaf Gebrachte; ich werde dir's eintränken. Er steht auf und tastet nach einem Gefäß, Geschirr wollen wir sagen — schriebe ich mit einer Gänsefeder, sie würde sich sträuben — also nun ja, nach einem nicht inhaltlosen Geschirr, schleicht zu der Schnuröffnung — und entleert es durch dieselbe — — ein Schimpf, nur einen Harri würde das nicht tödtlich beleidigen. Aber — — die Punkha blieb still, sie regte sich nicht, immer nicht; auch unten alles still. Meinem Mann kommt das endlich verdächtig vor. Er zündet Licht an und begiebt sich nach unten. Was muß er sehen! Der Wala ist fort (auf Nimmerwiedersehen), aber auf dem Fleck, wo er gesessen, genau senkrecht unter dem Zugloch, da lag der neue, vorgestern angekommene rothe Uniformrock mit seiner prächtigen Goldstickerei, und die schöne betreßte Hose dazu, und wie hatte die Flüssigkeit den lothrechten Weg innegehalten!

Die Verständigung mit unseren Tafeldienern ging leidlich; einige Worte englisch konnten sie und einige Brocken indisch hatten wir durch fleißige Uebung auf dem Aratun-Apcar uns zu eigen gemacht. Es war nicht leicht, die in Batavia und Singapore erworbenen malayischen Vokabeln für den Tischdienst nun mit hindostanischen zu vertauschen, zumal die hindostanischen schwieriger zu erlernen und zu behalten sind; nun es ging an. Sabur punkha! (Halt Punkha!) ruft man, da nach Entfernung der Damen man zur Nachtisch-Cigarre greift, und das Wehen die Zündhölzchenflamme verlöschen würde. Die kurze Frist, während das Anzünden vollzogen wird, ist schon unangenehm wegen der sofort sich bemerkbar machenden Stickhitze. Endlich brennt der Glimmstengel und das Kommando: Tano punkha! (Ziehe die Punkha!) läßt den wohlthätigen

Hauch wieder seine weiche Bewegung über die heiße Stirn führen. **Lao welatti pani!** heißt es, um Sodawasser zu bestellen. **Pani** ist Wasser. Wörtlich heißt der Satz: Bringe europäisches Wasser. „**Welayut**“ ist Europa.* Man ist bei uns wohl geneigt, anzunehmen, daß wegen der Verwandtschaft unserer Sprache mit dem Sanskrit Vieles in dem Hindi, das doch nur ein umgebildetes Sanskrit ist, unseren Wörtern ähnlich lauten werde. Das ist aber nur in der inneren linguistischen Tiefe der Sprache der Fall. Daß Wasser **pani** heißen könne, vermuthen wir um so weniger, als das Wort Wasser selbst seine sanskrite Stammform noch deutlich erkennen läßt. Nachdem das „europäische“ Wasser auch mit **börf**,** d. i. Eis in die richtige Verfassung gebracht, kühlen wir uns mit einem guten Trunk ab und schreiten zu einem Spaziergang.

Man hat Kalkutta die Stadt oder eine Stadt der Paläste genannt und mit einem gewissen Recht, doch sind die Paläste nicht diejenigen der Inder, also indischen Baustils, sondern die der Engländer, und tragen den Stempel der Entstehungs- und Entwicklungszeit des großen östlichen Handelsemporiums deutlich an sich. Im Jahre 1886 wird Kalkutta (eigentlich

* Man hört Welayut, Velayut, Wilayat. Die letzte Form scheint die korrekteste zu sein. Das Wort ist arabischer Herkunft und bedeutet (nach Forbes) überhaupt bewohnte Gegend, dann fremde Gegend, fremdes Land; von den Indern wird es insbesondere von Persien, Arabien und dann für Europa gebraucht. Wilayati ist Fremder, insbesondere aber Europäer, wilayati wird abgekürzt, für's Ohr wenigstens, in wilatti oder welatti, europäisch.

** Von Einigen burf, von Anderen barf geschrieben. B a r f ist persisch. Das hindostanische h i m, vom sanskritischen h i m a, kalt Kälte, Schnee, (man denke an lateinisch h i e m s Winter!!) fand ich nirgends für den täglichen Eisbedarf im Gebrauch, wohl aber, wie zu erwarten, H i m a l a y a für die Bergkette; h i m a Schnee, a l a y a Aufenthalt, Heim, also Schneeheim.

indisch Kalikuta* d. i. schwarze Stadt, kali = schwarz) ihre zweihundertjährige Geburtstagsfeier begehen. Man ist englischerseits mit dem Raum in großem Stil umgegangen, was weite Höfe und Gartenanlagen im Anschluß an mächtige Bauten mit gewaltigen hohen Façaden hat entstehen lassen und namentlich dem säulengetragenen Portikus gleichsam den ersten Rang zugewiesen hat.

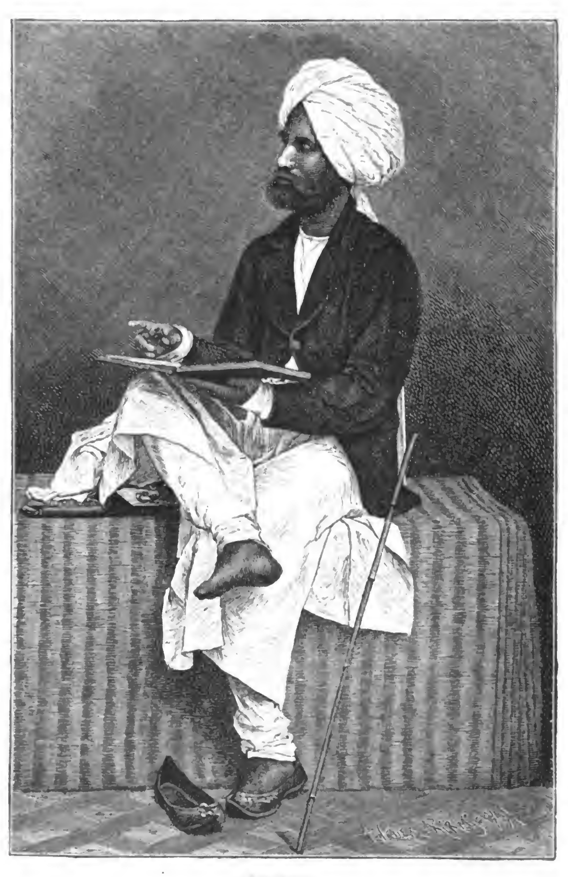
Mit Bogen überspannte Eingangsthore in den Umfassungsmauern, schmiedeiserne Thorgitter, Fenstergrillagen und Balustraden erzählen vom vorigen Jahrhundert. Auch bei den ganz modernen Regierungsbauten hat man glücklicherweise nicht die gothisirende englische Schule in Kalkutta einschneiden lassen, sondern ist bei der säulenvollen Spätrenaissance und deren Ausläufern und Nachfolgern geblieben, dabei die Macht des Ausdruckes in der Größe der Dimension suchend. Das ganze neue Postgebäude hat einen Säulenvorbau von gegen 50′ Höhe der Säulenschäfte. Alles dieses ist in großem Anlagestil, an breiten Straßen und Plätzen hergestellt, mit sich anschließenden öffentlichen Spaziergängen, Wandelgängen wollte ich sagen, Wiesengründen, Reitwegen, Parkanlagen. Dies gilt zunächst von dem auf dem linken Ufer des Hugly, des „Riedflusses" (von hogla, Ried, Röhricht) belegenen Stadttheil, die insbesondere heute die „schwarze Stadt" heißt. Am rechten Ufer in der sogenannten weißen Stadt dehnen sich die Bauten großartiger Faktoreien, Lagerhäuser, Fabriken u. s. w. aus, den Werftanlagen gleichsam als Hinterland dienend und die kaufmännische Bedeutung des Platzes zum Ausdruck bringend.

* Die Engländer haben zu Unrecht die Schreibung mit C eingeführt; auch ist „Kalikot" als das von Kalkutta aus zuerst zu uns gebrachte Baumwollengewebe, hiernach nicht als aus dem Französischen herstammend anzusehen, was in dem Scherztitel eines hiesigen großen Stoffkaufmanns, den heiterer Berliner Mund den Duc de Kaliko nennt, zu beachten sein wird.

An die englischen Gebäude schließen sich aber ganz unmittelbar die Häuser der Eingeborenen an, meist an engen, krummen Straßen, niedrig, schmal, eng, oder an den äußersten Rändern der Stadt ins Bäuerliche, Dorfartige übergehend. In diesen indischen Theilen der schwarzen wie der weißen Stadt wohnt die Hauptmasse der Bevölkerung, in ihren Lebensgewohnheiten nur wenig von dem Europäer erfaßt oder gestört.

Unser abendlicher Spaziergang führte uns in die weiten modernen Anlagen des englischen Theiles, wo eine Militärkapelle konzertirte. Es war ein großer schöner Platz mit Baumreihen zu beiden Seiten eines prächtigen Wiesenplans; alles vorzüglich mit Gas erleuchtet, das aus weißen Kugeln auf weiß angestrichenen Kandelabern auf die Reihen der vorzugsweise weiß oder doch hell gekleideten Spaziergänger herabschien. Es war eine „angenehme Kühlung" eingetreten, die Temperatur nämlich auf etwa 22 Grad Reaumur gesunken, was dankbar empfunden wurde. Man sah übrigens auf der Promenade wesentlich nur Europa, prachtvolle Toiletten, herrliche Karossen, nur die Diener indisch. Erst beim Zurückgehen verdichtete sich allmählich wieder das indische Element, bis wir vor dem Gasthof wieder von Händlern mit allerlei Kram umdrängt waren. Ein Babu, das ist Schriftkundiger, begleitete uns ehrerbietig hinauf und bot, oben angekommen, seine Dienste als Sprachlehrer an; binnen wenig Monaten werde er seine Schüler in den Gebrauch des Hindi eingeführt haben. Der Erwerb eines kleinen, angeblich von ihm verfaßten Sprachhandbuches beschloß unser Geschäft. Das Büchelchen erwies sich später als äußerst praktisch und gut abgefaßt.

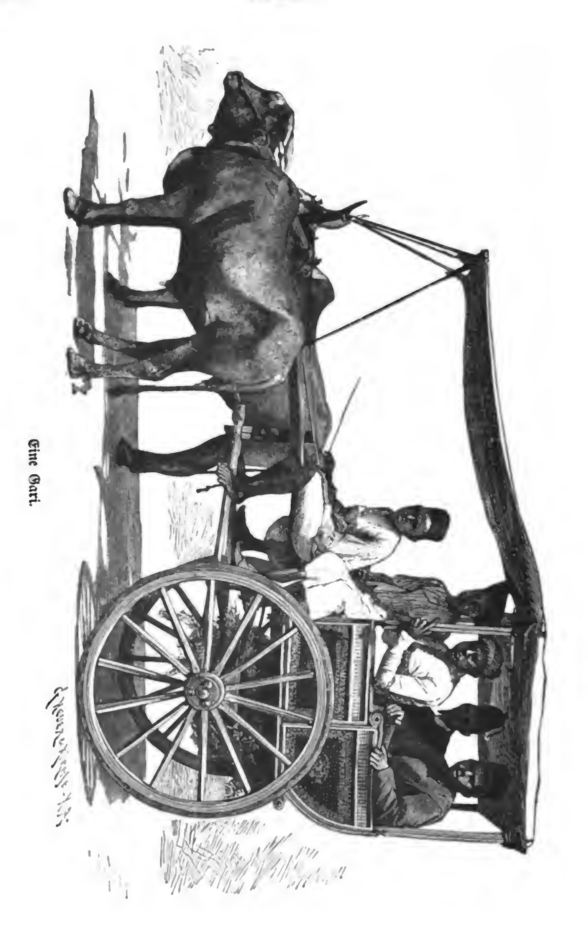
Am frühen Morgen wurden wir durch ein unbeschreibliches Gekrächze und Geschrei von Vögeln geweckt, unter welchen, wie sich ergab, die Krähen die Hauptrolle spielten, andere befiederte Gesellen aber auch in Menge vertreten waren. Sie waren eben beschäftigt, in unserem Great Eastern Hotel die



Ein Babu.

Abfälle aus Küche und Speisezimmern zu beseitigen. Auf dem Hof und in dem offenen Säulengange vor dem Speisesaal von gestern Abend wirthschafteten sie herum, von niemandem belästigt und vor niemandem besonders scheu. Sie pickten die Reste, Brosamen, Knochen u. s. w. mit Hast und Lärm auf und waren erfreut über jede neue Ladung, die aus einem ausgeschüttelten Tuch ihnen wieder zugeführt wurde. Das Vogelvolk spielte überhaupt die Rolle der Sanitätspolizei in Kalkutta, wenigstens hinsichtlich alles dessen, was durch Schnabel und Magen zu beseitigen war. Der ernste, immer alt aussehende Marabutstorch beanspruchte stets die größten Stücke; Dohlen, Krähen, elsterartige und namentlich spechtartige Vögel bis hinunter zu solchen von Bachstelzengröße und Beweglichkeit, hie und da auch die Pfauen dazwischen fahrend, theilten sich in Abstufungen in das Uebrige. Höchst spaßhaft nimmt es sich aus, wenn auf dem Rücken eines schwer dahinwandelnden Büffels ein Bachstelzler auf und abspaziert, um daselbst Fliegen und anderes störendes Geziefer aufzupicken. Die Inder, die ohne Thierschutzverein das Thier ungequält lassen, sehen die Vogelpolizei wie es scheint als selbstverständlich an.

Der Tag wurde zu verschiedenen Besichtigungen und Besuchen benutzt. Wir ließen uns leider überreden, den zoologischen Garten zu besuchen, was doch im Grunde die Zeit verschwenden hieß; aber es war die Neugier mitwirkend, wie es sich ausnehme, daß die dort heimischen Bestien, nach denen wir Schiffe und Expeditionen schicken, eingekäfigt werden. Eine mit zwei braunen munteren Buckelochsen bespannte Gari brachte uns in einer Viertelstunde an Ort und Stelle. Der Garten unterschied sich nicht von einem europäischen zoologischen Garten. Da waren Elephant, Tiger, Löwe, Gazelle, Papageien u. s. w. wie bei uns, nur der gärtnerische Theil, die herrliche Pflanzenwelt, die trefflich gezogen und in Gruppen benutzt war, machte das Ganze neu und interessant. Andere



Eine Gari.

Gartenanlagen von freundlicher Form, sauber und blüthenreich, schlossen sich in jener Stadtgegend an. Denkt man sich die Temperatur auf ein etwas erträglicheres Maß herabgezogen, wie es in der Winterszeit der Fall ist, so kann man sich Kalkutta als recht angenehm für europäisch Gewöhnte vorstellen. Auf die Winterszeit hat man denn auch die internationale Ausstellung, zu der jüngst die Einladungen in Europa einliefen, verlegt, deren Besuch demnach klimatische Hindernisse sich nicht entgegenstellen.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes war es freilich schwer, die Hitze zu ertragen. Indessen eine gewisse Gewöhnung, ferner Sorgfalt in der Diät, vor allem Vermeidung geistiger Getränke und dann angemessene, nämlich ganz leichte Kleidung, ließen uns alle klimatischen Strapatzen ohne jede Störung überstehen. Unsere Bekleidung war, den Landesgewohnheiten folgend, in der That die leichteste. Ein Beinkleid aus weißem sogen. Segeltuch, ein desgleichen Rock mit Stehkragen, mit einigen, vor der Wäsche herauszunehmenden Perlmutterknöpfen bis oben zugeknöpft, sodann leichte baumwollene Strümpfe und niedrige Schuhe, voilà tout. Das Beinkleid wurde an einem Gürtel oder richtiger einer Binde aus Seidenfilet, von der zwei sehr kokette Quasten herabhängen, gehalten. Nach Dschedby heißt dieser Gürtel **isarbund** oder **isarband**. Hosenträger sind unerträglich oder richtiger untragbar, da sie nach der ersten Viertelstunde durchgeschwitzt sind und sich auf Rücken und Brust als deutliche blaue oder rothe Streifen der Außenwelt erkennbar machen. Vom Hemde habe ich nicht gesprochen, weil es nämlich — fehlt, zu Hause bleibt, vacat. Es ist entsetzlich, aber wahr, das Ganze aber bei der enormen Temperatur der heißen Zeit sehr bequem, sehr praktisch. Das steife Segeltuchzeug umgibt den Körper wie mit einer abstehenden Hülse und reibt deshalb die Haut nicht, schützt auch, eben wegen der innerhalb der Hülle festgehaltenen Luftschicht vor raschem

Wärmeaustausch. Auf dem Kopf ein Hut in der bekannten Helmform; ein dichter Schleier aus Seidenzeug schützt den Nacken und umgibt auch noch schützend den Hut. Dieser letztere ist aus dem ausgezeichnetsten Hutmaterial, was die Hitze betrifft, hergestellt, nämlich aus dem indischen Markholz, der Schola- oder Pith-Pflanze.* Der Schola-Hut hat Wände von gegen einen Centimeter Dicke und ist aus dünnen Spähnen des Markholzes zusammengeklebt, darauf mit leichtem grauem Stoff überzogen und innen mit einem Kopfring garnirt. Dieser ist nicht unmittelbar, sondern vermittelst eines wellenförmig gebogenen Zwischenringes am Hutinnern befestigt, so daß zwischen Kopfring und Hutwand die Luft durchstreichen kann. Der Hut schützt wegen der Dicke seiner Wandungen** und wegen deren Vielschichtigkeit vorzüglich gegen die Hitze; das Gewicht meines Helmhutes beträgt 125 Gramm, das ist weniger als das eines gewöhnlichen Seidenhutes.

So ausgerüstet, vermag man in der tropischen Hitze zu leben, die nämlich wirklich tropische Hitze ist, nicht die nachgemachte, welche unserer hiesigen hyperbolischen Auffassung nach uns so oft hier belästigt. Zu Hülfe nimmt man noch das Bad, aber auch dieses nach Landesgewohnheit. Nicht nämlich das Vollbad, bei welchem wir durch starke Schwimmbewegung uns wieder aufs neue erhitzen, oder das Wannenbad, bei dem bloß durch Wärmeleitung die Haut gekühlt werden soll, aber von dem zu warmen Wasser nicht gekühlt wird, sondern das Uebergießungsbad, das Gußbad könnte man's

* Pflanze von der Gattung Aschynomĕne, die in Indien baumartig wächst und deren getrocknete Aeste wie Schaum so leicht sind; die Holzmasse ist schneeweiß.

** Ein Scholahut für Feld- oder Gartenarbeit, welchen ich für das handelsgeographische Museum (Wilhelmstraße, Architektenhaus) mitbrachte, hat 25 Millimeter Wanddicke.

nennen, bei welchem die Verdunstung des über den Körper gegossenen Wassers die Abkühlung bewirkt.

Im Badezimmer findet man keine Wanne, sondern einen großen wassergefüllten Kübel, bei feinerer Einrichtung jenes fast halbkugelförmige thönerne Gefäß chinesischer Herkunft, außen blau glasirt und hübsch ornamentirt, dessen Bestimmung mir erst im Orient klar geworden ist. Sodann ist zur Hand ein Gußgefäß, die Tschatty, bei einfacher Einrichtung von Holz gemacht, bei eleganterer aus Kupfer getrieben, manchmal vorzüglich ornamentirt, vor allem im vornehmeren Frauenbad. Mittelst dieses Guß- oder Sturzgefäßes, welches einen halben Hut voll Wasser faßt, übergießt nun der Badende seine erschöpften Glieder, läßt über die Schultern, über Brust und Rücken den kühlenden Strom herabrieseln und verschafft sich so eine köstliche Erfrischung. Man steht auf einem Holzgitter mit schmalen Spalten, durch welche das abfließende Wasser auf den Fliesenboden gelangt, der ein kleines Gefälle nach einer Ecke der Stube hat.

Die Gußbäder erfrischen nahezu proportional der Häufigkeit des Uebergießens. Deshalb hat die indische Kastenregel dasselbe auch in Betracht gezogen. In den untersten Kastenstufen ist das Tschattybad gar nicht erlaubt, da gilt bloß das Eintauchbad; andere dürfen es anwenden, aber nur bis zu zehn Güssen, wieder andere bis zu zwanzig, dreißig, fünfzig, die obersten bis zu hundert. Im Schweiß deines Angesichts *sollst du!!*

Auf dem deutschen Konsulat bei den Herren Ernsthausen, Oesterlein u. Co. wurden wir von dem Stellvertreter des Konsuls, der in Europa weilte, freundlichst aufgenommen. Es war mir sehr interessant, das große deutsche Kaufmannshaus kennen zu lernen, das vermöge seiner Verbindung mit unserem Mitbürger W. Sch . . . k so manche Beziehungen mit unserem Vaterlande hat. Die Bureaus liegen so viel als thunlich der

direkten Sonnenbeleuchtung entrückt in einem massiven tiefen Gebäude; überall wehten die Punkhas über den weiträumig gestellten Schreibtischen. Aufs zuvorkommendste wurden wir für unsere Weiterreise und die erforderlichen Gepäckspeditionen unterstützt; ein großer Segler war eben in Befrachtung begriffen, reich mit des Orients Schätzen, d. h. diesesmal wesentlich mit Weizen beladen. Man gab uns freundlichst einen indischen Packmeister mit. Dieser war des Lobes der deutschen Nation als solcher voll. Mit den Deutschen, meinte er, verkehre er lieber, als mit irgend anderen Fremden, weit lieber als mit dem „Ungrisi" — so ist das „English" umgeprägt für den hindostanischen Mund, also nicht aufgenommen, was mir für die Stellung des Engländers zum inneren indischen Menschen karakteristisch scheint — die Deutschen behandelten sie, die Inder, mit Achtung, sie kännten ihre alte heilige Sprache, man fühle und empfinde doch immer aus ihrem Wesen heraus, daß sie stammverwandt mit ihnen seien! Ich gebe wörtlich wieder, was der schlichte einfache dicke Mann im weißen Turban sagte, und glaube, es für mehr als eine bloße Schmeichelei halten zu müssen; später sollte ich eine noch eingehendere Wiederholung derselben Gesinnungsäußerung erleben.

Am Nachmittag wurde eine Expedition in den unverfälschten indischen Theil der „schwarzen Stadt" vorgenommen, zunächst nämlich zur Erwerbung eines neuen Scholahutes für meinen unscheinbar gewordenen geschritten. Dschebdy führte uns zum „größten und ersten" Verfertiger solcher Schola-Topi (Hüte). Es war ein förmliches Schauspiel. Das Haus eine enge niedrige hüttenartige Wohnstätte, vor der sich alsbald beim Eintritt dreier „Ungrisi" oder „Sahiblog", d. i. Herrenleute, wie die Europäer im Allgemeinen genannt werden, ein ordentlicher Auflauf bildete. Die umwohnenden Konkurrenten kamen alle, dem Geschäftsabschluß beizuwohnen. In den engen Räumen des „größten und ersten" Topi-Fabrikanten standen

dicht gedrängt Regale, die bis zur niedrigen Decke reichten, die Vorräthe an Fabrikat bergend. Man bot mir alsbald einen Schemel zum Sitzen an; es war aber so eng, daß ich kaum die Beine auszustrecken vermochte. Dienstfertig wurde nun ein Topi nach dem anderen aus seiner Papierhülle genommen und angepaßt unter Vorhaltung eines kleinen viereckigen Spiegels, den man schnell irgendwo hergeholt. Nach geschehener Auswahl forderte ich den zur Vervollständigung erforderlichen Schleier; keine da; aber ein Nachbar holte flugs welche aus seinem Laden. Bald waren wir handelseinig, und nun wurde mit Kunst der Schleier herumgesteckt, daß er vorne hübsch gewendet und gelegt war und hinten breit und schützend herabhing, alles unter Kritik und Rath der die engen Räume erfüllenden Gesellschaft, die schließlich mit Befriedigung den richtigen Verlauf des Ereignisses anerkannte. Während der ganzen Prozedur hatte ein brauner Bursche eine aus einem Palmblatt hergestellte Punkha neben mir geschwungen, wofür er einen Backschisch in Form eines Ana freudig entgegennahm. Mein Hut saß gut und luftig,* und wir wurden mit Anerkennung herausbegleitet.

Nunmehr ging es weiter, nachdem Dschebdy auf der Gasse die Neugierigen auseinandergedrängt. Von Laden zu Laden betrachteten wir die Erzeugnisse indischer Handfertigkeit; überall stürzten die Besitzer höflich heraus, zum Eintreten auffordernd und Sitze bereit rückend. Bald geriethen wir in das auch hier nicht fehlende chinesische Viertel. Da sah man chinesische

* Die schon vor mehreren Jahren hier empfohlene indische Methode der Lüftung der Männerhüte vermittelst des früher erwähnten inneren Kopfringes nnd Zickzackbandes scheint denn endlich ernstlich versucht werden zu wollen. Der unermüdliche Fabrikant Bortfeld in Bremen hat den Lüftungshut, freilich nicht aus Schola, sondern aus dünnem Filzstoff hergestellt, in unseren Hutkatalog eingeführt.

Cloisonné-Emaillen geringer Mache, wie sie durch den Handel jetzt auch vielfach zu uns gelangen, dann Thonwaaren, Porzellane, Elfenbeingeschnitze, Bronzen, Metallgeräthe aller Art, wovon Einzelnes erworben wurde.

In Melbourne auf der Ausstellung, wo vortreffliche indische Metallarbeiten ausgestellt gewesen, hatten mir die Arbeiten eines angeblich ausgezeichneten Kalkuttaer Fabrikanten sehr gefallen; fast immer aber war der Kauf an den merkwürdig hohen Preisen gescheitert. Kettar Nath hatte der Mann geheißen, er sei der erste auf der ganzen Ostküste, aber maßlos theuer, hieß es seitens des indischen Kommissars. Zu Kettar Nath also! sagte ich zu Dscheddy. Vor einem niederprasselnden gewaltigen Nachmittagsregen flüchteten wir in eine Gari und fuhren durch die engen winkligen Gassen zu dem großen theuren Kaufmann hin. Endlich hielt unser Fuhrwerk und wir kletterten heraus, dann einige steinerne Stufen hinauf in den Laden.

Es war ein Raum etwa zwanzig Fuß lang und zehn bis zwölf Fuß tief. Ringsum an den Wänden standen alte gebrechliche Glasschränke europäischer Herkunft und in diesen neben- und aufeinander eine Menge Gefäße und Geräthe von sogenannter Moradabad-Arbeit. Ein kleiner Tisch stand in der Mitte des Raumes, an dem wir uns auf dargebotene Sitze niederließen. Der Boden war mit einem sehr schadhaften Ziegelpflaster belegt, der weiß gewesene Wandputz stellenweise in großen Lappen herabgefallen. So sah es bei dem großen theuren Kettar Nath aus.

Nun trat auch dieser selbst aus der anstoßenden Werkstatt heraus. Unsere Spannung, wie der vielberufene Kaufmann aussehen werde, wurde in ganz unerwarteter Weise gelöst. Hatte man sich doch vorgestellt, einen wohlgenährten und beleibten, freundlich-stolzen braunen Mann in weißer Koch-Tracht und breitem Turban aus der Thüröffnung quellen zu sehen. Heraus trat aber ein dürftig aussehender Alter mit

traurigem Gesicht, am Oberkörper gänzlich unbekleidet, um die Hüften ein bis zum halben Unterschenkel reichendes Tuch — die Dhoti — geschlungen. Wie in tiefem Kummer rang er die vor die Brust gehaltenen verschränkten Hände, als er nach unserem Begehr fragte. Das Kummervolle des Gesichtsausdruckes wurde offenbar noch besonders erhöht durch schwarze, gelbe und rothe Striche, die ihm senkrecht mitten auf die Stirn gemalt waren, nicht etwa zum Schmuck bestimmt, wie bei den Wilden, sondern das nach der Beichte vom Priester empfangene Beichtzeichen darstellend.

Jeden Morgen findet in dem Hause des den üblichen Regeln nachlebenden Hindus Gottesdienst statt, und zwar wo es irgend vermocht wird, vor einem zu dem Ende sich einfindenden Priester, dem Purohit. Fast immer soll dabei Beichte abgelegt werden. Freilich scheint unter den niederen Klassen die Strenge nicht völlig gehandhabt zu werden; unser Diener Dscheddy z. B. betrieb die Sache ziemlich lax und entschuldigte sich mit seiner Dienstpflicht. Man bedenke aber nur die geradezu fabulose Macht über die Gemüther, welche eine Priesterschaft im Besitz hat, welcher sich alltäglich aufs Neue der normale Mensch in Indien zu beugen nicht zaudert! Auch äußerst dauerhaft ist das ganze Verhältniß angelegt, denn der Purohit lebt von seinem Geschäft; er nimmt die der Gottheit vor deren Hausbild dargebrachten Opfer aus Reis, Baumfrüchten, süßem Gebäck und Milch ganz einfach ad saccum, welcher letztere „eigens zu dem Zwecke mitgebracht“ wird. Das Resultat des Sündenbekenntnisses wird dem Beichtkind mit Wasserfarben auf die Stirne gemalt, in Strichen, Punkten, Kreischen, Möndchen u. s. w. Ein Kenner vermag, wie mir ausdrücklich versichert wurde, Fehl, Sünd' und Laster des Trägers aus diesen Aquarellen zu lesen. Mir fiel das reizende Madrigal von Metastasio ein, der sich ausmalt, wie es sein würde:

Se a ciascun l'interno affanno
Si leggesse in fronte scritto — —
Quanti mai che invidia fanno,
Ci farebbero pietà!!

. . . .

Also das ist Kettar Nath?! Han, Sahib (Ja, Herr!) lautet die wie in Wehmuth gegebene Antwort. Nun, laßt eure Waaren sehen. Er kramte aus. Es war nur das eigene, in der That vortreffliche Fabrikat in der Metallwaare, die nach der Stadt Moradabad benannt wird. Sie ist den Lesern durch Import aus Indien vielfach bekannt gemacht worden. Zinnfarbiges, nämlich (kalt) verzinntes Messing mit zierlichen, eingravirten Ornamenten, in welche schwarzer Lack eingelassen ist. Durch Verdecken einzelner ornamentirter Theile vor dem Verzinnen wird die ursprüngliche Messingfarbe unverändert erhalten, und somit über drei Farben: weiß (des Zinns), gelb (des Messings) und schwarz (des Lacks) verfügt. Die Moradabadgefäße sind in Indien ungemein verbreitet, freilich in starken Abstufungen hinsichtlich der Schönheit der Herstellung. Kettar Nath's Sachen waren vorzüglich. Nach der Auswahl ging's ans Handeln, das in ganz Indien, dem Orient überhaupt, unerläßlich ist. Unser Mann war ziemlich hartnäckig. Klagend sagte er: Aber Sahib sucht sich auch immer gerade die schönsten Stücke aus, gerade die am besten gearbeiteten! Mit dem Lachen kämpfend, schalt ich auf ihn los; er sei auch in Melbourne der allertheuerste gewesen; ich mußte zwar innerlich gestehen, daß die uns jetzt abgeforderten Preise keineswegs übertrieben waren. Aber fünfzehn bis zwanzig Prozent sah man, waren noch abzuziehen. O Sahib, sagte er, und sein ganzer Kummer schien sich zu konzentriren, ich theuer in Melbourne? Sehen Sie hier, meine Rechnungen aus Gall (Point de Galles auf Ceylon) von meinem Agenten für Melbourne. Babu, komm her, zeige die Rechnungen. Für sechzig Pfund

Waaren habe ich abgeschickt und hier sehen Sie die Gegenrechnung des Agenten. Da sind Expenses, Cabs und Omnibusses, und Schreibpapier, und dann „special man for attendance“ durch acht Monate, und Articles in Newspapers und noch manches andere — die ganze Unterhaltung ging theils in Hindi, durch Dschebdy verdolmetscht, theils in gebrochenem Englisch durch Kettar, theils in geläufigerem durch den Babu vor sich — und sehen Sie, Sahib, nun rechnet der Agent mir fünfundsechzig Pfund Kosten, und schreibt, sehen Sie hier, ich solle ihm noch 5 Pfund nach Gall schicken! Sagen Sie, Sahib, muß ich die fünf Pfund noch schicken, soll ich sie schicken? Und die Regierung hatte doch ihren eigenen Kommissar für uns geschickt und uns keine Kosten abverlangt!

Ich fiel in meinen Stuhl zurück, wir starrten uns an. Kannten wir doch diese Rechnungsform von anderen Fällen her. So war also der gute Kettar Nath seine ausgezeichneten Waaren losgeworden, war wegen der Preise, die andere dafür genommen, als theuer verschrieen und sollte nun der guten Waare noch baares Geld nachsenden. Ich rieth ihm, einstweilen noch zu warten mit den fünf Pfund. — — Mehrere vortreffliche Stücke, die sich jetzt zum größten Theil bei kunstgeneigten Freunden in der Reichshauptstadt befinden, wurden von dem wehmüthigen Kettar schließlich erstanden.

Den späteren Nachmittag, während meine jüngeren Begleiter freundlichst unserer Gepäckexpedition oblagen, benutzte ich allein zu einem Besuche des in der „weißen Stadt“ belegenen botanischen Gartens; vor allem wegen des berühmten „großen Baumes“ daselbst. Eine Gari trug mich rasch hinüber über die Huglybrücke und durch den an ländlichem Karakter stets zunehmenden südlichen Stadttheil. Auf einem großen Platz angekommen hörte ich es vier Uhr schlagen. Momentan darauf öffnete sich das Thor eines größeren Gebäudes und heraus stürzte — die liebe Schuljugend. Es mochte

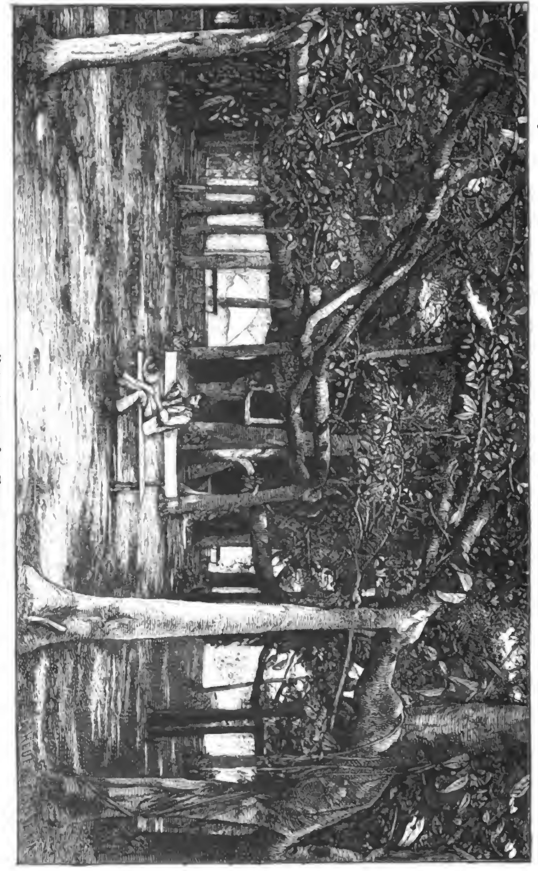
eine Schule besseren Ranges sein; denn die ganze, unendlich vergnügte junge Gesellschaft war bekleidet und zwar schloh-weiß. Das jagte, die Tafeln und Mappen unter dem Arm, in fliegenden Sprüngen über den Platz hin. Warum aber so rennen? Bald merkte ich's. Dort kam ein Zug Militär, Berittene, mit lustiger Musik. Sie hatten Eskorte zu bilden, so wußte mein Kutscher mir beizubringen, für die Ex-Königin von Audh. Die Jungens mußten das Beides natürlich sehen, tout comme chez nous!

Der botanische Garten bedeckt so und so viele Acker Landes und prangt, wie man hatte hoffen dürfen, in einer Wunder-fülle tropischer Gewächse. Da reckt die herrliche Königspalme ihren Blattfächer hoch in die Luft, die Kokospalmen als gewöhnliches Baumvolk wie verächtlich ansehend, der Bananen gar nicht zu gedenken; streitig macht ihr nur die Herrschaft etwa dort die Palme mit ihrer gewaltigen runden Krone, aus der die fächerförmigen, sich gern in die senkrechte Ebene stellenden Blätter die Königspalme kopiren zu wollen scheinen. Braunviolette Früchte hängen an den hohen Bäumen; eine schöne, abgefallene hob ich auf und legte sie in den Wagen, der mich tief in den Garten hineinfuhr. Das war ein Summen und Schwirren in dem von herrlichen Wiesenplänen durchzogenen oder von Blumenparterre-Anlagen unterbrochenen Gebüsch und Parkwald. Da flatterten einzelne kleine Papa-geien, namentlich aber schossen bunte Spechte, an denen Indien reich ist, daher, und über die Blumen und Gräser irrten herr-liche Schmetterlinge, daß man fiebrig wurde, sie zu fangen. Ein wirklicher Versuch, einem solchen prächtigen Gaukler der Blumendüfte nachzugehen, brachte mich wieder an einen breiten Weg zwischen üppigen Grünflächen mit Bosketten und Blumen-rabatten. Da stand mitten auf dem Wege ein großer schöner Vierspänner, Kutscher abgestiegen, die Pferde hie und da die Köpfe der Fliegen wegen schüttelnd, daß das silberbeschlagene

Geschirr klirrte. In dem Wagen, der ein von feinen Säulchen getragenes flaches Dach hatte, saß ganz allein eine korpulente ältere Dame von beinahe bronzefarbigem Teint, regungslos, starr gerade aus wie ins Leere oder die endlose Weite blickend; es war die vorhin von den Jungens und Soldaten eskortirte Königin von Audh. Ihre zwei Hofdamen und zwei männlichen Begleiter waren ausgestiegen und ergingen sich unter munterem, englisch herüberklingendem Gespräch im Grünen. Fragen tauchten bei mir auf. Sind die Hofleute selbstgewählte oder sind sie „beigegeben" — so ein wenig zur Ueberwachung derer, die da kommen und gehen und noch anderer? Ob die Exkönigin wohl an ihre einstige Macht gedenkt, oder an Ayodhya's alte Herrlichkeit und Größe, an den König, der den theuren Sohn Rama vertrieb, an die Zeiten, wo König Nal in Knechtsgestalt an den Hof von Ayodhya kam, Damayanti suchend — oder — ob sie sich einfach langweilt? —

Vergeblich hatte ich schon längere Zeit nach dem großen Baume gesucht (den Kutscher hatte ich an einen üblichen Halteplatz konsignirt); endlich gab mir jemand die richtige Richtung nach dem „big tree" an und bald zeigte sich mir über einen Wiesenplan hin an einer Durchblickstelle die grüne Laubmasse, die sich wie ein mächtiger Hügel aus der Ebene erhob. Noch sieben volle Minuten hatte ich durch die Laubwege zu gehen, ehe ich hingelangte.

Um dem Leser eine Vorstellung von dem großen Baum zu geben, kann ich hier auf eine Abbildung hinweisen. Es ist aber zu sagen, daß sein enormes Größenmaß, wenn man unter dem Baum steht, nur durch Reflexion in unser Bewußtsein tritt. Der mächtige grüne Hügel, den man von Ferne sieht, und den die Parkanlage des Kalkuttaer Gartens eigentlich nicht genügend zur Geltung bringt, verwandelt sich beim Herantreten in einen Wald, indem die von dem Hauptstamm ausgehenden horizontalen Hauptäste senkrechte Luftwurzeln aus-



Unter dem großen Baum.

gesandt haben, welche, am nährenden Boden angekommen, sich als Stämme ausbilden, die als Säulenstützen dankbar den Mutterast tragen, ja bei ihrem Weiterwachsen wieder heben und ihm die Fortsetzung seines Triebes in die radiale Weite nicht nur gestatten, sondern dieselbe durch Nährung erst recht begünstigen. Unter den ziemlich häufig vorkommenden Bäumen mit Wurzelstützen, die ich im fernen Osten gesehen, zeichnet sich die Baniane oder indische Feige, um welche es sich hier handelt, namentlich durch die vollständig baumstammartige Entwicklung der Stützen, förmlicher Filialstämme, aus. Gegen hundert derselben trugen das Gebälke des Blätterdaches, dessen frische Schößlinge die glatten glänzenden Blätter zeigten, die wir von dem „Gummibaume" in unsern Zimmern, einem nahen Verwandten der Baniane, kennen; bei den älteren Schößen ist das Grün matt, rostfleckig geworden, so daß ein bräunliches Grün die Hauptfarbe der schattenspendenden Wölbung ist, die sich acht, zwölf, dreizehn Fuß über uns wellig dahin zieht. Der rippige wurzelknorrige Hauptstamm mochte etwa zwölf Fuß Durchmesser haben; besonders hoch hinauf wächst er nicht, wie auch unser Bild erkennen läßt, obwohl er immerhin dem Blätterhügel eine Kuppenform verschafft; das Hauptstreben geht in die horizontale Weite, als ob die Schaffung des Schattendaches, des „grünen Zeltes", die Aufgabe des Baumlebens sei, ganz entgegen derjenigen, welcher die australischen und kalifornischen Baumriesen leben, indem sie ihr ganzes Vermögen auf die Erreichung der Höhe verwenden. Der nüchterne Yankee und der rechnende Victorianer fällen den in seiner Ich-Entwicklung zum Höchsten gelangten Riesen; durch Jahrhunderte dagegen, vielleicht sogar Jahrtausende hindurch pflegen und erhalten die dankbaren Kinder Indiens den spendenden selbstlosen Feigenbaum, der seine Größe nicht zeigen zu wollen, ja selbst nicht zu kennen scheint. Ich maß in zwei Richtungen den Kronendurchmesser

mit Schritten und fand 120 in der einen, 127 in der anderen Richtung, was einem mittleren Durchmesser von 2= bis 93 Meter entspricht, indem mein Schritt, besonders ausgemessen, 75 Centimeter faßt.* Dies giebt eine Grundfläche von nahe 6800 Quadratmetern. Bei Abrechnung von ganzen 100 Quadratmetern für die Stämme könnten somit 6700 Menschen unter dem Baume zusammenstehen, wobei jeder einzelne einen Quadratmeter Platz hätte!!

Man erzählt von großen Zusammenkünften unter dem Baum von Kalkutta, sowie auch unter anderen berühmten indischen Feigenbäumen. Was Wunder auch, daß solche merkwürdige Bäume in den kultivirten Gegenden, in welchen sie stehen, weit und breit Ruhm erlangen. Man spricht von einem solchen einfach als von „dem Feigenbaum" und kann sich ganz gut Volksversammlungen, Predigt und Prophetenthum in Verbindung mit ihm denken. Auch Buddha lehrte und warb Jünger unter einem solchen berühmten Feigenbaum, zu dem später, nämlich über zwölf Jahrhunderte später, noch gewallfahrtet wurde. Hat ja doch davon eine besondere Art der indischen Feige den botanischen Beinamen religiosa erhalten. Eine überaus räthselhafte Stelle im Evangelium Johannes (1,48—50) führt A. Seydel auf den Sagenkreis, der sich um diesen von Buddha besuchten Baum gebildet, zurück.

Ich hatte mich auf eine der Gartenbänke niedergelassen, deren viele unter dem Feigenbaum, zur Rast einladend, vertheilt sind, und suchte die Eindrücke zu befestigen, die das merkwürdige tropische Baumgebilde hervorrief, durch Verfolgung der Ast= und Zweigformen, der unregelmäßigen, wie

* Mitten auf den Pariser Platz gestellt, würde der Baum mit seiner Krone sich den Grenzen des Platzes bis auf 9—10 Schritt nähern: oder: die Grundfläche der Baumkrone ist ungefähr gleich derjenigen des Berliner Rathhauses, dessen Höhe der Baum in der Mitte auch ungefähr erreicht.

tastenden Absenkung künftiger Wurzelstützen, der malerischen Verschlingungen im Gewirre der Aeste, in denen der Trieb zum Licht kämpfte mit demjenigen nach dem nahrungverheißenden Boden; oder ist es die Flucht vor der versengenden Sommersonne, der sich die von den neuen Wurzeln hinaufdringenden Säulen entgegenstemmen? Bald wurde ich aber aufmerksam auf eine Gruppe indischer Gartenleute, Weiber und Kinder, die in langer Reihe am Boden hockten, mit dem Ausjäten des Unkrautes unter dem Baum beschäftigt. Ein kleines Mädchen, etwa drei Jahre alt mochte es sein, wurde, wie ich allmählich verstand, von den übrigen aufgemuntert, einen Backschisch von dem fremden Sahib zu erbitten. Dschao* mang bakschisch!" (Geh, bitte um einen Bakschisch) verstand ich endlich nach scharfem Aufhorchen. Nach jedem Schritt wieder stockend, dann wieder zurücklaufend, dann wieder zögernd vorrückend, kam endlich das kleine Ding heran, durch mein Zunicken ermuthigt. Das ganze schokoladenbraune Körperchen war nackt; nur um das Bäuchelchen war eine Schnur geschlungen, an der ein silbernes Herzchen hing, ein von den Priestern nicht ganz kostenfrei zu erlangendes Amulet gegen böse Geister, das man bei nackt umherlaufenden Kleinen dort fast immer sieht. Verlegen den Finger zwischen den Lippen, immer mich ängstlich aus den glanzvollen dunklen Augen anblickend, war es endlich herangekommen. „Bol bakschisch Sahib!" (Sage: Bakschisch Herr) scholl es wieder aus der soufflirenden Gruppe herüber. Endlich streckte die Kleine die winzige Hand mit einem kaum hörbaren „Batsis, Sahib" aus; aber ganz so, wie sich bei uns eine solche kleine Szene abspielen würde; genau dieselbe liebliche Schüchternheit, genau dasselbe Ersetzen des „ksch" durch „ts". Als das kleine Ding mit dem Kupferstück, das ich ihm in das Patschchen gedrückt, sich wieder bei

* „Dsch" so weich wie möglich ausgesprochen, etwa so wie das j im englischen „joy".

den Seinen hastig in Sicherheit gebracht, hörte ich noch, wie die immer ruhig Weiterjätenden wiederum wiederholt sagten: „Bol: schukr Sahib“ (Sage: danke Herr), als ob sie die wörtliche, so zu sagen buchstäbliche Uebersetzung aus dem Deutschen ins Indische bis zum Punkt auf dem J hätten vollenden wollen.

Das kleine braune Kind bringt mich darauf, einige Worte über den Eindruck zu sagen, den das häufige Nackte im Orient auf uns macht. Ich war beim Betreten des fernen Ostens gespannt darauf, um so mehr, als Aegypten und Syrien die Bekleidung als das durchaus Uebliche zeigen. In Indien ist es anders. Das heiße Klima und die Gewohnheit, Sitte hat es mit sich gebracht, daß in den arbeitenden Klassen die Männer sehr häufig fast den ganzen Körper bloß, nämlich nur den Lendenschurz tragen und im Freien den der Hitze wehrenden Turban aufsetzen, der in der Werkstätte wegfällt. Auf dem heißen Ceylon geht es, wie mir schien, noch etwas weiter als auf der Halbinsel, insofern, als dort ein größerer Theil der Bevölkerung sich der leichteren Tracht bedient. Der Unterkörper wird dort durch den einfach umgeschlagenen Sarong, der glatt herabhängt, verhüllt; die Männer tragen den Oberkörper bloß, bei den Frauen deckt ihn ein leichtes und durchaus dezentes Gewandstück. Es ist geradezu erstaunlich zu sehen, wie in ganz Indien im Frauengewand trotz dessen Leichtigkeit der Anstand gewahrt wird und wie frei und leicht bei der geringen Bekleidung dennoch die Bewegungen sind. Auch haben wir anzunehmen, daß die Jahrhunderte zurück es im Allgemeinen so gehalten wurde wie jetzt. Wenn daher Riedel einst Sakuntalas köstliche Erscheinung mit unschuldig unverhülltem Oberkörper malte, so schuf er nicht dem vollen Sinne des indischen Dichters nach; er würde in Sakuntalas Vaterlande nicht verstanden werden; übrigens wird in Kalidasa's Schauspiel selbst ausdrücklich und wiederholt von der Bekleidung

Sakuntala's gesprochen. Ein einziges Mal auf der ganzen Reise sah ich das Prinzip durchbrochen. Es war vor einem stillen Bauernhause, wo ich eine Frau erblickte, welche nichts als einen den Unterkörper verhüllenden Sarong trug. Sie war gerade nicht jung, ich schätzte sie in den besten Jahren — zwischen achtzig und neunzig — und darf nicht behaupten, daß der unerwartet sich plötzlich darbietende Anblick ein „sogenannter Genuß" war.

Man gewöhnt sich im Uebrigen rasch an den Anblick des Nackten, weil es eben Nacktheit ohne Nudität ist; auch trägt die dunkle Hautfarbe sehr viel dazu bei, das Unbedecktsein vergessen zu machen. Das Freitragen des unverhüllten Brustkorbes bei den Männern erzieht aber zu einer plastischen Schönheit der Bewegungen der Muskulatur, die außerordentlich frappirt und deren Mangel bei uns die Kleider weit mehr zu verdecken dienen, als man für gewöhnlich annimmt. Die Künstler behaupten dies wenigstens. In Indien überzeugt man sich davon und gewinnt dem Sprichwort „Kleider machen Leute" eine neue, die plastische Seite nämlich, ab.

Das Mißverständniß möchte ich übrigens nicht hervorrufen, daß die Nichtbekleidung weit die Bevölkerungsschichten hinaufgehe. Offenbar bestehen auch mehrere durch die Völkermischung hervorgerufene Richtungen, von welchen einzelne sehr weit in der Bekleidungsdisziplin gehen. Perser, Armenier und noch Andere tragen Kleider mit viel Schnitt, allerdings ihrer Eigenart; man beachte z. B. die Insassen der Gari, S. 44 auch einzelne Klassen der eigentlichen Hindostaner tragen geschnittene, viel benähte, in Fältelung gesteppte Gewänder. Zu solchen Leuten gehörte auch unser Diener Dschebdy, der weiße Hosen und einen vorne in viele Falten gelegten, oben merkwürdig fest anschließenden weißen Kittel trug. Kurios war an diesem die Geldtasche. Sie saß mitten auf dem Brustbein und war so schmal, daß kaum zwei Finger von oben hineinfassen

konnten; beim Herausnehmen von Geld mußte die Linke durch Heraufschieben und Drängen der Münzen nachhelfen, eine offenbar taschendiebessichere Einrichtung. Unser Dscheddy kannte aber und trug seiner Mittheilung nach gelegentlich auch die eigentliche normal hindostanische Tracht, die wunderbar einfach und zugleich von besonderer Schönheit ist.

Drei ungeschnittene gerade Stücke Zeug bilden für Männer den Anzug. Um Hüften und Beine wird ein langes, etwa 1¼ Meter breites Stück Zeug — die Dhoti — geschlungen, anderthalb bis zweimal herum, je nach der Länge, das Ende am Gürtel eingeschoben; darauf wird der hinten herabhängende Theil zwischen den Beinen in die Höhe genommen und dessen Zipfel ebenfalls am Gürtel untergeschoben. Die Dhoti bildet auf gedachte Weise eine hosenartige Umhüllung der Beine, unter Freilassung etwa der Hälfte der Unterschenkel. Das zweite Stück ist das Schultertuch, der Tschedar. Es dient zur Bedeckung des Oberkörpers und besteht der Regel nach aus ganz feinem, halbdurchsichtigem Wollenzeug. Das gerade lange Stück wird über den Nacken gelegt, die beiden herabhängenden Enden auf der Brust gekreuzt und dann über Rücken und Schulter wieder nach vorne geworfen, ebenfalls unter Kreuzung auf dem Rücken. Der Tschedar kann auf der Brust sowohl bauschig als auch mehr anschließend angelegt werden. In den Falten desselben vor der Brust birgt der Inder Kleinigkeiten, die er mit sich führt; auch Schriftstücke sieht man ihn in diesen „Sinus" schieben; das Insinuiren der Römer wird dort praktisch alle Tage uns vorgeführt. Nun kommt das dritte, bis 20 Meter lange Stück Baumwollzeug, welches den Pugri oder Pagri, den Turban, zu bilden bestimmt ist. Diese Kopfbedeckung ist nicht genäht, wie die auf unseren Theatern, sondern gewickelt. Ein rundes glattes Mützchen, meist cylindrisch, oder dem bekannten Fez ähnlich in der Form, wird zunächst als Unterbau, als Fundamentstück auf den Kopf gesetzt. Auf

Reichthum und Feinheit dieses Mützchens halten selbst sehr einfache Leute merkwürdig große Stücke. Nun wird um diesen Kern der lange Zeugstreifen herumgewickelt, stets so, daß sich die aufeinanderfolgenden Lagen auf der Stirn kreuzen. Bei festem und geschicktem Auflegen entsteht so die je nach der Länge des Zeuges mehr oder weniger wulstige bekannte Kopfhülle, welche als ein vorzüglicher Schutz gegen die Hitze gepriesen wird. Das Ende des Streifens wird untergeschoben. Schuhe — Dschuta — meist schnabelförmig, vorne in die Höhe gebogen, vollenden den Anzug, der mit Vorliebe weiß oder gelblich weiß, gelegentlich mit ganz schmalen Farbenrändern geziert, gewählt wird, wo ich ihn zu sehen Gelegenheit hatte. Schuhe und Kopfhülle sind recht deutlich zu erkennen auf dem Bilde des Babu, S. 42, der übrigens über seinen Tschedar einen europäischen Rock „aus dritter Hand" wie der Engländer, oder vom Mühlendamm wie der Berliner sagt, gezogen hat, um gelehrter auszusehen. Manche befestigen noch die Dhoti, das untere Kleidungsstück, durch einen schalähnlichen Gürtel, die Pratta, welche einfach umgeschlungen und leicht geknotet wird.

Diesen Anzug legen die meisten mit vorzüglichem Geschmack an. Die Leichtigkeit und Einfachheit der Umhüllungsweise läßt den Absichten und dem Geschmack des Trägers allen nur wünschbaren Spielraum und so entsteht mitunter eine Bekleidung, wie sie den Gesetzen strenger Kunstschöpfung gemäß nicht besser erdacht werden könnte. Zur Vollendung der Erscheinung trägt nicht wenig die Kleinheit der Extremitäten der Inder, ihre kleinen Hände und Füße, bei.* Staunend haben wir auf unserer Reise manchmal jüngere Männer be-

* Die Kleinheit der heutigen Säbel- und Dolchgriffe der Inder entspricht diesem Umstande und deutet vielleicht auf orientalischen Ursprung unserer prähistorischen Bronzewaffen hin, deren kleine Griffe zu unseren Gliedmaßen nicht passen wollen.

trachtet, welche den beschriebenen Anzug mit solcher sich wie von selbst ergebender stolzer Grazie angelegt hatten und trugen, daß man lebhaft an die antike Kunstwelt erinnert wurde. Eine ungebrochene Tradition hat in Indien diese schöne Bekleidungsweise erhalten, vielleicht die kunstschönste in ihrer Einfachheit, die heute irgendwo auf dem Erdball zu finden ist, zugleich eine solche, die uns das Verständniß der altgriechischen und römischen klassischen Tracht zum Greifen nahe bringt.

Langsam wandelte ich durch den Garten in der Gluth der Nachmittagssonne nach dem Standort meines Wagens hin, als mir, die Mappe unter dem Arm, ein Schulknabe begegnete, vielleicht verspätet von der Eskortirung der Königin von Audh, oder auch vielleicht mit einer Strafarbeit bedacht, in der Schule festgehalten gewesen. Er zog höflich seine breite weiße Mütze und blieb, als ich ihn anredete, stehen. Ich fragte ihn, aus was für Unterricht er komme; er antwortete: Geographie. Laß mich Dein Buch sehen. Es war ein gedrängt abgefaßtes Kompendium in englischer Sprache. Kennst Du Deutschland? Ja, Herr! Er schlug mir die Stelle auf im Buch. Da standen die Notizen. Gleich nach Größe und Einwohnerzahl die Angaben über die Verfassung: Bundesstaat, Kaiser, Reichstag aus allgemeiner Wahl hervorgehend, Reichskanzler, Armee, Größe derselben, Kontingente. . . . Dann folgte bald ein kleiner Abschnitt „Große Städte." Da hieß es: Berlin, Königsberg, Potsdam, Dresden, München, Stuttgart. Punktum! Wie die Potsdamer sich freuen würden, dachte ich, wenn sie wüßten, daß sie als große Stadt in Indien auswendig gelernt werden. — Ich sah mir das Lesebuch an; mein junger Examinand gab mir stets höflich auf alles Bescheid. Da wechselten Hindi und Englisch; ersteres überwog übrigens. Lernt ihr auch Sanskrit? Ja, lesen und schreiben; hier steht's. Am Schluß des Buches war ein kleines Kompendium angehängt, eine Art höherer Fibel des Sanskrit. Da standen die 14 Vokale und die der

Lautbildung gemäß so interessant geordneten 33 Konsonanten in voller Ordnung. Eine dürftige Kenntniß derselben, die ich mir früher angeeignet, kam mir zu Nutz. Plötzlich schoß mir ein Gedanke, so zu sagen ein verschmitzter, durch den Kopf, nämlich der, aus naivem Munde über die Aussprache des ça etwas zu hören, die bei uns etwas zweifelhaft ist. Soll es wie unser ß, oder wie sch, oder wie s ausgesprochen werden, oder ist die wahrscheinlich richtigste Sprechweise wie ch in Becher? Unsern Dscheddy hatte ich schon vergeblich examinirt; er kannte auch den Sanskrit aus der Schule, aber war doch nicht sicher. Also mein Junge sollte mir Aufschluß verschaffen. Ich ließ ihn lesen, mit dem Finger vorzeigend: Ka, kha, ga, gha, deutlich hauchte er das h hinter k und g, p und b u. s. w. Endlich kam das ça. Er sagte ßa, sehr scharf. Noch genauer! forderte ich. Darauf bemühte er sich, ßcha, die Zunge niederdrückend, zu sagen. Hiernach schwebt also der Laut jetzt zwischen dem ß und dem che. Dialektisch scheinen noch Verschiedenheiten zu walten; denn die Einen umschreiben Çiva mit Schiwa, die Anderen mit Siva. Jedenfalls hat Lobedanz mit Unrecht Urvaçi mit „Urvasi" wiedergegeben. Statt des s müßte mindestens ein ß stehen.

Ich entließ meinen wohlgezogenen Schuljungen mit gebührendem Lob. Kalidasa's treffliches Schauspiel „Urvaçi", das Seitenstück zur Sakuntala, ging mir durch den Kopf, die Kämpfe der Könige und der Götter auf ihren fliegenden Streitwagen, die vor 1800 bis 2000 Jahren einen Theaterapparat in Indien voraussetzen, welchen wir heute bei uns noch erstaunlich finden; wie spielte man doch, dachte ich, diese Szenen, wie bewegte sich, wie sang, klagte die schöne Himmelstochter Urvaßi über die Untreue ihres leichtbeweglichen Gemahls? . . Da tauchte um eine Gebüschecke herum Dscheddy auf, der mich richtig aufgespürt; er brachte eine große Nachricht. Ich hatte ihm aufgetragen, indisches Theaterspiel zu finden um jeden

Preis, und er hatte welches gefunden. Heute Abend acht Uhr großes indisches Schauspiel von einer rein indischen Gesellschaft gespielt! Stück, worin Götter und Göttinnen vorkommen! So sollte denn alsbald mein Wunsch in Erfüllung gehen.

Nach dem Abendessen fuhren wir, eingezwängt in eine heiße, hartfederige Gari, weit hinaus in den Westen der „schwarzen Stadt". Dschebdy wußte nur ungefähr die Lage des Theaters, der Kutscher nicht mehr. Wir fuhren suchend hin und wieder. Vor den Hausthüren sah man Gruppen sitzen, Erzählern lauschend, wie es schien; man saß natürlich auf der Erde hockend, oder auch die Beine untergeschlagen; andere trieben Spiele, Kinder haschten einander; mit einem Wort, der „kühle" Sommerabend wurde wie im Dorfe bei uns vor den Thüren zugebracht: Wirthshäuser giebt's nicht.

Endlich war das Theater entdeckt und erreicht, schon von weitem an dem üppigen Gasaufwand zu erkennen. Eine breite zweiflüglige Holztreppe führte von außen hinauf zur Ebene des ersten Ranges, auf welchem wir beinahe die Einzigen waren. Das Stück hatte glücklicherweise noch nicht begonnen, so daß uns Zeit zur Orientirung blieb. Da war ein Parterre mit logenartigen Abtheilungen am Proscenium; oben auf unserem Rang dergleichen, nur war die linksbelegene obere Loge mit dichtem Holzgitter ringsum abgeschlossen: für die indischen Damen! Man sah schattenhafte Umrisse sich drinnen bewegen, was meine jüngeren Begleiter sehr beunruhigte. Im Parterre saß dicht vor dem Vorhang, demselben den Rücken wendend, das Orchesterpersonal, bereits in voller Aktion. Was sie auf den sehr primitiven indischen Instrumenten spielten, war fürchterlich. Es waren Flöten und Klimperlauten, und kurzathmige Trommeln und anderes mehr, von etwa acht Mann kunstfroh behandelt. Das quiekte und schrie und zimbelte und pumperte, daß es dem europäischen Ohr herzlich schwer wurde, den Ansturm zu bestehen. Das Einzige, was

rhythmisch aus einem Tonchaos mit ziemlicher Regelmäßigkeit wieder erschien, war eine figurirte abwärts gehende Tonleiter. Nach merkwürdigem Umherrasen jedes einzelnen Instrumentes stürzten sie sich insgesammt, wenn diese Tonleiter wieder anging, auf diese, um wie im Triumph und in hohem Stolz auf derselben herunterzugaukeln.

Allmählich sammelten sich unten im Parterre die Zuschauer an. Sie erschienen ziemlich ausnahmslos in der früher beschriebenen echt indischen Tracht, alle ganz frisch, wie zum Feste gekleidet. Den weißen bauschigen Tschedar um die Schultern geschlungen, nahmen sie auf den einfachen, aber mit Lehnen versehenen Holzbänken Platz, langsam, ohne hastiges Thun, mit einer Würde in den Bewegungen, die geradezu in Erstaunen setzen konnte. Gelegentlich den linken Oberarm auf der Banklehne, den rechten Fuß auf dem linken Knie ruhen lassend, den Kopf frei gehoben, machte mancher der ernsten Abkömmlinge einen wirklich fesselnden Eindruck: „So muß es im alten Rom im Theater ausgesehen haben, meinten meine jüngeren Begleiter wie aus einem Munde, einen Gedankengang wiedergebend, dem auch ich wie unwillkürlich mich hingegeben hatte. Die Gespräche der geduldig Wartenden wurden nie laut und schnell, sondern mit ruhiger Gemessenheit geführt; man erkannte eine übliche Form, ich möchte sagen edlen Anstandes, welcher bei den bronzebraunen Gestalten die Regel zu sein schien.

Zweierlei verlangte ich nun von Dschebdy, der sich, der Befehle gewärtig, in der Nähe hielt. Erstens eine Punkha und zweitens jemand, der das Stück erklären und den Dialog wo thunlich übersetzen könne. Beides wurde rasch besorgt. Ein athletisch gebauter Alter erschien, angethan einzig und allein mit einem Lendenschurz, mit sich führend einen Riesenfächer, der aus einem mächtigen trockenen Palmblatt bestand. Von dem runden Blatt waren die strahlenförmig ausgehenden Blatt-

lanzetten von da ab, wo sie nicht mehr mit den Rändern verwachsen sind, abgeschnitten, die bleibende Blattscheibe dann an einer Seite herabgezogen und an den armsdicken Blattstengel fest gebunden. Der Punkha-Wala stellte sich hinter uns und schwang diesen grotesken Fächer pendelartig hin und her, eine Wohlthat, welche die trotz der späten Stunde furchtbare Hitze erträglich machte. Bald auch erschien der Dolmetscher in Gestalt eines der Schauspieler, der heute Abend gerade frei war. Es war ein schlanker jüngerer Mann mit scharfgeschnittenen Zügen; er trug europäische Tracht und erklärte sich zuvorkommend bereit, das Erkläreramt zu übernehmen. Sein Auge leuchtete von Interesse, von dem Fremden über sein geliebtes Stück gehört zu werden; seine schönen Zähne waren vom Betelkauen bläulich schwarz, das Zahnfleisch dunkelroth gefärbt; er bot mir von dem Betelpulver, dem weißlichen Gemisch aus Betelpfeffer und Kalk, durch den Saft der Arekanuß aromatisch gewürzt, höflich an; ich lehnte dankend ab, machte aber meine stillen Betrachtungen über das Verhältniß des feinen Narkotikums zu dem gruseligen Priemchen der europäischen Seeleute. Nun ging in lebhafter und geschickter Darstellung die Erläuterung dessen vor sich, was auf den Brettern kommen sollte. Es sei eine Episode aus der Mahabharata, insbesondere der Ramayana, den Raub der Sita betreffend, von einem ihrer Hauptschauspieler für die Truppe bearbeitet. Glücklicherweise kannte ich die Stelle einigermaßen. Seine Freude darüber war außerordentlich. Er glühte. Sie sind ein Deutscher? fragte er. O diese Deutschen, sie kennen unsere Literatur! Welche Nation! Ich sagte ihm, wir hätten gute Uebersetzungen von der Ramayana. Sita ist geraubt von dem grausamen Rawana, König in Lanka (Ceylon). Ihr Gemahl Lackschmana will sie befreien. Aber Sita ist ja Rama's Gemahlin, nicht seines jüngeren Bruders Lakschmana, warf ich ein. Jawohl, so ist es auch! aber unser Dichter hat diese Veränderung gemacht,

um sein Gedicht besser führen zu können, antwortete er entzückt darüber, daß mir das Detail bekannt war.

Es klingelte, die fürchterliche Musik schwieg, der Vorhang hob sich vor der kleinen Bühne. Da war ein Chor von Frauen und einigen Männern, die den Raub der Sita beklagten und zwar im Gesang, begleitet von der kleinen, stumpftönigen Guitarre mit zwei Darmsaiten. Der Gesang, ein seltsamer, näselnder Vortrag von kläglicher Eintönigkeit, ganz ähnlich, wie wir ihn von einer Parsitruppe in Singapore schon vernommen. Die Frauen schritten einförmig und in steifer Bewegung hin und her, mit dünnem nasalem Vortrag die Exposition gebend. Nun erschien der junge Lakschmana, der beraubte, beleidigte Ehemann. Eine schwarze Perücke, deren Strähne ihm bis zu den Hüften herabhingen, schien ihn als einen der Helden auszeichnen zu sollen. Sein buntes anliegendes Kostüm verrieth die Pracht der Bekleidung des Königsohnes von Ayodhya. Er drückte den Affekt durch wildes Springen aus und strich sich von Zeit zu Zeit den unbequemen Haarschwall aus dem Gesicht. Lakschmana und seine Freunde beschlossen, die Hülfe der Götter anzuflehen, was zunächst durch ein Chorgebet geschah, und dann Ram's Unterstützung — die heutigen Indier sagen nicht Rama, sondern Ram — zu erbitten.

Szenenwechsel. Ram, den sein Vater auf Anstiften seiner Stiefmutter Keikeyi in die Wildniß verbannt, mit seinen wenigen getreuen Kriegern in einem die ganze Bühnenbreite einnehmenden Zelt, steht vor uns. Der verbannte Königssohn trägt kein Prachtgewand, elf Jahre schon lebt er in der Wildniß; er trägt nur noch die Lendenhülle und steht, schmerzmüde, auf einen hohen schweren Stab gestützt, in der Mitte. Der Tricot ist im heißen Indien überflüssig, er wird durch die natürliche braune Haut ersetzt. Mein Dolmetscher ist begeistert von dem Darsteller, seinem Freunde, demselben, der

das Stück verfaßt hat. Geben Sie nur Acht, wie er spielen wird! In der That war das Spiel bedeutend, der Dialog, der nun geführt wurde, überhaupt völlig verschieden von dem näselnden Gesinge von vorhin. Voll Kraft im Ausdruck, mit machtvollen Steigerungen, wechselnd mit dem tiefsten Ausdruck des Kummers, nahm er Lakschmanas Klagen und Bitten entgegen. Des Königlichen Vaters Dasarath — des Weithinfahrers könnte man übersetzen; desa, die Gegend, die Weite, ratha, der Wagen — erwähnte er voll Schmerz und doch voll kindlicher Ehrfurcht. Den Zug nach Lanka könne er nicht mitmachen, da der Vater ihn in diese Wildniß gebannt. Aber seine Krieger wolle er ihm mitgeben gegen den furchtbaren, grausamen Rawana, der seinen geliebten Bruder ihm vielleicht tödten werde.

Lauter Applaus belohnte den Darsteller, wenn derselbe in hohem Affekt, den man verstand trotz der unverstehbaren Sprache, die packende Gewalt des Ausdruckes, der ihm zu Gebote stand, zur Anwendung brachte.

In der folgenden Szene begiebt sich Lakschmana mit einer gemischten Begleitung, deren Zusammensetzung mir nicht klar wurde, zunächst zu dem Heiligthum der Durga, der Gemahlin des großen Gottes Krischna. Sie erscheint auf die Anrufung der mit der Stirne den Boden berührenden Flehenden, indem sie aus ihrem steinernen Tempel heraustritt, in farbige prächtige Gewänder gehüllt. Sie sagt ihre Fürbitte bei dem gewaltigen finstern Gatten zu, empfiehlt aber, den Liebesgott und dessen Weib als Hülfstruppen mitzunehmen. Diese beiden treten sodann auf der Göttin Wink auf. (Alle indischen Gottheiten, die etwas vorstellen wollen, sind ordnungsmäßig verheirathet.) Sehen Sie, raunt mir mein Dolmetscher zu, der den Dialog abgekürzt mir fortwährend übersetzte, das ist nun Madan und das seine Gemahlin Rewa. Aber, sage ich, der Liebesgott heißt doch Kama und nicht Madan. Ja er heißt auch Kama!

aber daß sie das wissen!! stöhnte vor Entzücken mein Nachbar. Wir nennen ihn aber auch Madan, den Frühling! Der indische Eros sah merkwürdig aus; er trug anliegende kurze Hosen und kurze Jacke, ein ins Braunrothe übersetzter Figaro, statt der Knöpfe, die zierlich vertheilt waren, aber lauter Rosen; ebenso war seine langhaarige Gemahlin (Rewa, die Wollust) mit Rosen und viel Gold geschmückt. Beide bewegten sich leicht, beinahe fliegend, tanzend.

Der nächste Akt führte uns in ein wildes zerrissenes Felsenthal, das durch eine sehr wirksame malerische Dekoration dargestellt war. Im Mittelgrunde ragen rauhe Felsspitzen aus dem Boden; aus einer derselben wächst gleichsam hervor weit über halben Leib der furchtbare Krischna. Auch ihm hängt langes schwarzes Haar bis zum Gürtel über die Schultern und die bloße Brust herab. Sein Gesicht wie aus Stein, der Blick starr; kein Muskel zuckt an dem wie aus Fels gewachsenen Bilde. Nun nahen sich Lakschmana und Kama nebst Gattin, die das wilde Felsenthal heraufgeklommen sind. Lakschmana ruft Krischna flehend an, die Stirne am Boden. Keine Antwort, kein Glanz in den Augen des Unerbittlichen, kein Zucken der Muskeln. Kama aber ist diesmal mit seinem Bogen bewaffnet, der ganz mit Rose an Rose besetzt ist. Rewa schlüpft zur Seite und kommt zurück mit dem Pfeil, der ebenfalls Röschen an Röschen trägt. Kama legt an und — schießt ab, schießt wirklich mit dem Rosenpfeil mitten auf Krischnas Brust. Dieser zuckt zusammen und es fließt plötzlich Leben durch das Steinbild. „Wer ruft mich?“ tönt seine gewaltige Stimme. Nach der poetisch empfundenen Erweckung aus seinem Felsenschlaf ist nun Krischna gnädig, obwohl immer finster und ernst, und gewährt Lakschmana seinen Beistand; es wird diesem ein göttliches Schwert gebracht, mit dem ausgerüstet er voll stirngebeugten Dankes den Gott verläßt.

Im zweiten Zwischenakt hatte es meinen Dolmetscher, den

Schauspieler, nicht gehalten. Er war hinuntergestürmt zur Bühne und hatte seinen Kollegen feurig erzählt (wie später Dscheddy hinterbrachte), da droben sei ein Herr, ein Deutscher aus Berlin, dem erkläre er das Stück, und der kenne die Ramayana und kenne Rama und ihre anderen großen Götter (er kenne auch Bismarck) und, o diese Deutschen! da fühle man doch, da sehe man doch, daß sie ihnen, den Indern, stammverwandt seien, und er tanzte und jubilirte auf der Bühne herum und die Anderen besprachen dann mit ihm das Ereigniß. Eifrig kam er nachher wieder, mir weiter zu souffliren.

Ich wage, nicht, den Leser mit der weiteren ausführlichen Erzählung zu behelligen. Nur eine Szene hebe ich noch hervor. Lakschmana ist mit Götterhülfe durch unterirdische Gänge in das Schloß des furchtbaren Rawana gedrungen, und zwar gerade zu diesem hin, wo der, fast ganz entkleidet, den Göttern zu opfern begonnen. Er sitzt am Boden vor dem Idol in einem Halbkreis von bronzenen Gefäßen und Schüsseln, welche Opfer an Reis, Mehl, Früchten enthalten. Lakschmana mit gezücktem Schwerte, galoppirt wieder im Affekt von links nach rechts und zurück. Rawana macht ihm, immer in der sitzenden Stellung verweilend, den Vorwurf der Feigheit, daß er den Waffenlosen überfallen wolle; laß mich auch mich wappnen, dann wollen wir kämpfen im ehrlichen Kampf. Lakschmana verneint; er kennt die zu besorgenden Zauberkünste seines Gegners. Nun aber sucht dieser dennoch sich zu vertheidigen, und zwar greift er nach den gefüllten Opferschüsseln und schleudert die eine nach der anderen auf seinen Gegner, der sich decken und ausweichen muß; der Mehlstaub stieg in weißen Wolken auf. Jetzt aber trifft Rawana und nieder stürzt aus seinem Galopp Lakschmana; Rawana kann fliehen. Dieser Kampf, zuerst im Dialog und dann thätlich, wurde namentlich von dem Rawana-Darsteller meisterlich geführt, in vorzüglicher Steigerung vom

einsamen Beter bis zum verzweifelten Kämpfer gegen zehnfache Uebermacht. Sita wird nach verschiedenen Kämpfen wirklich befreit, Lakschmana indessen erschlagen oder für erschlagen gehalten. Seine Gattin Sita aber muß nun die Sutti, die Wittwenverbrennung, auf sich nehmen. Wieder erscheint in seltsamstem Kontrast zu dem lebensvollen Gesprächsdialog der Frauenchor mit seinem gepreßten eintönigen, ausdrucksschwachen Gesang. Sita dabei. Im Hintergrunde wird ein flammendes Feuer angezündet, das ein Drittel der Bühnenbreite einnimmt. Von ihren Gefährtinnen nimmt sie weinend, aber sehr formell, von der Einen zur Anderen wie in vorgeschriebenem Tempo und Schritt gehend, Abschied; noch einmal ein Gebet, das sie knieend an die größe Göttin Durga richtet. Dann wendet sie sich plötzlich um, eilt raschen Schrittes zu dem Feuer, das hoch aufflammt und springt mitten hinein. Der Vorhang fällt.

Mein Schauspieler, voll Eifer und Begeisterung, der mir schon zu Anfang gesagt hat, das Stück sei eine Dialogie, morgen werde die zweite, abschließende Hälfte gespielt, lud mich dringend zum folgenden Abend ein; nächste Woche werde auch Sakuntala genau nach Kalidasa gespielt, und Urvaßi könnten sie auch — und — wie er sich freue über diese Deutschen — —

Am andern Abend, als die Götter Lakschmana von den Todten erweckten, trug uns die brausende Lokomotive gen Benares hin.

* *
*

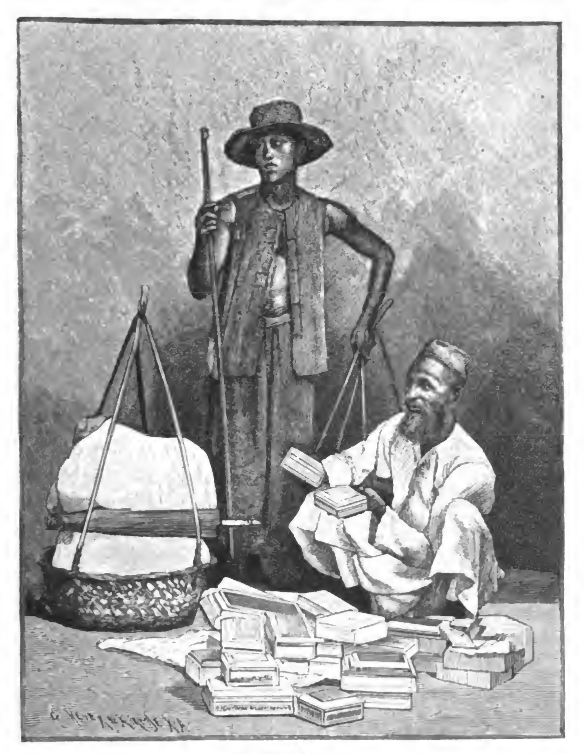
In unserem Gasthof wieder angekommen, fiel mir die im großen Garten aufgelesene Frucht wieder in die Hände. Ihr feiner Duft ließ auf angenehmen Geschmack schließen, allein sie erwies sich als tief hinein aus Fasern bestehend, die nach der Spitze hin zusammenliefen. Dschebdy, wie ißt man die Frucht oder was macht man damit? Einer unserer Punkhawalas kam ihm zuvor. Ich weiß, ich zeigen! Er schnitzte einen Holzspeil spitz zu und stach damit seitlich in die Frucht, ein Faserbündel

fassend, so daß der Speil unter demselben hindurch wieder nach außen drang, und nun drehte er die gefaßte Fasermasse strickartig zusammen, ein richtiges Wringen, welchem zufolge denn der saftige Inhalt der Fasern heraustropfte. Der Saft schmeckte sehr fein; doch überließen wir dem braunen Alten, die Kelterung zu eigenem Konsum zu vollenden, da unser Appetit beim Ansehen des Gewürges rasch auf Null fiel. Die Methode muß übrigens im Urwald sehr dienlich sein.

Am frühen Vormittag drängten sich wieder Händler zu, da sie herausgebracht, daß wir am Abend reisen würden. Nach erlangter Erlaubniß kommen sie an, von einem Kuli begleitet, der ihre Waare in zwei Bündeln bringt, immer paarweise, um sie am Tragstock, pikulan (ein malayisches oder chinesisches Wort, pikul, der Zentner, bei den Malayen etwa 110, bei den Chinesen 120 Pfund betragend) tragen zu können. Es ist geradezu erstaunlich, welche Lasten indische und namentlich chinesische Träger mittelst des Pikulans forttragen. Zwei bis drei Zentner sieht man sie häufig schleppen, wobei der Bambus-Tragstock bei jedem Schritt pendelartig mit den Enden schwingt, der Mann aber seine kurzen Schritte genau dem Pendelschwung anpaßt. Wie sehen aber auch oft die Schultern der Bursche aus! Schwielen bis zu drei Centimeter Höhe liegen wie wurstförmige Wulste schräg über die Achsel hin. Wir kauften Stoffe, Decken, Stickereien und Anderes, was aus Kaschmir, Delhi, Sindh und anderen Fabrikationspunkten herangeschafft war und hausirend feilgeboten wurde. Die Arbeiten an Kästchen, Platten, Körbchen aus Bombay-Mosaik verschmähten wir, da wir an der Quelle größere Auswahl zu gewärtigen hatten. Aber zu einer Expedition regten die Holzsachen an, derjenigen nämlich zu einem indischen Holzdrechsler, um dessen Arbeitsweise kennen zu lernen.

Während meine Begleiter noch handelten, nahm ich eine flinke Gari, auf deren Bock Dschebdy neben den Kutscher, der

ein Irländer war, gesetzt wurde, um einen Kherrad oder Kharrad ausfindig zu machen. Ich hatte schon am vorigen Tage



Indische Händler.

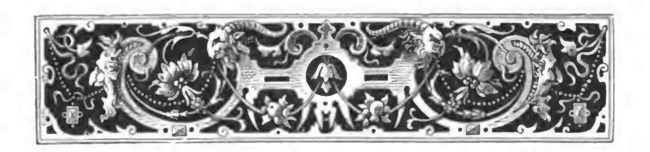
lange gebraucht und manipuliren müssen, um Dschebby, der das englische Wort für Drechsler nicht kannte, begreiflich zu machen,

was ich meine. Er hatte sich nun erkundigt und leitete den Kutscher an, wohin er zu fahren hätte. Es ging durch eine moderne, d. i. englische Vorstadt hinaus, bis wir wieder zu einem indischen Stadtbezirk kamen. Seltsam nahm sich's aus, was in dem englischen suburbanen Viertel alles zu Kauf stand. Ein wahrer Mühlendamm, vor allem für alte Möbel. Da sah man, wie die europäische Civilisation in der Form von alten Mahagonischränken, Schreibtischen, Rohrstühlen, Kommoden und anderen zu Gerümpelform verfallenen Stücken, auch kleinem Hausgeräth wie Waagen, Beile, Leuchter u. s. w. den Weg ins Volk suchte und doch wohl auch großentheils finden mußte. Hier und da klopfte ein indischer Tischler an dem alten Möbel herum, um dessen schlotterige Verhältnisse aufzubessern. Ein Drechsler wollte sich aber nicht finden. Endlich, nach wiederholtem Absteigen Dschebdy's hatte er die Seitenstraße erfragt, in welcher das Ziel meiner technographischen Wünsche in verschiedenen Exemplaren hausen sollte. Die Straße war von englischer Anlage, breit und sonnig, die niedrigen Häuser aber indisch. Da ist der Kharrad! Aber Dschebdy, da ist doch keine Drehbank — doch nein, ich sah die Fidelbogen hin- und hergehen, mittelst deren das Drehstück bewegt wird. Es war die denkbar beste, nämlich urthümlichste und einfachste Form der Drechslerwerkstatt, in die ich nun von der offenen Straßenseite her eintrat. Auf meinen Gruß Salam antwortete der kleine, am Boden hockende Meister mit Salam und der Händebewegung nach Herz und Stirn, und ließ sich von Dschebdy meinen Wunsch erklären, seine Arbeit zu sehen. Ich bekam einen handhohen Schemel, und Mann und Gesellen arbeiteten weiter. Sie drechselten Pfeifenröhren, eines der häufigsten Drechseleierzeugnisse im Orient, wie schon die Aegyptenreisenden erfahren. Das künftige Rohr wurde zuerst von außen abgedreht. Es lief zwischen zwei eisernen Spitzen, von denen die eine quer aus einem kleinen Pfosten herausragte, der in die

Erde geschlagen war; die andere war an einem Holzrähmchen angebracht, welches auf dem Boden zwischen kleinen Pflöcken lag und vom Drechsler zudem mit dem linken bloßen Fuß in seiner Lage gehalten wurde. Der Drechsler hockte auf einem Schemelchen gleich dem mir dargebotenen. Mit der Rechten bewegte er den Fidelbogen, dessen Schnur um das Drehstück einmal herumgeschlagen war, mit der Linken regierte er den Drehmeißel, den er mit der großen Zehe des linken Fußes noch an die Unterlage drückte — der Fuß war seine dritte Hand, die so manchmal erwünschte.

Das Bohren des Rohres geschah äußerst geschickt unter besonderer Mitwirkung besagter dritter Hand. Das Rohr wurde nach seiner völligen Fertigstellung, Bohrung u. s. w. außen lackirt und zwar mit grünem, gelbem und rothem Lack, der in flachen Stäbchen vorhanden war. Der Mann drückte die Lackstäbchen an das sich drehende Stück, wo die Reibung die Lackmasse zum Abschmelzen brachte. Wie heißt der Farbenstab, Dschebdy? Lack! **Lakh** ist ein gut hindustanisches, aus dem Sanskrit kommendes Wort; **Lakhera** heißt der Lackirer, als welcher sich nunmehr mein Drechsler bethätigte. Die matt auf das Holz kommende Lackschicht polirte er schließlich mit einem grün getrockneten zähen Blatt. **Kela**, d. i. Banane, sei es, meinten der Drechsler und Dschebdy; ein nach Hause mitgenommenes Muster zeigte aber, daß es von einer anderen Pflanze stammte. Die Arbeitsstücke, welche der kleine Drechsler, der auf seiner braunen Haut nichts als eine Dhoti um die Lenden trug, in meiner Gegenwart gefertigt, erwarb ich für eine Rupie; erfreut fertigte er mir schleunigst noch eine kleine Cigarettenspitze zum Andenken, worauf wir mit „Salam“ schieden.

Im Gasthof angekommen, mußten wir bald an die Vorbereitungen zur Abreise gehen.



III.

Benares.

Es war am 4. August Abends, daß unser Zug Howrah, einen Vorort der rechtsufrigen „weißen Stadt“ Kalkuttas verließ. Wir hatten uns frühzeitig eingefunden, um uns in der großen und bequemen Wagenabtheilung, die uns angewiesen wurde, wohnlich einzurichten. Dies schien nöthig, denn wir hatten eine neunzehnstündige Fahrt vor uns, ehe wir die alte heilige Benares betreten sollten. Nachdem wir uns in die leichten Nachtkleider geworfen, wurde das Chaos des Handgepäckes entwirrt. Wir hatten reichlich Raum; unsere Abtheilung war drei Fenster lang; neben ihr lag noch ein zugehöriges einfenstriges Toilettenzimmer, vollständig eingerichtet für eine lange Fahrt.

Während des Einbauens der Gewehre, Lanzen, Handkoffer, Kistchen, Pakete übersprachen wir das in der leider so kurzen Aufenthaltsfrist Erlebte. Waren es doch nur zwei Tage und einige Stunden gewesen. Die Ausbeute aber zeigte sich doch sehr groß. Die unausgesetzte rege Beschäftigung mit dem Beobachtungsstoff hatte sich indeß reichlich gelohnt, mehr noch als ich beschrieben habe. Gute Treffer hatten wir auch gehabt

in der kurzen Spanne Zeit und deshalb Einblicke thun können, welche über alles Erwarten das innere Leben der uns umgebenden Menschen uns näher gerückt.

Heiß war der Abend, wie alle vorigen. Aber die durch das Dahinschießen des Zuges erzeugte Luftströmung ersetzte vollständig die liebe Punkha. Jetzt erreichten wir die erste Station; Bahn- und Luftzug standen still, was in der That, wie man uns prophezeit hatte, wegen der rasch steigenden Hitze die Aufenthalte je kürzer je besser erscheinen ließ. Auch ein Mittel zur Dienstbeschleunigung, vielleicht wirksamer als strenge Vorschriften.

Ein mitgenommener „Touristen-Führer" erwies sich als sehr lehrreich. Die dritte Station Serampur (zu deutsch wohl die frische, die blumige Stadt) bis 1845 den Dänen gehörig, war bis damals das Refugium verfolgter Schuldner und anderer Durchbrenner aus Kalkutta. Dann kam Biddabatty. Die Etymologie wurde mir erst später klar. Fast besorge ich, den Leser damit zu langweilen. Aber Lazarus sagt, wer für Etymologie der ihm entgegenkommenden neuen Namen kein Interesse habe, der sei kein Mensch — der fürs Reisen und im Geiste Mitreisen passe. So wage ich es denn. In der That fangen fremde Städte und Plätze zu reden an, wenn man ihre Namenbedeutung prüft; da zeigen sich Bäche, Berge, Sümpfe, da sehen wir Handel und Wandel, Zeiten und Geschehnisse im Reisebuche in ungeschriebenen Beschreibungen, was uns alles verborgen bleibt, wenn wir im Ortsnamen die bloße Vokabel entgegennehmen. Biddabatty also ist wohl die Hügelstadt, von bida Hügelgruppe, bati Niederlassung; die Engländer haben sich ein d und ein t zu viel geleistet.

Etwas länger halten wir, und es wird wieder brütend heiß in Chandernagore, eigentlich Tschandannagar, d. i. Sandelholzstadt, einer bemerkenswerthen Station; denn Chandernagore ist französisch, eine winzige Enklave, 3 englische Quadrat-

meilen, oder nicht 1/6 deutsche Geviertmeile groß, auf der Karte als französisch nur durch violette Unterstreichung erkennbar. So klein und doch nicht ohne Bedeutung, ohne eine eigenthümliche Bedeutung, die den Leser vielleicht interessiren wird. Meinem Reisebuche zufolge hat nämlich die indische mit der französischen Regierung das besondere Abkommen getroffen, daß die Franzosen dort kein Opium bauen oder Opiumpräparate herstellen, dafür aber als Entschädigung — — 300 Kisten Opium erhalten sollen alljährlich. Die Kiste zu 750 Dollar (s. oben) entspricht dieses „Regal" einem Geldbetrag von 900 000 Mark.

Ist nicht und bleibt dieses Indien ein merkwürdiges und sonderbares Land? Im vorigen Jahrhundert trugen sich die Franzosen mit dem Gedanken, Chandernagore unter dem thatkräftigen Gouverneur Dupleix zur Metropole von Indien zu machen, und heute ist der Lebensfaden der Stadt so dünn, so zum Zerreißen dünn, hält nur durch Kitt.

Historisch wichtige Plätze giebt es übrigens eine Reihe in der Gegend, die wir durchfahren. Die nächste Station, Hugli (hugla das Ried), die vielleicht dem Fluß den Namen gegeben hat, war früher der große Hafenplatz von Westbengalen, mit mächtigen Faktoreien der Dänen, Holländer, Franzosen, Portugiesen und Engländer; erst Kalkutta's Gründung weiter unten am Fluß bereitete den Niedergang vor. Wo sind sie hin, die Uebrigen? — — Nicht weit von Hugli liegt Tschinsura, bis 1826 im Besitz der Holländer, welche es nach 200jährigem Besitz gegen die Ueberlassung von Sumatra damals an England hergaben. Es mag mächtig gewesrn sein, auch gut verwaltet, dieses Tschinsura, unter den Holländern, die schon Ende des 17. Jahrhunderts ein starkes Fort dort erbaut hatten. Nebenbei lag Satgaon, zu deutsch Siebendorf, mit ebenfalls einem Fort. Im vorigen Jahrhundert war Satgaon so eine Art Godesberg für die in Tschinsura lebenden

Mynheeren, die Nachmittags dort hinaus wandelten, um daselbst zu speisen. Heute ist der Hugly-Arm bei Satgaon vertrocknet, die Befestigung verschwunden, Satgaon ein Rest von ein paar Hütten. — Wahrlich die Weltstellung Englands wurde doch mehr oder weniger in dem Labyrinth der Gangesmündungen konstruirt.

Die schlechte Beleuchtung, die das Lesen abschnitt, und die Nacht machten ihre Rechte geltend; Etymologie und Geschichte waren sich selbst zu überlassen. Wir bauten unsere Wagenabtheilung durch Niederklappen der Oberbetten zum Schlafsalon um, breiteten die auf Dscheddys dringendes Anrathen in Kalkutta erworbenen Steppdecken über die mit kühlem Wachstuch überzogenen Sitzpolster und streckten uns zur Ruhe aus.

Der andere Morgen zeigte uns die sich weit hinbreitende bengalische Ebene. Feld an Feld, fast kein Fleckchen unangebaut; hie und da ein Teich, in welchem Menschen und Wasserbüffel badeten. Der Städte und größeren Niederlassungen waren weniger geworden; auch die Dörfer lagen nicht nahe beisammen; aber das Ganze athmete landwirthschaftlichen Fleiß. Auch unsere Bahnlinie ist beachtenswerth. Wir sind auf dem 66 Zoll weiten Gleis der „ostindischen" Eisenbahn, die Kalkutta mit Delhi verbindet. Man fährt auf dem das unsrige um 9½ Zoll an Weite übertreffenden Gleis recht gut, namentlich kommt dem Reisenden die Breite der Wagen sehr zu statten. Aber man irrt, wie ich später erfuhr, wenn man glaubt, daß England dem großen indischen Gebiete diese Wohlthat durchweg habe zu Theil werden lassen. Dies dürfte man um so eher vermuthen, als strategische Rücksichten die Erbauung der großartigen Linien, die die Halbinsel durchziehen, so wesentlich begünstigt haben. Soll man nicht an dem berühmten „praktischen" Geschick der Briten irre werden, wenn man erfährt, daß in Indien nicht weniger als fünf

Bahn-Spurweiten in Anwendung sind? Die Frage der Gleisweiten ist zum Tummelplatz der streitbaren Ingenieure des britischen Reiches geworden. Sir John Strackey hat als enragirter Meterfreund für die Radschputanabahn, auf die wir später übergehen sollten, die Spurweite von 1 Meter durchgesetzt. Bei Nalhatty hat eine Bahn 48″, ein anderer Bezirk hat 42″, endlich einer (bei Gaykwar) 30″ Spurweite; ein wunderbares Gemisch von durchgesetzten Meinungen, die natürlich alle gleich „vollkommen im Rechte" sind.

Die Telegraphenpfosten an unserer Linie zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Von Holz dürfen sie nicht sein, wie früh die Erfahrung erwiesen, indem die Insekten sie sonst rasch zerstören. So wurde denn zu Stein und Eisen gegriffen. Jedes Baulos beinahe schien anders behandelt. Hier waren Ziegelpfeiler, dort welche aus Sandstein, andere aus Granit errichtet in bunter Abwechselung der Form des Pfeilers. Starke Drähte bei übrigens sehr weiter Spannung waren angewandt. Bekanntlich hatten früher die Affen die ihnen neu und nützlich scheinenden Telegraphendrähte so heftig zu Turnübungen benutzt, daß sie überall Linienstörungen verursacht hatten. Die jetzigen dicken Steinpfeiler scheinen ihren Anschauungen vom Klettervergnügen nicht zuzusagen.

Dies erinnert mich an unsere Menagerie, deren ich früher Erwähnung gethan. Sie war beim Gepäck untergebracht und Dscheddy's Sorgfalt anbefohlen. An Stationen mit längerem Aufenthalt wurde unsererseits der Gesellschaft Besuch abgestattet, welche Packwagen fuhr, indessen ziemlich hoch bezahlen mußte. Susu und Gula hießen Herrn Sp.'s javanische Vierhänder, die ich auf seinen Wunsch mit Namen begabt und dafür die malayischen Bezeichnungen für Milch und Zucker gewählt hatte. Die armen durchgeschüttelten Thiere freuten sich sichtlich, wenn wir zu ihnen kamen und sie tränkten und unterhielten, die Affen auf kurze Zeit aus ihrem Marterkasten be-

freiten, dem Papageienvolk Erfrischung durch Badewasser und Besprengung verschafften. Susu ward täglich zutraulicher, Gula wollte seine Scheu nicht verlernen, die ihm später — zu Gute kommen sollte.

Höher stieg die Sonne und blendender drang selbst das reflektirte Licht in den Wagen. Der Wirkung zu begegnen sind die Wagenfenster ganz zweckmäßig ausgerüstet. Sie enthalten nämlich drei Schieber; der eine ist mit gewöhnlichem Glase, der zweite mit Holzjalousien, der dritte mit violettem Glase versehen, welches die Sonnenblendung, namentlich die reflektirte, wirksam abhält. Vorhänge zum Vorziehen sind selbstverständlich auch noch vorhanden, so daß man zwischen vier Arten des Verschlusses der Fensteröffnung zu wählen hat.

Unsere Bahn durchzog jetzt die reichen bengalischen Kohlendistrikte, was man indessen an den Stationen und deren Umgebung wenig merkte. Das Gelände war nur hügeliger geworden, der Boden schien auch nicht mehr so fruchtbar, indem der Anbau bedeutend geringer auftrat. Nicht lange nach Mittag erreichten wir den Soon oder Sona-Fluß (von Sona Schlaf?) dessen breites trübes Gewässer von einer großartigen Brücke überspannt wird, achtundzwanzig Spannungen von 150′ Weite haltend. Es war eine eiserne Fachwerkbrücke von dem Anschein nach vorzüglicher Bauart. Das Gleis lag auf der Oberkante der Träger, so daß man sehr gut hinunterblicken konnte auf die lehmgelbe Fluth, die bei dem hohen Wasserstande der Regenzeit ihre gewaltigen Wassermassen dahinwälzte. Gerade als wir etwa in der Mitte der Brücke waren, tauchte aus den gelben Wogen ein riesiger Alligator auf, ein langhalsiges Scheusal mit breitem, von oben gesehen fast viereckigem Kopf; es schien etwa 10 Fuß Länge zu haben. In schlangenartiger Bewegung schwamm es dahin, ein unheimliches Ungeheuer; noch ehe der Zug die Brücke überschritten hatte, war es wieder verschwunden.

Fruchtbar und üppig war wieder die Gegend geworden, was zu nicht geringem Theil einem mächtigen Bewässerungskanal verdankt wird, der aus dem Sona abgeleitet ist. Bei der Stadt und Station Arrah, die in ihrer gartengleichen herrlichen Umgebung einen köstlichen Anblick bot, konnte man einen großen Theil der Kanalanlage überblicken, die sich mit Stauwerken und Schleusen ausgebildetster Bauart versehen zeigte.

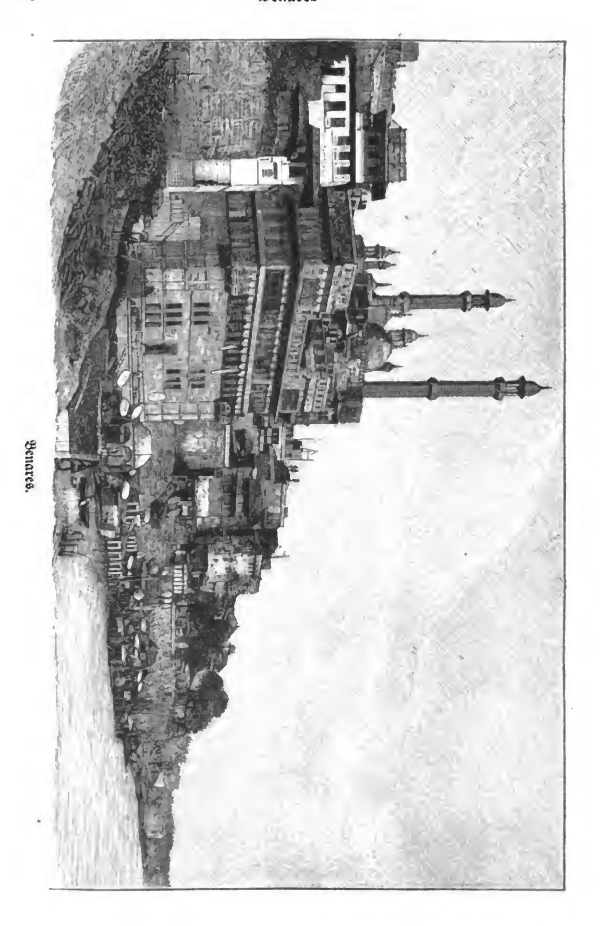
Vor Arrah machte der „Reiseführer" auf ein Haus aufmerksam, welches im Jahre 1857 während des Aufstandes einmal eine ganze Woche hindurch von 3000 „Rebellen" belagert worden. In dasselbe hatte sich der Distrikts-Ingenieur der im Bau begriffenen Bahn, Herr Boyle, geflüchtet, mit ihm einige andere Europäer und fünfzig Sikhs (Soldaten). Die Belagerung des Hauses, bei welcher nach Abschlagung des offenen Sturmangriffes ein Minenkampf eröffnet wurde, während unausgesetzte Beschießung stattfand, wurde acht Tage hindurch ausgehalten, worauf militärischer Entsatz die Belagerer vertrieb. Von den Eingeschlossenen wurde ein Mann, ein Soldat, verwundet. Ob dieser Sikh nicht ein „Tartar" gewesen, verschwieg der „Reiseführer".

Gegen drei Uhr nahten wir uns der Endstation Mogul-Serai, wo wir unsere Wagen zu wechseln hatten, um mit einem besonderen Hülfszuge bis nahe an das Gangesufer befördert zu werden. Eine Brücke über den Ganges nämlich ist erst im Plan, noch nicht im Bau. Auch die Eisenbahnstrecke zwischen Mogul-Serai und dem heiligen Strome wird nur langsam gebaut. Die Profilgerüste waren zwar bis ganz nahe dem Flußufer aufgestellt, der Bahndamm auch theilweise fertig, zum großen Theil aber erst angefangen, was sich alles von der ganz provisorischen Bahn aus, auf der sich unser kleiner Hülfszug bewegte, übersehen ließ. An einer Stelle wurde auch wirklich Erdarbeit betrieben. Eine Familie mochte es sein, aus etwa zehn Köpfen bestehend, die es sich vorgenommen zu

haben schien, „partout“ eine Eisenbahn nach Benares zu bauen. Männer, Weiber und Kinder trugen Körbe mit Erde den Damm hinauf, einen schrägen Pfad ersteigend, die Körbe größer oder kleiner, je nach den Kräften der Träger. Oben angelangt, schütteten sie die Erde aus und kehrten dann wieder um zu neuer Auffüllung. Den Grund zu so patriarchalischer Bauweise habe ich nicht erfahren können.

An der wirklichen Endstation, am Flußufer angelangt, erblickten wir drüben jenseits des breiten dahinwallenden Ganges die vielthürmige berühmte fromme Stadt. Hinüberzukommen bedurfte es eines Fährschiffes. Eine Menge Konkurrenten boten ihre Fahrzeuge an; Dschebdy wußte mit der Submission bald fertig zu werden, ebenso mit der Masse der Tragelustigen, die unser Gepäck zum Fährschiff bringen wollten. Auch diese Frage wurde geordnet und nun ging es in langem Zuge, wenigstens fünfundzwanzig Menschen hintereinander, über den leicht erhärteten Uferschlamm nach dem noch etwa hundert Schritte entfernten Wasserrande hin zu dem vom Gangeswasser lehmfarbig bespritzten Fährschiffe. Das hundertfältig geflickte Segel desselben, in welchem noch genug kopfgroße Löcher gelassen waren, wohl damit man sehen könne, was für Wetter es gebe, wurde mit Halloh aufgehißt und das Schiff setzte sich in Bewegung. Auf der Bank nahe dem Steuer, über die man die Fragmente eines Teppichs gebreitet, saßen wir Sahiblog, Herrenleute. Um uns schwatzte und lachte und ruderte und wirthschaftete das Träger- und Schiffervolk, spielte mit den Affen, bewunderte die fremden bunten Vögel aus Java und Australien und fragte Dschebdy nach diesem und jenem, während wir der alten Tempelstadt langsam entgegentrieben.

Je näher uns das Ufer des Stromes rückte, dessen Breite ich auf etwa 2000′ schätzte, desto augenfälliger wurde eine gewisse Trümmerhaftigkeit an der Stadtfronte. Die Ufer-



Benares.

böschung ist ziemlich steil, weshalb breite Treppen in größerer Anzahl die bis zum und bis ins Wasser niederführen, angelegt sind. Einzelne mächtige Bauten waren weit nach vorne gerückt, aber offenbar schlecht unterbaut, so daß dem Ganges die Unterspülung gelungen war, und Risse, Senkung und Einsturz zerstörend auftreten konnten. Etwa in der Mitte der Stadtfront hob sich am hohen Uferrande ein Tempelbau mit zwei wunderbar schlanken hohen Minareten ab; kleine Minare und Spitzkuppeln entwickelten sich allmählich dazwischen dem Blick. Dicht am Wasserrande sah man nicht weit von uns ein Gewirre von kleinen hüttenartigen Bauten, zum Theil unmittelbar aus dem Wasser emporsteigend, dabei hoch emporragende schwanke Bambusstangen, wahrscheinlich alles zu der Schiffbrücke gehörig, welche bei niedrigerem Wasserstande über den Fluß geschlagen sein soll; dazwischen und auch auf dem freien Ufer und auf Mauern oder niedrigen flachen Dächern sah man große runde steife Schirme, aus Geflecht hergestellt wie es schien, unsern Marktschirmen sehr ähnlich, gelegentlich Wäsche zum Trocknen darauf gebreitet.

Nahe dem äußersten Ende der Stadt, stromauf, wo die Gerüstprofile der künftigen Anschlußeisenbahn dicht ans Ufer traten, legte unser Fährschiff an, und gute zehn Minuten später war unser Gepäck auf Fuhrwerk und unter Dschebbys Schutz untergebracht, wir selbst in einer überdachten, ringsum offenen Gari, deren Zweigespann von seinem dunkelbraunen Führer, Wan, alsbald angetrieben wurde. Es war eine Art Vorstadt, durch die wir zunächst auf ziemlich holprigem Wege rollten, die Häuser vereinzelt, die Straßen unregelmäßig, hie und da Baumgruppen, mit dichtem Schatten Hütten und Häuser schützend. An einer Stelle — wir hießen den Gariwan Schritt fahren — war ein junges Weib beschäftigt, eine blauviolette Webekette auszuspannen. Etwa fußhoch über dem Boden hatte sie auf etwa Ellenbreite bereits den Zettel ausgelegt, der

schon 12 bis 13 Meter lang sein mochte. Geschäftigen elastischen Ganges schritt sie von einem Ende zum andern, den Faden von dem Garnstrahn abwickelnd, den sie auf dem linken Arme trug; am Ende angelangt, legte sie den Faden über das aus Bambusrohr hergestellte Querstück, den Zettelbaum, und zog ihn dann hin zum andern Ende, wo dieselbe Operation wiederholt wurde. Von den in vollem Blüthenschmuck stehenden Bäumen, welche den offenen Arbeitsplatz beschatteten, waren rothe und dunkelgelbe Blüthen, letztere unserem Goldregen ähnlich, auf den purpurfarbenen feinen Webegrund gefallen. Dazu die mattfarbige verschossene, aber freigeschlungene Bekleidung des geschäftigen Weibes; das Bild berührte fast die Antike.

Nun gelangten wir in die Stadt, ohne daß wir indessen tief in dieselbe eindrangen. Es waren Handwerker, Arbeiter, deren Wohnungen zu beiden Seiten der Straße sich darboten, allermeist einstöckig, mit vorne hinaus offenem Arbeitsraum, alles voll Leben und Geschäftigkeit. Jetzt durchfuhren wir das hübsche, saubere englische Viertel, das, wie ich später erfuhr, den Namen Sekrol führt. Kirche, Hospital, Kasernen, Schulhaus, Polizeigebäude, Bank zeigte uns der Gariwan mit sichtlichem Stolz. Und nun durch ein großes Thor in den weiten Hofraum mit Grasplatz zu dem sich freundlich präsentirenden Hotel Clark, dem ersten, das ist besten europäischen Gasthof, deren es im Ganzen in Benares zwei Stück giebt. Die englische Kolonie soll überhaupt sehr klein sein in Benares; Herr Clark meinte, es seien nicht viel über hundert Engländer dort; man bedenke, gegen mehr als 600 000 Eingeborene, welche die große alte Stadt bevölkern!

In einem ebenerdigen Nebengebäude fanden wir gute, kühle Zimmer, vor deren ganzer Flucht eine Veranda, allerdings einfachster Bauart, dahinlief, auf welcher nach einem köstlich erfrischenden Gußbad wir auf bequemen Schaukelstühlen

bald dem Ruf zur Abendtafel entgegenwarteten. Dschedby warb inzwischen das nöthige Dienervolk für Schlafzimmer, Tafel, Punkha u. s. w. an.

Nach Tisch, als der Abend schon dämmerig niederzusinken begann, machten wir eine Fahrt in die Stadt. Diesmal nicht in einer indischen Gari, sondern in einem weislich vorher bestellten bequemen Landau. Dschedby saß, die Richtungen anzugeben, auf dem Bock neben dem Kutscher; hintenauf stand ein großer breitschulteriger Kawaß, welcher in den von dichtem Volksschwarm durchzogenen Gassen uns Raum zu schaffen besorgt war. Er that dies, indem er mit Stentorstimme „Pascha!" „Pascha a a a!" in die Menge hineinrief. Auf einem freieren dreieckigen Platz umdrängten uns Händler mit allerlei Kleinigkeiten, darunter seidene Gürtelschnüre, (isarbund) Fächer aus Palmblättern, andere aus Holz, einfache und doppelte, nämlich durch Zweimaldrehen ganz zu öffnende, von welchen Dingen wir Paschas einiges erstanden. Von der Stadt war zu der späten Stunde nicht viel zu sehen; wir verschafften uns nur eine allgemeine Uebersicht über die nach dem Flusse zu überaus eng gebaute Stadt und ihre etwas luftiger angelegten Vorstädte.

Am nächsten Tage brachen wir in aller Morgenfrühe auf, um das berühmte und einzig dastehende rituale Morgenbad im heiligen Strome zu sehen. Etwas unterhalb unseres gestrigen Landungsplatzes vertauschten wir den Wagen mit einem breiten plumpen Boot, mit dem wir uns langsam, der Strömung durch Rudern entgegenstrebend, abwärts treiben ließen. Ein unvergeßbarer und merkwürdiger Anblick bot sich dar. Die gestern von Ferne gesehenen Flußtreppen lagen nun nahe vor uns. Hinter ihnen auf der achtzig Fuß über dem Wasserspiegel sich erhebenden Uferhöhe, bald vor-, bald zurücktretend die Paläste und Tempel, zum größten Theil reich stilisirte machtvolle Steinbauten, einzelne sechs Stock-

werke zählend, ein ganz nahe liegender großentheils schief eingesunken und zerspalten, jedoch von der armen Bevölkerung dicht bewohnt. Auch ein anderer, ganz erhaltener Sandsteinpalast war von seinem Benares-müden reichen Besitzer verlassen und den Armen als Wohnstätte überwiesen worden. Die Flußtreppen waren bedeckt mit Menschen, fast eine halbe deutsche Meile weit den Strom entlang, die zum Ganges hinab und dann in seine Gewässer hineinstiegen oder zur Stadt wieder hinaufgingen. Nach ihren religiösen Vorschriften sind alle Hindu in Benares gebunden, nur ausgenommen die Kinder unter vier Jahren und die Schwerkranken, allmorgendlich in den heiligen Fluthen zu baden. Dies geschieht von vier, fünf Uhr bis gegen neun. Die vornehmen Klassen erscheinen zur allerfrüheſten Stunde, die niedersten zuletzt. Man schätzte die Zahl der Badenden, als wir zugegen waren — etwa um halb sieben Uhr — auf über hunderttausend. Hinter der heiligen Ganga, welche den ihr alltäglich gebrachten Tribut der Verehrung ernst entgegennimmt, die Sünden des Vortages abwaschend und ins Meer des Vergessens hinabtragend, steht verschleiert Hygieia, die ungesehen und lächelnd den Betern unerflehte und doch so segensreiche Gaben spendet.

Die Frauen badeten an einem besonderen Platze, mehr oberhalb. Durch ein Eisengitter war die Grenze einigermaßen markirt. Sie schritten in ihren, oft sehr farbenreichen Gewändern bis zur Brusthöhe ins Wasser, tauchten wiederholt unter, plauderten mit den Nachbarinnen, führten die Kinder an der Hand in die Fluth. Manche der jüngeren Männer schwammen auch, nachdem sie von den halbversunkenen Steinbanketten der unterspülten Palastmauern sich unter Lachen und Scherzen ins Wasser gestürzt; sie entfernten sich aber nie weit. Alle Männer waren bekleidet, wenn auch nur mit einem Lendentuch; nur kleinere Knaben badeten ganz nackt. Vielfach sah man — wahrscheinlich geschah es durchweg — die

Badenden Gebete verrichten und Andachtshandlungen anderer Art vornehmen. So z. B. wurde Gangeswasser in kleine kupferne oder messingene Gefäße von besonderer Form* geschöpft und durch den ziemlich engen Ausgußschlot wieder langsam entleert, wobei Gebete geflüstert wurden. Andere beteten am Rosenkranz**, dessen orientalischer Ursprung hier wie anderwärts in Indien zu Tage tritt. Nach gewissen Pausen übergossen wieder Andere sich die Scheitel in streng gehaltener Bewegung mittelst kleiner runder, Lota genannter Gefäße. Auch getrunken wurde das lehmfarbige Wasser aus der Tubri, einer Lota mit kelchartiger oberer Erweiterung; doch wie es schien, thaten solches nur einzelne Fanatiker, die nicht abwarten wollten, bis daheim durch Filtriren die erdige Beimengung abgeschieden worden. Für Kranke indeß, wurde mir versichert, hält man das Trinken des unfiltrirten trüben Wassers für ganz besonders heilsam; ja Todtkranken wird es manchmal mit Gewalt eingeflößt.

Sehr Viele, die Frauen fast ausnahmslos, nahmen von dem Gangeswasser mit hinauf zur Stadt, wozu sie sich blinkender messingener Gefäße bedienten. Von diesen zeigten manche treffliche, merkwürdige Form, die alle einen hergebrachten streng festgehaltenen Stil haben. Eine mir ganz besonders in die Augen stechende Art gelang es mir erst am folgenden Nachmittag nach langem Suchen auf dem Messing- oder Bronzebazar zu erwerben. Der Inder hält auffallend große Stücke auf Gefäße aus Messing, pital oder pitloh. Dergleichen Gefäße sind sehr übliche Geschenke; sie werden als solche bei Hochzeiten nach alter Uebung dargebracht, nicht aber etwa den Brautleuten, sondern den Eltern und dann den Priestern, welche sie als üblichen Tribut für ihre rituale Beihülfe von gewissen

* Lota garuwa hieß das Gefäß, von dem ich später einige Exemplare erwarb.

** Apida benamt.

Festlichkeiten mit nach Hause nehmen. Nach dem Vorrath an solchen Metallgefäßen und Geräthen wird der Haushaltsreichthum taxirt, weshalb man in den Städten die besonderen Gassen oder Viertel, die Messingbazare, antrifft, wo die betreffenden Arbeiter beisammen wohnen.

Nachdem wir dem seltsamen buntbewegten Badeschauspiel eine reichliche halbe Stunde gewidmet, landeten wir dicht beim Frauenbad an einer der großen Flußtreppen. Man nennt sie Ghate, in Benares sowohl wie in anderen Städten, denn sie sind sehr verbreitet. Es war das Man Mandir-Ghat, wo wir ans Land gestiegen. Ghat bezeichnet einen Eingang, auch einen Werftplatz, auch einen Gebirgspaß. Das Wort rief mir, als wir die breiten Stufen langsam emporschritten, eine ganze Reihe indogermanischer Anklänge wach, wie weit mit Recht, lasse ich dahingestellt. Aber der Hades, der Eingang der hellenischen Unterwelt, Gades = Cadix, das Meerthor, vielleicht auch sogar Gaza, die syrisch-ägyptische Grenzstadt, dann das englische gate, das Kattegat, auch unser „Gatter“ und anderes mehr, klingt wie urverwandt mit dem indischen Worte für das Stromthor, in dessen Zu- und Abgängen wir mit der Menschenfluth hier zusammentrafen, dort mit ihm zogen.

In der Nähe des Frauenbades wurde von Händlerinnen unechter Frauenschmuck feilgeboten, der von den unteren Klassen viel getragen wird. Da waren Fingerringe, Armringe, Knöchelringe. Ein sehr beliebtes Schmuckstück ist ein perlchenbehängter Ring, der im Nasenflügel getragen wird. Den Mädchen wird früh durch den (meist linken) Nasenflügel ein, sagen wir „Ohrloch“ gestochen, in welchem sie solch einen Schmuckring tragen. Ich erwarb einige solche, mit Glasperlen, die an einem ganz dünnen Draht befestigt sind, sehr geschmackvoll dekorirte Stücke. Mitunter sieht man solche Ringe tragen, die gegen 2½ Zoll weit, immer aber sehr fein und leicht sind. In vereinzelten Fällen sah ich sie auch in die mittlere Scheide-

wand der Nase eingehängt. Eine besondere Geschmacksrichtung, angeblich die in Sindh übliche, läßt den Ring in ein sternförmiges Knöpfchen, das sich außen fest auf den Nasenflügel aufsetzt, übergehen. Dürfen wir die Nase rümpfen, weil Jene Schmuck daran fädeln, wir, die wir die Ohrringe anerkennen? Ist Nasen- oder Ohrenschmückung eine Geschmackssünde? Das letztere nach Semper nicht, der dem „Pendelschmuck" auch kunstphilosophisch seine eigenartige Wirkung und Berechtigung zuweist.

Die große Ghat-Treppe ging nach oben in Verzweigungen aus, durch Thorbogen, offene und verdeckte Gänge, durch die wir hinaufgeführt wurden in das Gebiet der Hindutempel, Moscheen und anderen Heiligthümer. Ehe wir zum Besuch der Tempel schritten, führte man uns diensteifrig zu einer wissenschaftlichen Merkwürdigkeit der Stadt, dem Man Mandir, zu deutsch etwa Juwel der Häuser oder Paläste,* einem astronomischen Observatorium, von Dschai Singh, einem mohamedanischen, den Wissenschaften geneigten Herrscher, gegen 1680 gebaut. Auf dem flachen Steindache des in vorzüglichem Geschmack ausgeführten reichen Bauwerkes, das aber schon stark verfallen ist, sind Sternkarten in Stein skulpirt und mehrere steinerne Beobachtungseinrichtungen, wenn man will, Instrumente errichtet. Eines derselben ist eine gigantische Sonnenuhr. In der Mitte eine schräg aufsteigende Quadermauer, 9 Fuß breit, baulich genommen eine Treppe mit geschlossenen Wangen, deren Oberkanten nach dem Nordpol des Himmels gerichtet sind, also in der Ebene des Meridians stehen und mit dem horizontalen Boden den Winkel der geographischen Breite einschließen. Rechtwinklig zu dieser Mauer steht zu

* Von hindustanisch man, sanskrit mani, Perle, Juwel, und hind. mandir, sanskrit mandira, Haus, Tempel; vielleicht aber auch könnte māna Messen oder Maß zu verstehen sein, wo denn Man Mandir Maßhaus, das Haus der Messungen, bedeuten würde.

jeder Seite am oberen Ende ein riesiger steinerner Viertelkreis oder Viertelcylinder, der am Rande der senkrechten Fläche in Stunden und ziemlich kleine Bruchtheile derselben eingetheilt ist. In wirkliche 24stel eines Tages, und solch eine Abtheilung heißt sanskrit obendrein noch hora, was außer Stunde noch den Aufgang eines Thierkreisbildes bezeichnet.* Der Schatten der schrägen Mauer wies richtig die Stunde auf dem linksbelegenen Quadranten, wie unser Führer uns triumphirend bewies. Er schien es nicht zu empfinden, daß die zeitweisende Sonne zugleich eine pralle Hitze herniedersandte, welche es schwer und schwerer machte, der Wissenschaft da oben treu zu bleiben. Leider läßt man das Bauwerk dem Verfall entgegengehen. Die Säle waren öde, hohl erklangen die Schritte von den Gewölben der Hallen und Treppenanlagen wieder; die Zeit durfte ungehindert die reichen Steinornamente an Fenstern und Thürbogen zerbröckeln. Dies schien um so verwunderlicher, als angeblich Benares eine stark besuchte hohe Schule besitzt. Letztere zu besichtigten war uns, zu meinem größten Leidwesen, wegen der Knappheit der uns zugemessenen Zeit unmöglich und so mußte auch der im Museumshof aufgestellte berühmte Inschriftenstein des Königs Aßoka ungesehen gelassen werden.

Zum Tempelbesuch! hieß die neue Parole, nachdem wir uns von der Morgenstrapaze im Hotel erholt und durch Tschattybad und Frühstück gestärkt hatten. Was eine solche Parole eigentlich bedeuten würde, wollte man sie ernstlich durchführen, davon belehrte das Reisebuch, welches angiebt, daß Benares über 1000 Hindutempel und gegen 300 Moscheen berge, ja daß die Zahl der verehrten Idole, öffentlich aufgestellter wie Hausheiligthümer, eine halbe Million erreiche, wenn nicht übersteige!! Jedenfalls ein Zeugniß dafür, daß

* Das Wort hora kommt von hoda gehen. Man bedenke das griechische hodos Weg.

das Seelenleben der Bevölkerung so von idealistischen Vorstellungen durchdrungen ist, mögen dieselben nun fanatisch, oder beschränkend abergläubisch, oder nur dumpf erregend sein, daß sie den Volkskarakter bestimmen müssen und die Unkraft der realistischen Widerstandsfähigkeit derselben erklären. Es weht und wogt durch das Ganze, der Erscheinung des Volkslebens eine Atmosphäre formaler Gläubigkeit, die in der Priesterwirthschaft — Herrschaft darf man wohl nicht sagen — einen Ausdruck findet, aber alles affizirt. Die Affektion geht — diesen Eindruck bekommt man — keineswegs in die Tiefe, aber sie beherrscht, sie erfüllt die Geister. Die Massenwirkung der ohne Verabredung gleichartig denkenden und beschließenden Gemüther tritt uns sofort wie eine Naturgewalt gegenüber und muß in Zeiten der Aufregung geradezu Ungeheures hervorbringen können.

Zum Verständniß Indiens, besonders des Theiles, in dem wir uns befanden, darf nicht vergessen werden, daß in der Mongolenherrschaft der Islam festen Fuß gefaßt hat und eine große Zahl von Bekennern zählt. Das früher erwähnte große Gebäude mit den zwei schlanken Minareten ist die Hauptmoschee von dem Großmogul Aurangzeb oder Aurangzeyb gegen 1660 erbaut. Ihr zu Liebe wurde ein dort stehender Wischnutempel kassirt und zum Theil abgebrochen. Leider war der Besuch des Innern uns nicht gestattet. Das Innere der Moscheen ist übrigens stets einfach, wie wir später häufiger sahen. Ein Mittelbau von quadratischem Grundriß mit zwei kleineren, aber eben so hohen Flügeln, alle drei mit zwiebelförmigen Kuppeln überdeckt, bildete hier den Bau, das Ganze flankirt von zwei wunderbar schlanken Minaren oder Minareten, wie wir sagen. Diese sind von einer Kühnheit vielleicht ohne Gleichen. Bei 147 Fuß Höhe haben sie unten 8¼ Fuß Durchmesser, oben 7½ Fuß. Die 130 Stufen bis zu dem oberen luftigen Kuppelchen unter dem Thurmknauf, der Kulsa,

zu steigen, dünkte uns den gegebenen Verhältnissen nach zu beschwerlich. Der Muezzin oder Gebetrufer steigt auch nicht bis ganz hinauf, sondern nur auf zwei Drittel der Höhe, wo er von einer kleinen Gallerie seine Formel herunter näselt.

Ganz dicht bei Aurangzeybs Moschee liegt der berühmte „goldene“ Tempel, so genannt wegen der Goldbekleidung an einer seiner Kuppeln. Man kann sich die Engigkeit der Umgebung und der An- und Aufeinanderbauung daselbst kaum stark genug vorstellen. Durch schmale steigende und fallende Gassen, in denen ein lebhafter Verkehr stattfand, gelangten wir zum Haupteingang. Vor demselben streckten Bettler ihre dürren Hände aus, dann aber boten auch Blumen- oder richtiger Blüthenhändlerinnen ihre Waare an. In ganzen Reihen saßen sie auf den Steinbanketten, Stufen, Pilastergurten. Ein fast betäubender Duft stieg aus den Körben auf, die gefüllt waren mit stengellosen oft sogar aus dem grünen Kelch gehobenen Blüthen von den herrlichsten Farben und Formen, theils zu kleinen Rosetten zusammengebunden, sehr häufig aber auch zu Kränzchen zusammengesteckt, nämlich Kelch in Kelch geschoben, wie bei uns die Jugend wohl mit Syringenblüthen verfährt. Die Blumenkronen werden im Tempel als Opfer dargebracht, zu zwei, drei, doch auch Händevoll, oder in Kränzchen, je nachdem es der Opfernde aufzubringen vermag. Man kaufte für Geld, aber auch für Reiskörner, die in kleiner Handvoll für einige duftige Kelche gegeben wurden. Andere Verkäufer hielten Wachskerzchen und wächserne Herzchen, Hände, Beine u. s. w. feil, erinnernd nicht nur an das Alterthum, sondern auch an unsere katholischen Kirchengebräuche. Auch in Indien also, so gut wie bei der Muttergottes von Kevelaar, gilt dem Gläubigen der Satz, daß:

„. . . wer eine Wachshand darbringt, dem heilt die Hand zur Stund',
Und wer ein Wachsherz opfert, dem wird das Herz gesund.“

Der Wachshandel schien ein ebenso „blühendes" Geschäft zu sein, wie das mit den Blumenkronen. Wir betheiligten uns an keinem derselben, befriedigten aber einige verstümmelte und blinde Bakschisch-Heischer. Ich muß eingestehen, daß uns dazu nicht Edelherzigkeit leitete, sondern so ein bischen Pharisäerthum, zu dem Zwecke angewandt, von den fremden Sahibs einen mildthätigen Geruch in den Tempel vorauszuschicken. Dscheddy verstand meinen Wink sofort und bezahlte. Wir traten denn nun in Bischesvars Tempel ein.

Bischesvar oder Vischeswar* ist einer der Namen des Schiva (Çiva), Vertreters des zerstörenden aber zugleich neuschaffenden Prinzips in der indischen Trimurti oder Dreieinigkeit. Er ist der oft genannte „große Gott", Mahadewa (Mahadö bei Goethe). Seine begeisterten Anhänger stellen ihn hoch über die beiden anderen Theilhaber des Trimurti, Brahma

* Das Wort ist nicht ganz leicht zu verstehen und bei uns so häufig mißverständlich wiedergegeben worden — Oskar Mothes schreibt z. B. (wohl nach unklaren englischen Quellen) Visveshеr — daß Erklärung des Namens am Platze scheint. Ischwar oder richtiger Ißwar, hindustanisch, bedeutet „der Herr" im religiösen Sinne. Das Sanskritwort lautet Ißvara und hat genau dieselbe Bedeutung (ißa ist herrschen, auch Ißa ein Name Çiva's). In Zusammensetzungen geht Ißvar in Eßvar oder Eßwar (hind.) über. Wischwa, hindustanisch, oder Vißva, sanskrit, ist das All, das Weltall; somit Vißva-Eßvar, zusammengezogen Vißveßvar: der Herr der Welt, der Herr des Weltalls. Hindustanisch ist das Wort in Vischeßwar zusammengezogen; meist hört man die bequemer zu sprechende, fließendere Form Bischeswar. Çiva wird auch als der Herr des Göttertrankes Soma, Empfänger des Somaopfers, gepriesen und angeredet und heißt dann Someßvar. Auch bei anderen Götternamen findet die Verbindung mit Eßwar statt. So heißt Vischnu, wenn in der Menschwerdungsform (Avatare) des Rama gefeiert, Rameßvar; es giebt einen Ratneßwar, einen Divodaseßwar, eine Ißwar-Gangi-Straße in Benares u. s. f.

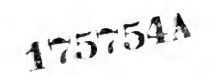
und Wischnu, den Schaffenden und den Erhaltenden, wohl weil er das Geschaffene zwar zerstört, es aber wieder neu hervorbringt, also die eigentliche organische Naturkraft vorstellt. Die Fülle seiner Verehrer wurde in dem seltsamen Tempel, in den uns jetzt ein durch Dschebdy vermittelter gemüthlicher Priestersmann gegen einen winkenden Backschisch hineinführte, durch die Engräumigkeit des Gebäudes zum Gedränge gesteigert. Unser Führer erließ uns das in Singapore mit brutalem Geschrei von uns geforderte Ablegen der Schuhe (je weiter von Rom, desto strenger der Glaube) wobei er auf Dschebdy's Hände zwinkerte, die er soeben bei den Bettlern als spendhaft erkannt hatte, und — da waren wir mitten darin.

Es waren drei aneinanderstoßende kleine Räume mit Kuppeln überdeckt; an zweien derselben sind in den Tiefen der äußeren Kassituren die erwähnten Beschläge aus Goldblech angebracht, durch Rundschit Singh*, den Sirdar der Shiks, vor nahe hundert Jahren gestiftet. Ich hatte eine größere kirchliche Handlung erwartet. Nichts davon. Es fand vielmehr ein allgemeines frommes Kolloquium statt, unter fortwährendem Ab- und Zugehen der Heilsbedürftigen. In dem mittleren der drei Räume hing eine bronzene kleine Glocke von der Decke herab, einer Schiffsglocke an Größe gleich, außen reich ornamentirt. Die Abgehenden oder wenigstens Einzelne derselben schienen die Beendigung ihres persönlichen Gottesdienstes durch Anschlagen dieser Glocke anzuzeigen, deren Klöppel von unten erfaßt und angeschlagen wurde, einmal, zweimal, je nachdem. Da gingen sie hin, ihre Stirne bestrichelt und betupft, einzelne sogar mit Goldpflästerchen, welchen Beichtspruchs wegen, erfuhr ich nicht. Nahe auf einem Pfeiler, nicht weit von der Glocke, saßen zwei herrliche Pfauen, ihr prachtvolles Schweifgefieder wie Mäntel über den Stein herabfallen lassend. Sie schienen das Summen und Reden und Gehen

* Singh ist Beiname: der Löwe.

und Läuten vollständig gewohnt zu sein. Der Strom der Beichtkinder, Männer und Frauen, quoll heraus oder ging hinein in die kleinen Apsisbauten der drei Tempelräume. In jedem dieser steht ein Lingam, jener berühmte Opferstein des Mahadewa, das Symbol der hervorbringenden Naturkraft vorstellend. Ich hegte wenig Hoffnung, einen solchen in der Nähe zu sehen zu bekommen. Doch unser Führer drängte die Menge für die Sahiblogs hinweg und so durften wir denn bis in die Thür des Allerheiligsten treten. Nur durch die Thür fiel etwas Tageslicht; an den Wänden aber brannten Wachslichtchen und Lampen, kleine und große, in welche der beschäftigte Brahmine ab und zu Spezereien warf, daß es dampfte und duftete. Wo ist denn der Lingam? fragte ich. Zunächst muß ich noch bemerken, daß die Reisebuchsage sich nicht bestätigte, wonach nur die Priester das Sanctuarium betreten dürften; denn am Boden hockten und knieten in dem engen, etwa sieben Fuß im Geviert messenden Raum ein halbes Dutzend junger Mädchen. Wollen Sie sehen, Sahib? hier, hier! riefen sie und wühlten dann geschäftig aus der Masse der Blüthen, welche über fußhoch den Boden völlig bedeckten, den Stein heraus. Es ist ein cylindrischer oben abgerundeter schwarzer Stein, etwa zwei Fäuste dick, aus einem vasenartigen Gestell von gleichem Material etwas über zwei Hände hoch emporsteigend. Die Opfer gingen dann alsbald wieder vor sich; es regnete Blüthen, auch weiße Reiskörner in Menge auf den Stein, den darauf wieder der Brahmine mit Gangeswasser begoß, welches er aus einem größeren Gefäß mit einer länglichen Schale, Sumangali genannt,* ge-

* Zu deutsch etwa das Verheißungsgefäß; es wird auch Arghya patr genannt. Arghya bedeutet, wie ich nach der Heimkehr ermitteln konnte, sowohl ein bestimmtes, sehr übliches religiöses Opfer, bestehend aus Reis, Durvagras, Blumen und Wasser, als auch eine Darbringung an Höherstehende im allgemeinen und besteht oft bloß aus Blumen. Unser Blumenstreuen bei Festzügen und bei



schöpft hatte. Der Duft der Blumen und der Spezereien, das Summen der Menge, das Anschlagen der Glocke, alles zusammen wirkte fast betäubend. Wir freuten uns, wieder ans rosige Licht herausgekommen zu sein. Es war dicht neben dem Tempel, wo wir von dem Führer zu einem reichumgitterten, von einer zierlichen Säulenhalle umgebenen Brunnen geleitet worden waren, Gyan-Bapi genannt, was uns mit „Brunnen der Weisheit" übersetzt wurde. Strenger heißt es „Teich des Wissens" (Gyan = Wissen, Bapi = Teich, Cisterne). Beter knieten an der eisernen Einfassung; andere zogen mit dem Schöpfeimer von dem Wasser herauf, um es in Lotas zu füllen. Der „Teich" ist der Ablauf, in welchen das über den Lingam

katholischen Prozessionen ist eine Arghya und uralten Herkommens. Arghya patr ist also allgemein Opferschale. Eine von mir in Benares erworbene kupferne Sumangali hat Herr Fritz Hekert in Petersdorf trefflich in Glas nachgebildet, dieselbe zugleich aber mit hübscher Schmelzmalerei dekorirt.. Bemerkt sei, daß das Gefäß auch wahrscheinlich eine mystische Bedeutung hat, von der man öfter reden hört, und die aus dem Namen Sumangali ebenfalls herausgelesen werden kann; Mangala ist nämlich auch ein Name der Uma, der wegen ihres Treugehorsams gepriesenen Gemahlin des Çiva. — Das Wort patr für Schale, Gefäß, ist merkwürdig genug. Es heißt im Sanskrit pâtra, das erste a lang. Dasselbe findet sich im Griechischen wie es scheint nur noch in Ableitungen; wohl aber sitzt es wie ein halber Fremdling oder Ueberständer aus ganz alter Zeit noch im Lateinischen in patera mit dem betonten ersten a und ganz kurzem folgenden e, dessen Kürze hier erklärt wird, indem es offenbar rein eingeschmuggelt ist. Der Verlassenheit des Wortes im Lateinischen haben sich die Franzosen unter Dehnung des stummen e angenommen in patère, Opferschale und schalenähnliches Gebilde, wie Gardinenknauf; von ihnen haben wir es wieder für den letzteren Begriff in die Handwerkssprache herübergenommen, indem wir auch die Gardinenknäufe Pateren nennen; die Tapeziere sagen in entschuldbarem Mißverständniß einfach Parterre.

gegossene Gangeswasser fließt. Was muß dieses Wasser alles „wissen", das die von den Tausenden den Brahminen gestandenen Sünden und Fehle hinabgespült hat? Sauber sah es nicht aus und entsandte auch keine Wohlgerüche, welche Umstände indessen nicht sowohl den geistigen Qualitäten der Flüssigkeit, als dem Umstande zuzuschreiben sein mochten, daß die massenhaft mitgespülten Blumen die Wasserfläche überdeckten und dort ihr Dasein endigten.

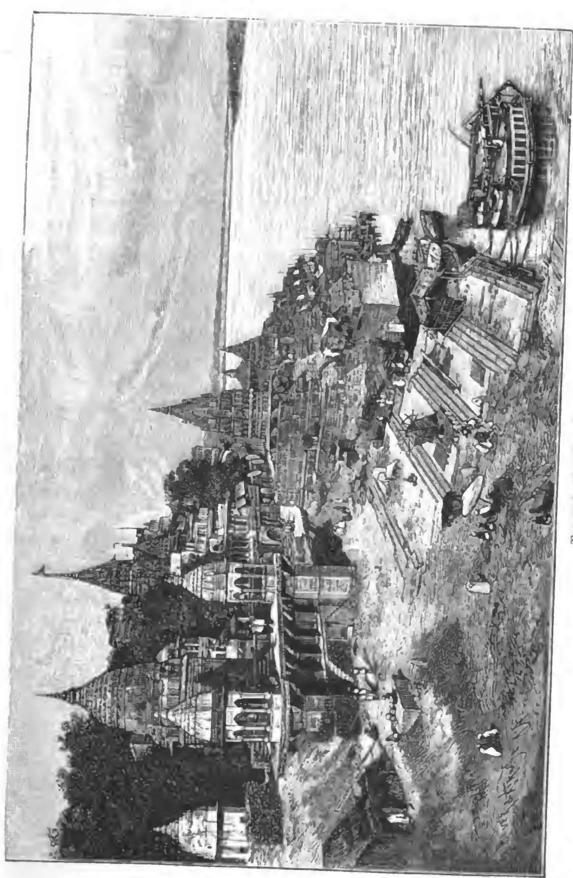
Weiter herumgehend gelangten wir von einer anderen Seite zu dem Steine, auf dem die Pfauen saßen; es war aber nicht ein bloßer Steinpfeiler gewesen, sondern, wie sich jetzt zeigte, das aus schwarzem Marmor gemeißelte Bild der heiligen Kuh oder des heiligen Stiers, Nandi-Linga genannt, ein besonderes Heiligthum des Mahadewa.

Eine große Anzahl Tempelgebäude reihten sich rings dem goldenen Tempel an, meist reich an Skulpturen in braunrothem feinkörnigem Stein, vielfach eine Holzarchitektur nachahmend. Man zeigte uns u. a. den reich skulpirten Tempel der Annpurna, richtiger wohl Amnpurna, einer Gottheit, deren Verehrung vor Hunger schützen soll (amn ist Sicherheit, purna Fülle, gesättigt). Die Bettler, welche den Tempel massenhaft besuchen und draußen am Ufer in den „abgelegten" Palästen zinsfrei wohnen, müssen die Erfahrung gemacht haben, daß Amnpurna hilft. Nahe beim Fluß wurden wir auf das Heiligthum des Tarakeßwar (vergl. Anm. S. 97) aufmerksam gemacht. Taraka heißt Beschützer, insbesondere des Ueberganges. Ob eine Fähre an der Stelle nachgewiesen ist, weiß ich nicht; es ist aber sehr wahrscheinlich; jetzt wird dort Taraka im geistigen Sinne als Ueberführer, als Beschützer beim Uebergang ins Todtenreich angerufen. Indische Phantasie scheint stets bereit zu sein, irgend einem Ideengang zu folgen, wenn er nur recht in die Tiefe und Transcendenz zu führen verspricht. Der Gott ist im vorliegenden Falle unsichtbar und

wird nur bei oder an einem heiligen Wasserbecken verehrt, welches innerhalb der Baulichkeiten der Tempelstätte liegt. Wir drangen nicht in das Innere vor, sondern begnügten uns mit der äußeren Ansicht der hierneben abgebildeten Tempelbauten.

Die Stelle heißt das Manikarnika-Ghat oder -Thor. Manikarnika ist Ohrjuwel, Ohrschmuck. Der Legende nach ist einst ein Ohrschmuck Çiva's in das Wasserbecken gefallen, als er über eine That Krischna's verwundert das Haupt schüttelte. Daher sei der Name geblieben. Der unsichtbare Taraka flüstert dem Hindu, welcher durch Andacht seine Gunst erworben hat, vor dem Sterben eine Mantra, einen geheimnißvollen Heilspruch ins Ohr, der ihn von den Schrecknissen des Fegefeuers und der endlosen Wiedergeburten befreit und zur Seligkeit führt. Auf unserem Bilde sieht man vorne die Ghatstufen zum Wasser herabführen, links den Manikarnikatempel, weiter stromauf die spitze Kuppel des „goldenen" Tempels emporragen.

Wir wandten uns wieder zur Stadt hinein. Langsam zogen wir das Gassengewinde hinunter, an den kleinen Kaufläden eines und das andere interessante Stück erhandelnd, was bereits mit großer Fertigkeit so geschah, daß wir auf den richtigen billigen Preis zurecht kamen. Bei einem jungen Menschen, der fleißig und wunderbar geschickt schmale Seidenbänder auf einem tragbaren kleinen Webstuhl wob, mißlangen mir meine Versuche. Die weißrothen Bänder, die er herstellte und verkaufte, waren die Segnungsbänder, welche den brahmanischen Knaben umgelegt werden, sobald ihre Unterweisung in religiösen Dingen beginnt. Es stand in Sanskrit darauf: „Schrirama, Rama, Rama, Rama" und Anderes. Das Umsetzen der Webekette geschah mittelst quadratischer, an den vier Ecken durchbohrter Pergamentblättchen. Durch die Löcher dieser Blättchen gingen die Fäden und wurden durch Viertelsdrehungen derselben nach unten oder nach oben gebracht, je nachdem das Webefach es verlangte.



Benares, Manikarnika - Ghat.

Ich hätte gern das höchst merkwürdige Webegeräthe, das etwa 5 Fuß lang und einige Zoll breit und sehr nett geschreinert war, erworben und bot dem jungen Weber einen hübschen Preis. Er sah mich unter seinem, aus Seidenbändchen sehr niedlich geflochtenen Mützchen hierauf lange und ernst an, blickte wieder auf sein Webstühlchen, strich mit der Rechten über seinen Oberschenkel und wiederholte den gebotenen Preis. Dann sagte er endlich, wie zum Entschluß kommend: Geht nicht, nein, nein! Warum nicht? Ja, wie soll ich denn morgen meine Bänder weben können, wenn ich dies verkaufe!!! Ein anderes kaufen, sage ich. Nicht möglich, sagte er zu Dscheddy, der alles dolmetschte; ist ja kein anderes in Benares! — Das Stühlchen mag immerhin selten sein; auf der Ausstellung indischer Gegenstände, die im verflossenen Jahre in unserem Kunstgewerbemuseum zur Schau standen, war es abgebildet, „aus Benares"; der dabei dargestellte Webende könnte wohl mein Bändermann gewesen sein.

Durch die mannigfachen Ceremonien, welche wir gesehen, war in meinen jüngeren Begleitern eine Idee wieder wach geworden, zu der sie schon früher scherzhaft Pläne gefaßt, nämlich sich zum Andenken an Indien ein Zeichen in die Haut tättowiren zu lassen. Der Gedanke ließ ihnen nun auf einmal keine Ruhe, und so hatten sie denn durch Dscheddy richtig jemand auftreiben lassen, der die Kunst verstand. Kaum hatten wir uns im Hotel durch Speise und Trank gestärkt, als sich in der Form einer ärmlich gekleideten braunen Frau der Künstler anmeldete. Der Scherz der jungen Leute stellte sie auf die Probe. Keiner wollte vor dem andern zurück; mir war die Sache interessant, weil zu hoffen stand, das Verfahren und den zugehörigen Brauch kennen zu lernen und so opferten denn beide den Spiegel ihrer inneren Armfläche der Wissenschaft.

Die junge Frau, welche durch ihre braune Hautpatina hindurch blaß aussah, hatte ein kleines Mädchen als Gehülfin

mitgebracht. Wir besichtigten zuerst das Stichel-Instrument. Es bestand aus vier ziemlich feinen Nähnadeln, die zur oberen Hälfte fest zusammengebunden und in ein kurzes dünnes Stückchen Rohr eingesetzt waren. Unsere thüringischen Fabrikanten Wolff u. Knippenberg und manche Aachener Nadelfabrikanten, die den Orient mit deutschen Nähnadeln versorgen, haben wohl nie gedacht, daß ihre Erzeugnisse zu solchem Zwecke Verwendung finden. Als Farbmaterial diente eine Flüssigkeit von schwarzblauer Farbe, wie es schien, wesentlich Indigo enthaltend. Eine kleine Menge wurde in ein flaches Näpfchen ausgegossen und nun hieß es den Aermel heraufstreifen. Aber was denn nun stechen? Zeichnen könne sie nicht, es müsse ihr alles vorgezeichnet werden. Ich mußte den Bitten nachgeben und trug, um dem Scherz den indischen Karakter zu erhalten, eine Sektenmarke der Schaiwas oder Schiwaiten — waren wir doch heute Vormittag in Schiwa's Hause gewesen — mit der Indigotusche Jedem auf die Operationsfläche auf. Sessel und Schaukelstühle wurden in Ordnung gestellt, welatti pani (Sodawasser) und viel burf (Eis) herangeschafft, Cigarren entzündet, und nun hieß es: los!

Die kleine Frau legte, nachdem sie vor ihrem Opfer niedergekniet, ihre kleinen braunen Hände auf die im Kontrast um so blendender weiß erscheinende Armfläche und begann zu sticheln — wobei der Gestochene zuckte und die Unterlippe biß — dazu aber zu unserem lebhaften Ergötzen kleine Sprüche herzusagen. Ohne diese gelinge es nicht, sagte sie, was die Umstehenden bestätigten. Ich unterdrückte äußerlich mein Interesse, um die Stichlerin nicht verlegen zu machen, suchte aber die halbgemurmelten Worte zu erhaschen, das schnell hervorgeholte Notizbuch auf den Knien. Es gelang mir, vier der kleinen Zaubersätze unter einer etwa doppelt so großen Anzahl lautlich festzuhalten, während Dschedd̈y und die anderen Diener Gruppe bildeten und neugierig und halb lächelnd allem zusahen. Die

Worte, deren Schreibung ich später richtig zu stellen und aus der offenbaren Dialektfärbung zu kären suchte, lauteten:

Dherathwan, dherathwan, dherathwan . . . . . viele, vielemal hintereinander, dann

Rase, rase, rase, raseraseraserase . . . . . .

Khuntschul (gespr. Khantschül), **khuntschul** . . . . .

Dukh kur, dukh kur, dukh kur (gespr. **dugur, dugur** . . . .)

Dschebdy erklärte die Worte dahin, daß sie alle besagen sollten, der Schmerz solle nicht anhalten, vergehen, es solle nicht bluten u. s. w. Nicht ohne mühsame Berathung des Wörterbuches ermittelte ich, daß sich der „Stichelsegen", Irrthum vorbehalten, etwa wie folgt übersetzen läßt:

Genau auf den Punkt, genau auf die Linie (der Zeichnung . . . . .

Zart, zart, zart, zarte, zarte . . . .

Blutstich, Blutstich, Blutstich . . . . . .

Thut weh, thut weh, thut weh . . . .

Etwa sechs, sieben Minuten dauerte die Prozedur; psychisch ist eine ablenkende, den Schmerz lindernde Wirkung des fast wie ein Metrum wirkenden Wiederholens der Worte zu erklären; wenden wir doch bei den Kleinen, die sich weh gethan, lindernde Sprüchlein an. Die Schaiwa-Marke sah schließlich sehr verschwommen aus, vor allem dünkte sie die Empfänger etwas klein. Inzwischen war ein alter Schlangenbändiger herangekommen, der seine vier Brillenschlangen (**samp**) aus dem runden, schachtelförmigen Schlangenkorb* herausholte und zu seiner Schalmei tanzen ließ.

Es müssen wesentlich die Töne sein, welchen die Wildheit des Thieres nicht zu widerstehen vermag. Sobald das Tuch von dem Gewürm zurückgeschlagen ist, schickt sich dasselbe sofort

* Ein solcher Schlangenkorb, der die typische cylindrische Form hat, ist von mir dem handelsgeographischen Museum hier, Wilhelmstraße, Architektenhaus, übergeben worden.

an, davon zu gehen. Indessen hören bei dem alsbald angestimmten Flageoletgedudele die Schleicher auf, weiter zu kriechen, richten sich mit halbem Leib auf und tänzeln mit dem Oberkörper auf und nieder. Der vorher so schlanke Hals wird dabei in die Breite gedehnt, so daß er ganz platt wird, was durch die dem Thiere eigenthümliche Fähigkeit bedingt ist, die oberen Rippen flach ausbreiten zu können, etwa wie ein umgelegtes Tuch. Stets sieht man die Kobra so abgebildet.

Die schon öfter gesehene Schlangengeschichte ermunterte die eben fertig gestichelten jungen Männer, dem ausgestandenen Schmerz zum Trotz, zu einer weiteren Ausführung der Operation; der Blutdurst hatte sie einmal erfaßt. Wohl oder übel wollten sie nun auch eine Schlange auf den andern Arm eingestochen haben. Ich mußte wieder zeichnen und brachte die Schlange in Form eines großen S, das für beide Namen paßte, auf dem Unterarm der Tattulustigen an, wo dann die Künstlerin sie bald mit Stich und Spruch unauslöschbar eingeschrieben hatte. „Eingeschrieben" ist das richtige Wort. Ist doch, wie die Ethnologen uns zu beweisen wissen, höchst wahrscheinlich die Zeichen- und Schreibekunst auf keiner anderen Bildfläche zuerst ausgeübt worden, als gerade auf der menschlichen Haut. Und sagt ja auch Heine vom alten Freund Wille in Zürich, wie mir durch Gedankenecho einfiel:

> Ich sah auch Wille, dem ins Gesicht
> Seine Freunde mit Hieben
> Einen Stammbuchvers höchst dauerhaft
> Und leserlich eingeschrieben,

eine Inschrift, an welcher, wenn mir recht ist, unser Reichskanzler als Student Mitarbeiter war.

Während die jungen Männer noch über Heine zu lachen suchten, aber unter den Stichen zugleich zucken mußten, fand der Schlangenbängiger nur Beachtung zweiter Klasse. Das veranlaßte ihn, zu stärkeren Künsten zu greifen. Er stopfte

die Schlangen in den Korb, nicht ohne die letzte anscheinend zu reizen, denn sie fuhr stoßend auf seine Hand los. Er that, als habe sie ihn gebissen, geberdete sich sehr erschrocken und wies auf eine vorgebliche Wunde am linken Mittelfinger hin. Ich hatte indessen gesehen, wie der Schlingel dicht über dem Gelenk desselben sich mit dem rechten Daumennagel eine kleine Hautritzung beigebracht hatte. Er wühlte nun in seinem Gewand und brachte einen rundlichen flachen Stein, schwarz von Farbe, wie ein Zehnpfennigstück groß, zum Vorschein. Dieses Steinchen klebte er auf die vorgebliche Wunde und sagte dann mit Triumph, nun sei der Biß unschädlich gemacht, ob ich den Stein nicht kaufen wolle, zwei Rupien solle er nur kosten. Ich zwinkerte ihn verständnißinnig an und flüsterte ihm leise zu, daß ich den Schwindel kenne; aber daneben die jungen Männer, die würden vielleicht. . . . Er ging auf die Weiterführung des Scherzes nicht ein, sondern zog mit seinem Apparat ab, allerlei vor sich hinbrummend, aber doch zufrieden, einige kleine Kupfermünzen ergattert zu haben. Die Kobra, welcher bekanntlich durch die Schlängenbändiger die Giftzähne ausgerissen werden, ist noch sehr häufig in Indien. Während die englische Regierung in der Bekämpfung und Ausrottung anderer gefährlicher Bestien glücklich gewesen, ist ihr der Kobra capella gegenüber sehr wenig gelungen. Im Jahre 1875 ist, wie ich einer in Kalkutta erworbenen Darstellung entnahm, die Zahl der durch Schlangenbisse Getödteten in Indien noch 17,000 gewesen.* Erklärlich daher das Grausen vor dem Thier und die immer noch dankbare Ausbeutung des Furchtgefühls durch die Schlangenbändiger.

Der noch zur Verfügung stehende gute Rest des Nachmittags mußte noch ausgenutzt werden und zwar um wenigstens einige Anschauungen von der Industrie der großen Stadt zu

* 1880 waren es 19,150; auf Elephanten, Tiger, Leoparden, Bären, Wölfe, Hyänen 2c. kamen noch weitere 3,750.

erlangen. Auf Befragen wegen der wichtigen Feinweberei-Industrie von Benares gab Dschebdy den sehr willkommenen Aufschluß, daß er uns zu einem Vorzügliches leistenden Fabrikanten führen könne. Unser Wagen brachte uns rasch wieder in die Mitte der Stadt, wo wir auf einem größeren Platze ausstiegen und nun unserem anstelligen Führer durch Gassen und Gäßchen folgten, bis zu einem mittelgroßen, bescheiden aussehenden Hause, in welchem unser Fabrikant wohnen sollte. Wir erfuhren, daß er verreist sei; sein Stellvertreter war aber bereit, uns zu empfangen. Durch einen schmalen Gang in die Tiefe des Hauses gelangt, hatten wir eine enge winklige Treppe zu ersteigen, zu welcher kleine, hochgelegene Fenster nur wenig Licht, aber auch wenig Hitze zuließen, und traten in das Geschäftslokal ein. Auch hier kleine und wenige Fenster, steinerner Fußboden, weiß getünchte Wände. An diesen hingen die Certifikate einer Reihe von Weltausstellungen, auf welchen der Besitzer für seine Goldgewebe goldene Medaillen erhalten; die 1878er Pariser Ausstellung fehlte auch nicht. Während wir europäischen Eindringlinge diesen Wandschmuck ergötzt betrachteten, der so heterogen in dem Fremden und Andersgearteten saß, waren der Vertreter des Besitzers und ein Babu, Buchführer, eingetreten. Der Babu hatte gleich seine Arbeit mitgebracht, Bücher, Papier und Schreibzeug, setzte sich an einer Seite des Zimmers auf den Steinboden und begann eifrig zu schreiben, während der Kaufmann uns zunächst durch Dschebdy einige Stühle holen ließ (es waren einfache europäische Strohstühle), sich selbst aber zu zwei oder drei dicken weißen Paketen niederließ, die man ihm herangebracht; diese machte er auf, um uns seine Waaren zu zeigen. Es ist eine Eigenheit Indiens oder auch vielleicht eines größeren Theiles von Asien, daß die Vorräthe von Waaren, namentlich von Stoffen, in Bündel gelegt, mit weißem Zeuge umschlagen und dieses zugeknüpft wird. So

fanden wir es bei den umherziehenden Händlern in Kalkutta, so in Benares, so auch später in Delhi. Bald war vor uns der Boden belegt mit den herrlichsten gold- und silberdurchwirkten und bestickten Seiden- und Sammetstoffen von den prächtigsten Mustern. Hohe Preise, die unerschütterlich fest schienen diesesmal, wurden mit Ruhe gefordert. Wollte man sie nicht anlegen, so wurde mit Gleichmuth und ohne Redensarten, Anpreisungen und dergleichen ein neues Stück ausgebreitet. Die Muster zeigten eine Fülle von Mannigfaltigkeit und fast ohne Ausnahme einen feinen Stil; die Goldstickereien waren so vorzüglich gearbeitet und verriethen dabei solche Gewandtheit und Leichthändigkeit in der Behandlung des schweren Materials, daß die durch Generationen gepflegte Uebung deutlich erkennbar wurde. Einiges wurde für Freunde und Sammlungen erworben.

Während meine jüngeren Begleiter noch wählten und handelten, hatte ich bemerkt, daß der Babu, mit seiner großen rundäugigen Brille auf der Nase, Sanskritschriften vor sich hatte. Die Gelegenheit war so günstig wie noch nie, das Verfahren beim Schreiben der eigenthümlichen Zeichen sowie überhaupt einiges Nähere darüber kennen zu lernen. Ich setzte mich also zu dem fleißigen Manne hin. Er sprach geläufig englisch, und ich wurde dann alsbald mit der interessanten Thatsache bekannt, daß das Hauptbuch des indischen Kaufmanns überall in Nágari, d. i. Sanskrit (wörtlich Stadtschrift) geführt wird. Die Sprache ist also keineswegs so weit zu einer todten geworden, als wir vielfach annehmen, vielmehr noch recht vielfach im Gebrauch, vor allem dem schriftlichen. Das Hauptbuch war wunderschön geführt, die Zeichen kalligraphisch tadellos hergestellt. In der äußeren Form wich das Buch ganz und gar von der unsrigen ab; es war gebunden, aber weich, biegsam, in ganz dünne Deckel. Beschrieben wurden die Blätter bloß auf einer Seite, der rechts gelegenen,

Die Zeilen liefen dabei parallel dem Rücken des Buches, so daß also die Bindung die Köpfe der Seiten zusammenhielt. Für jedes Konto, persönliches oder unpersönliches, war ein Folium eröffnet, aber auch buchstäblich nur ein einziges. Wo dieses gefüllt war, die Schrift den Rand der Seite erreicht hatte, war eine Verlängerung, eine Allonge, sorgfältig angeklebt, auf der dann in unmittelbarem Anschluß an die sauber geschriebenen und scharf geordneten Zeilen ebenso säuberlich fortgefahren wurde. Große Kunden oder Konti hatten auf diese Weise enorm lange Leporellozettel, kleine nur eine gewöhnliche einfache Seite aufzuweisen. Der Eintragungsstil war, wie mir der Babu durch Uebersetzen zeigte, äußerst knapp. Alles dies bezieht sich auf das würdige oberste Buch der Geschäftsführung; die untergeordneten Bücher dagegen waren in Hindi geschrieben und zeigten gewöhnliche Buchform.

Der Babu hatte beim Schreiben sein Buch, Heft oder dergleichen auf dem Schoß liegen und benutzte eine Stahlfeder; die Feder flog nur so dahin beim gewöhnlichen Schreiben, richtete sich aber auf und bewegte sich regelmäßig, gleichsam ernst, wenn eine Eintragung in das Hauptbuch stattfand, wo sich dann die Züge streng und gleichmäßig, Gedrucktem ähnlich aneinanderreihten. Bitte, schreiben Sie mir Benares mit Nagari-Schrift. Es geschah. Sie haben ja geschrieben Banaresa! Ja so schreiben wir es aber, nicht anders. Das erste a könnte wohl richtig sein, das letzte wohl nicht; es erschien wohl wegen einer üblich gewordenen Nachlässigkeit, ein eigentlich nothwendiges Schlußzeichen, welches das a unterdrückt, wegzulassen.* Ganz gegen meine Erwartung ging

* Auf einem unserem Gepäck aufgeklebt gewesenen Zettel, lautend auf die Fahrt von Howrah nach Benares steht außer der englischen Angabe noch in Hindi sowohl als in Sanskrit „Benaresa". Auch hier ist also das Schlußzeichen vernachlässigt, d. i. seine Anwendung im Stillen vorausgesetzt. Ueber die Entstehung und das Alter des

alles Schreiben in Sanskrit immerhin sehr schnell, wie denn überhaupt die Uebung im Volke, Sanskrit oder Nagari wenigstens zu lesen, groß ist. Diese wird dadurch erleichtert, daß die Hindi-Buchstaben theilweise mit den Nagaribuchstaben übereinstimmen, zum andern, vielleicht geringeren Theil nur Umbildungen derselben sind. Die Ueberzeugung nahm ich aus der lebhaft geführten Unterhaltung mit dem gewandten Babu mit und überzeugte mich auch noch anderswo später davon, daß die alte heilige Sprache noch in hohen Ehren gehalten wird von den Indern und einen beachtenswerthen Theil des geistigen Eigenthums des Volkes ausmacht.

Nachdem wir uns verabschiedet und mit unseren Packeten wieder auf den Weg durch die Stadt begeben hatten, bot sich uns an einem kleinen Platz auf einmal das Schauspiel eines Leichenzuges oder dessen, was in Indien an die Stelle desselben tritt, dar. Eine Schaar von etlichen dreißig Männern kam vorüber. Sie gingen im Geschwindschritt dahin, je zwei und zwei.

Namens der heiligen Stadt haben eingehende Forschungen englischer- und andererseits stattgefunden. Die frühere Form der jetzigen Bezeichnung war Varanasi, von Einzelnen gedeutet als Stadt zwischen Varuna und Asi, heute Barna und Asi, zwei Wasserläufen, welche in den Ganges gehen. Schärfere Untersuchung hat die Konjektur als völlig hinfällig erwiesen, indem die Stadt zur Zeit, wo sie jenen Namen trug, viel weiter stromauf gelegen war. Eine ebenfalls sehr alte und in alten Schriften oft vorkommende Bezeichnung ist Kaßi, über deren Etymologie auch noch große Zweifel bestehen. Eine lange Zeit hindurch herrschte in und um Benares der Buddhismus, der den Brahmanismus verdrängt hatte; er wurde aber von letzterem gestürzt und ist jetzt gänzlich dort verschwunden. Aus dem zwölften Jahrhundert wissen wir bestimmt, daß damals Benares figürlich die Çiva-Stadt, Çivapura genannt wurde, daß also schon damals der in Bischeswars Tempel geübte Kultus blühte. Unter den Mohammedanern trat später wieder ein Rückgang ein. Das Eine aber scheint festzustehen, daß Benares niemals mehr und höher geblüht hat, als in heutiger Zeit.

Ungefähr in der Mitte des Zuges wurde die Leiche auf einer Bahre getragen, auf den Schultern von vier Männern.

Der todte Körper war in bunte, reichfarbige Stoffe, die dicht an den Körper schlossen, nicht sowohl eingehüllt als förmlich eingenäht, die Arme dicht an den Leib gestreckt, das Ganze von außen mit der Hülle umlegt, auch der Kopf, wie bei Mumien. Die Tragbahre, aus Bambusstangen gebildet, war einigermaßen geschmückt; ihr voraus wurde ein Zeichen, vielleicht ein Götterbildchen, getragen; einige der Offizianten trugen auch frische farbige Gewänder. Ihr Dahinschreiten begleiteten die Leichenführer mit dem schauerlich klingenden Rufe: **Harri, Harri, bol! Harri, Harri, bol! Harri, Harri, bol!*** den sie nach kurzen Pausen wiederholten, immer dreimal hintereinander. Eine Gari von besonderer indischer Bauart, mit zugezogenen Vorhängen, folgte dem Zuge, der nach kurzer Zeit verschwunden war. Noch aus der Ferne hörten wir das **Harri, Harri, bol!** dumpf herüberklingen. Es war eine nicht ganz „kleine Leiche", die wir gesehen hatten. Am Morgen waren wir an einer „kleineren" vorübergekommen. Der Kadaver, eingenäht wie der beschriebene, aber in einfaches Weiß, lag auf der Bambusbahre und diese war von ihren beiden Trägern so einmal abgesetzt worden, damit sie sich ausruhen könnten; sie unterhielten sich, auf der Erde hockend, mit einem Bekannten und verspeisten eine Melone.

Die wörtliche Bedeutung des Rufes wußte man mir nicht anzugeben; es sei der Todesruf bei allen Leichenbegleitungen. Ich machte mir die Deutung, deren Richtigkeit ich dahingestellt sein lasse, daß es eine Anrufung des Vischnu ist. Hari oder Harri ist ein besonderer Beiname dieses Gottes, und bol heißt sprich oder rufe, vielleicht auch hier abgekürzt: hat gerufen. Die

* Man findet geschrieben auch Hurri und Hurry; das kurze a und das kurze u werden, wie schon gesagt, im Hindi sehr oft promiscue gebraucht.

Leichen werden von den Trägern zum Flußufer gebracht, in Benares wie anderswo, möge es auch entfernt sein, und dort verbrannt, dann die Asche in den Strom gestreut. Am Ganges verbrannt und der Mutter Ganga übergeben zu werden, steht dem Inder besonders hoch. Bei unserem Frühbesuch am Gangesufer waren wir auch zu der Stelle gekommen, wo die Leichenverbrennung stattfindet, ja gerade eine begonnen wurde. Es war an dem sogenannten Brandthor, Verbrennungs-Gath. Die Leiche lag in einem schmalen Scheiterhaufen aus trockenem, knorrigem Holz, der unmittelbar auf dem steinigen Ufer aufgeschichtet worden, das nicht einmal horizontal planirt war. Der Holzstoß war etwas über zwei Meter lang und etwa einen Meter hoch und breit. Die Verbrennung, welche wir ins Werk setzen sahen, ging absolut weihelos, ohne jede Feierlichkeit vor sich. Ein brauner Bursche setzte mühsam mittelst Zündhölzchen den Holzstoß in Brand; in der Nähe hockten einige vielleicht Angehörige auf dem Boden. Wir konnten die vollständige Durchführung des äußerst banausischen Geschäftes nicht abwarten; offenbar gehörte der Todte der niedersten Kaste an. Auf unserer obigen Abbildung der Stadtfronte sieht man im Vordergrunde links Holzvorräthe, lose zusammengeschichtete Scheiter und Knorren (wahrscheinlich Treibholz) liegen. Dieses Holz dient zu den Leichenverbrennungen. Wer es erschwingen kann, läßt dem Scheiterhaufen für ein verstorbenes Familienmitglied Sandelholz zu Häupten und zu Füßen des Todten beilegen. Vornehme errichten den ganzen Scheiterhaufen aus diesem wohlriechenden Material. Dieses letztere bildet deshalb einen großen Handelsartikel. Ein bedeutender Theil des Bedarfes wird jetzt aus Westaustralien bezogen, jener einzigen australischen Kolonie, wohin noch ab und zu Verbrecher transportirt werden. Die Hauptbeschäftigung derselben ist das mühsame Fällen und Herabflößen von Sandelbäumen für den ostindischen Verbrauch!

Die Geschäfte der Leichenüberführung und Verbrennung

liegen der niedersten Kastenstufe, den schon in Kalkutta gesehenen Harri ob, deren Name wohl mit dem Leichenruf zusammenhängt oder einerlei Quelle hat. Nach der Kleinheit der Brennstoffmenge zu urtheilen, konnte in dem beobachteten Falle die Zerstörung des todten Körpers durch das Feuer nur unvollkommen gelingen. Die Gesammtheit der Reste wird in den Strom hinausgebracht. Leichen von Kindern unter vier Jahren werden nicht verbrannt, sondern ohne weiteres in den Fluß versenkt. Auch diesen Vorgang hatten wir zu beobachten Gelegenheit. Zwei alte Harris in schlechter Bekleidung hatten einen solchen Auftrag zu erfüllen. Die kleine Leiche war in ein Stück weißen Zeugs eingenäht. An das schaurige Bündel war ein großer kugelrunder Krug mit einem Strick befestigt, leer und unverschlossen; derselbe schwamm so, daß die Mündung aus dem Wasser ragte. Die beiden Alten bestiegen ein plumpes, häßliches Boot und stacherten dasselbe zwischen den übrigen Fahrzeugen hinaus in den freien Strom, wobei der Eine das Bündel am Stricke hielt und im Wasser nachzog, nicht ohne daß es rauh hie und da angestoßen wurde. Kein Leidtragender war zu sehen; kein Mutterauge schaute nach; die einzigen Zuschauer waren wir etwas angegrauten Europäer. Draußen im stark treibenden Ganges wurde der Strick losgelassen — — —. Ich dachte an die Soonabrücke und das, was wir dort aus den Fluthen hatten emportauchen sehen.

Eine Sutti oder Wittwenverbrennung, jenes furchtbare Erzeugniß fanatischen Wahnes, bekamen wir nicht zu sehen, obwohl Jules Verne's „Reisender in achtzig Tagen" angeblich mehr Chance in dieser Beziehung hatte; die Engländer haben den Brauch mit Muth, Geduld und Strenge thatsächlich beseitigt. Die Bewegung begann schon 1813, durch Ramohun Roy, einen indischen Friedrich von Spee, kühn angefaßt. Sie wurden hierbei von mehreren aufgeklärten Indern unterstützt. Ohne diese Hülfe würde vielleicht heute noch der barbarische

Frevel geübt werden. Das Leben wird eben geringer geachtet in Indien und der erwähnte idealistische Zug des Volkes ließ dasselbe nicht sehen, nicht wissen, was es that. Wie der Vorgang sich aber eigentlich einst abspielte, zu welchen Fürchterlichkeiten auch hier wieder religiöser Wahn den Menschen trieb — wer weiß in wieviel verborgenen Winkeln des großen Reiches noch treibt — das hatte ich aus Schilderungen eines Augenzeugen entnommen, die ich während unserer Reise von Howrah nach Benares gelesen. Es war die Mittheilung eines hochgebildeten Inders, der seine Landsleute in einem in Kalkutta frisch erschienenen Buche* schilderte. Lebhaft standen, während das „Harri, Harri, bol" noch dumpf herüberklang, die Szenen vor meiner Seele, welche mein Gewährsmann mit Augen gesehn hatte und uns wie folgt lebendig nahe rückt.

„Als ich noch ein kleiner Knabe war und eines Morgens zu Hause in der Patsala** mit Lesen beschäftigt war, wurde meine Aufmerksamkeit dadurch erregt, daß meine Mutter sagte, meine Muhme werde „eine Sutti*** werden".

Ich verstand das Wort nicht; hin und her erwog ich in meinen Gedanken, was „Sutti" doch meinen möge. Da ich es nicht herausbringen konnte, fragte ich meine Mutter danach; diese, Thränen in den Augen, antwortete, meine Muhme (die im nächsten Hause lebte) „werde Feuer essen gehen." Alsbald empfand ich die größte Neugier, das Ding mit eigenen Augen zu sehen, immer noch im Unklaren, was es denn eigentlich sein möchte. Eine deutliche Vorstellung besaß ich damals nicht, daß das Leben mit einemmale ausgelöscht werden könne;

* Shib Chunder Bose, the Hindoo as they are, Kalkutta Newman & Cie, Landon, Stanford, 1881.

** Lesezimmer, vielleicht genauer Saal der Hymnen, von Pada, Hymnenvers.

*** Sanskrit heißt das Wort Sati; hindustanisch wird es öfter auch Satti geschrieben.

keinen Augenblick dachte ich daran, daß ich meine liebe Tante für immer verlieren solle. Hinunter rannte ich in der Muhme Zimmer, und was sollte ich da sehen, als eine Gruppe düster dreinschauender Frauen, meine Muhme in der Mitte. Jetzt noch, nach funfzig Jahren, steht lebhaft vor meiner Seele, was ich erblickte. Meine Muhme war angethan mit einem rothseidenen Sari und all ihrem Schmuck, ihre Stirne dick bemalt mit Sidur* oder Zinnober, ihre Füße roth gemalt mit Alta,** sie kaute einen Mundvoll Betel und eine hellbrennende Lampe stand gerade vor ihr. Offenbar befand sie sich in einer religiösen Entzückung, ernst, in allem, was sie that, zugleich aber ruhig und gemessen, als ob nichts Auffallendes zu geschehen habe. Kurz gesagt, sie war in ihrer Morgenandacht begriffen, zugleich ungeduldig die Stunde erwartend, wo sie diese sterbliche Hülle ablegen solle. Mein Oheim lag als Leiche in dem anstoßenden Zimmer. Mir schien, als ob alle versammelten Frauen die Tugend und den Muth meiner Muhme bewunderten. Einige küßten den Betel aus ihrem Munde, andere betupften ihre Stirne, um etwas von dem Sidur oder Zinnober zu bekommen, während nicht wenige ihr zu Füßen fielen und den heißen Wunsch aussprachen, nur einen kleinen Theil von ihrer Tugend ihr eigen nennen zu können. Was mich unter allen diesen Vorgängen am meisten betroffen machte, war, daß meine Muhme mit einem mal auf die Bitte einer alten Brahmanin die Hand ausstreckte und einen Finger genau über die Flamme der Lampe hielt, wo er nach wenig Sekunden versengt war und sie mit Gewalt von der alten Frau zurückgerissen wurde; diese hatte sie gebeten, so zu thun, um einen Vorschmack von der unerschütterlichen Festigkeit ihres Entschlusses zu erhalten. Die

* Sindura, Sanskrit, bedeutet Mennigroth; Sidur ist also wohl dialektisch.

** Welche Farbe gemeint ist, bleibt hingestellt, alata (Sanskrit) ist Feuerbrand.

vollständige Gelassenheit, mit welcher sie diese Feuerprobe durchmachte, überzeugte alle, daß sie eine wahre Sutti sei, bestimmt, mit ihrem Gatten in Boykonto*, dem Paradiese, zu leben. Niemand vermochte eine Aenderung in ihrer Haltung oder ihrer Entschlossenheit zu entdecken, nachdem sie diesen schmerzhaften Versuch durchgeführt.

„Ungefähr eilf Uhr war es, als die Vorbereitungen zur Fortführung der Leiche meines Oheims zum Ghat gemacht wurden. Es war eine kleine Trauerversammlung, ungefähr dreißig Personen, alle aus geachteten Familien, die sich freiwillig erboten hatten, die Todtenbahre abwechselnd auf ihren Schultern zu tragen. Der Todte ward auf die Tscharpai** gehoben, meine Muhme folgte, nicht in einem geschlossenen, sondern in einem offenen Palki. Sie war unverschleiert, und gleichgültig gegenüber dem Umstand, sich öffentlich zeigen zu müssen; sie war so zu sagen todt für die Außenwelt. Der feine Zug hoher Schamhaftigkeit, so karakteristisch für die indischen Frauen, war vollständig unterdrückt in ihr. In Wahrheit verlangte sie sichtlich nach dem Augenblick, wo ihre Seele mit der ihres Gatten wieder vereinigt werden sollte, um im Himmel zu wohnen. Sie trug eine Tulsi-mala*** (Schnur mit geschliffenen Gebetperlen) in der Rechten, die Perlen zählend und schien die Rufe „Harri, Harri, bol" mit Heiterkeit des Gemüthes anzuhören. Wer mag entscheiden, wie es in einem bewußten Wesen aussehen mochte, welches im Begriffe stand, zu „Harri's" Füßen für immer den letzten Lebensfunken

* Offenbar mundartlich, platt möchte man sagen, für, wie ich vermuthe: bhavakanta, Welt des Glückes, Welt der Seligkeit.

** Mein Gewährsmann, der in seinem englischen Text die hindustanischen Ausdrücke, wo ich sie wiedergebe, angebracht hat, schreibt Tscharpoy, was wohl dialektisch für die obige Form steht, die Vierfuß bedeutet.

*** Mala, sanskrit, ist Rosenkranz.

herzugeben, ohne Murren, ohne einen Seufzer oder eine Thräne? Ein tiefernster religiöser Glaube, welcher der Seele als Nothanker dient inmitten der Stürme des Lebens, vermag allein das Räthsel zu lösen, und den Tod seiner Schrecknisse zu entwaffnen. Wir erreichten Nimtollah*-Ghat gegen zwölf, wo wir zehn bis fünfzehn Minuten hielten, um den todten Körper mit heiligem Wasser zu besprengen, und zogen dann alle langsam nach Kultollah**-Ghat.

Als wir an unserem Bestimmungsort angelangt waren, dem traurigen, einsamen und verlassenen Aufenthalt hinduistischer Leichenbestatter, kam der Polizei-Darogah*** (ebenfalls ein Hindu) zur Stelle und fragte eingehend meine Muhme aus, auf die verschiedenste Weise versuchend, sie zur Sinnesänderung zu bestimmen. Sie aber, wie eine Jeanne d'Arc, verhielt sich entschieden und entschlossen; sie gab die unzweideutige Antwort, daß „„solches ihr vorherbestimmt sei, und daß Harri sie und ihren Gatten vorgefordert habe nach Boykonto"". Der Darogah, bestürzt über die Festigkeit ihres Entschlusses, trat zurück an den Ghat, den Vorgang zu überwachen, während ein Scheiterhaufen hergerichtet wurde; er bestand aus trockenem Brennholz, Reisigbündeln, Fichtenholz nebst vielem Sandelholz, Butter und anderem dazwischen, was der Luft einen durchdringenden Geruch ertheilen sollte. Auch ein halbes Dutzend langer Bambusstangen wurden herbeigebracht, deren Bestimmung wir später erst durch den Augenschein kennen lernen sollten. Wir kleinen Knaben wurden angewiesen, uns abseits zu stellen. Der Bestattungsbrahmine kam sodann und las einige Mantras und Anrufungen ab. Nachdem der in neue Gewänder gehüllte todte Körper auf den Holzstoß gelegt worden, wurde meiner

* Nimtola ist Mittelviertel, Mittelstadttheil.

** Kultola ist Uferviertel, ungefähr drei Meilen (nahe dreiviertel Stunden, stromaufwärts) nach Norden von Nimtola.

*** Oberste eines Bezirks.

Muhme bedeutet, siebenmal denselben zu umwandeln, was sie that, indem sie eine Menge Blumen, Kaurimuscheln und gerösteten Reis auf den Boden streute. Es fiel mir damals sehr auf, daß nach jedem Rundgang ihre Stärke und Geistesgegenwart nachgaben, worauf der Dagorah herantrat und aufs neue und bis zum letzten Augenblick versuchte, sie von ihrem verhängnißvollen Entschluß abzubringen; aber sie, an der Schwelle eines grauenvollen Todes, in der letzten Stunde ihres dahinschwindenden Lebens, Yama's* Verhängnißfackel vor Augen, erstieg ruhig den Scheiterhaufen und legte sich ihrem Gatten zur Seite, die eine Hand unter sein Haupt, die andere auf seine Brust gelegt, und man hörte sie noch mit halberloschener Stimme „„Harri, Harri““ anrufen — ein Zeichen ihres unerschütterten Glaubens an die Wirklichkeit ewiger Glückseligkeit. Nachdem sie sich so auf den Holzstoß gebettet, wurde sie fast augenblicklich überdeckt oder vielmehr begraben unter trockenem Holz, während einige starke Männer den Holzstoß mit den Bambusstangen niederdrückten und hielten, der alsbald an allen Seiten in wilden Brand gerathen war. Ein mächtiges Freudengeschrei erscholl sodann aus der Zuschauermenge, bis der Todte und der lebende Körper beide in eine Handvoll Staub und Asche verwandelt waren. Als die tragische Szene beendigt und die Aufregung des Augenblickes vorüber war, begannen Männer und Weiber rings zu weinen und zu schluchzen, während noch Beifallrufen und Gestöhne der Menge die Luft erfüllte.“

Ich glaubte, diese durch ihre Einfachheit ergreifende Erzählung, die in sich schon ein Kulturbild ist, wörtlich vorführen zu müssen, da sie uns tief in das indische Gemüthsleben blicken läßt. Der großartige Heldenmuth der sich opfernden Frau steht in seiner Ueberzeugungstreue gewiß nicht minder hoch,

* Des Todesgottes.

als irgend ein Martyrium, von welchem die Geschichte weiß. Der Erzähler fügt noch eine Parallele hinzu, Johanna von Orleans' letzte Stunde schildernd, und schließt: „So starb Johanna, „„die Jungfrau von Orleans,““ und so starb Bhuggobutty Dassi, meine Muhme.“ Auch ein reflektirtes Licht wirft die Schilderung auf furchtbare Zustände unseres Mittelalters, deren Grausigkeit auf der einen und edles Heldenthum auf der andern Seite hell beleuchtet vor unsere Seele treten. Als wie entsetzlich schal erkennen wir zugleich die platten Späße über denselben Gegenstand, welche moderne Leichtlebigkeit uns sogar auf der Bühne vorgeführt hat.

Nach dieser Abschweifung, auf die mich die vorüberziehenden Harris gebracht, kehre ich zu unserem Gang durch die Stadt zurück. Es galt noch einen Besuch des Bronze- oder Messingbazars, jener Stelle, wo die jetzt so massenhaft nach Europa gebrachten, außen gravirten Gefäße gefertigt werden, die man allgemein Benareswaare nennt. Ein ganzes Gassenviertel ist besetzt mit Werkstätten für diese Gegenstände. In den nach außen offenen Vorderräumen sieht man die Arbeiter beschäftigt mit Hämmern, Treiben, Löthen, Feilen, Drechseln, Meißeln, Punziren. Vermöge der großen europäischen Nachfrage blüht das Geschäft außerordentlich; freilich bewirkt eben derselbe Umstand, daß auch viel geringwerthige Waare Absatz findet und weiter vertrieben wird. Der Wirth unseres Gasthofes unterhielt ein sehr gut versehenes Lager von „Benareswaare“ vorzüglicher Qualität, hatte auch beträchtliche Bestellungen aus Europa. Er erzählte mir, daß er einige Tage, ehe wir ankamen, einen Auftrag im Gesammtwerth von 5000 Rupien (rund 10,000 Mark) ertheilt und zwar vorausbezahlt habe. Die Arbeiter, sagte er mir, sind ganz sicher. Das Vorausbezahlen ist eine Diskontirung, indem die Preise dabei unverhältnißmäßig niedriger gestellt werden. Bei unserem Durchziehen des Bazars gelangten wir zu einem uns besonders

gut gefallenden jungen Meister, der uns dringend einlud, bei ihm einzusprechen. Das geschah denn auch, und siehe, es stellte sich heraus, daß just dieser Mann die große Bestellung von Herrn Clark erhalten hatte. Man brachte uns in das in der Tiefe des Hauses belegene Magazin Stühle und der Künstler legte seine Waaren vor uns auf die Erde. Es dauerte aber nicht lange, so war das ganze Zimmer dichtgefüllt mit der Kollegenschaft des Meisters. Alle übrigen boten ebenfalls Sachen an, was der Herr des Hauses auch ohne weiteres zuließ, und so thürmte man denn einen wahren Rheingoldschatz von allerlei Gefäß und Geräth, blinkend zum Theil wie Gold, freilich aber alles nur eitel Messing, vor uns auf. Gravitätisch wurde unsererseits gehandelt und gewogen und ausgeschossen und gemustert, dabei der uns schon geläufige billigste Preisansatz erzielt. Der schöne Glanz der Benaresgefäße wird, wie man uns zeigte, auf höchst einfache Weise erzielt, nämlich durch Abreiben der Sachen mit Citronenscheibchen. Die Benarenser bringen damit einen prächtigen thauigen Glanz der Stücke heraus. Wer die Methode versuchen will, unterlasse nicht, gleich nach dem Abreiben mit Citrone die saure Flüssigkeit rasch mit Wasser abzuspülen. Ein gemüthlicher Brauch beim indischen Handel ist an vielen Stellen der, daß beim Abschluß eines größeren Kaufs der Verkäufer seinem Kunden ein Geschenk giebt, auf welches dieser einen gewohnheitsrechtlichen Anspruch hat. Ich machte mir den Scherz, bei unserem Bronzemann nun auch mein Geschenk zu begehren; er verehrte mir ein niedliches kleines Gefäß unter den Beifallsäußerungen der auf wenigstens vierzig Köpfe angewachsenen Corona. Dschebdy, dem ich ein Kochgeschirr gekauft und geschenkt, packte mit Wonne alles Erworbene zusammen, nicht ohne vorher von dem Meister den ihm zukommenden Bakschisch in Baar mit einer gewissen Gier begehrt und in Empfang genommen zu haben. Die nach allerlei Rechnerei erlangten kupfernen Anas schob

er in die früher beschriebene enge Sicherheitstasche auf dem Brustbein.

Nachdem wir noch Bücherhändler, Schlosser, Zinngießer, Steinhauer u. A. besucht, was bei der drückenden Hitze kein kleines Stück Arbeit war, langten wir ermüdet im Gasthof an, eine letzte wichtige Kampagne für den kommenden Tag in Aussicht nehmend.

Ein von mir bei dem Bücherhändler gekauftes Buch, höchst eigenthümlich in rauhes, hübsch gemustertes Seidenzeug gebunden, durchforschte ich noch beim Kerzenschein unter der wehenden Punkah. Es war sehr schön in wenig modifizirtem Sanskrit gedruckt und enthielt ein kleines und ein großes Stück. Auffallend waren die zwei Jahreszahlen der Herausgabe, die eine 1802, die andere 1937. Nach längerem Kopfzerbrechen brachte ich heraus, daß sie zwei der indischen Zeitrechnungen bedeuten möchten. In der That erwies sich das später als richtig. 1802 war nach der Aera des Königs Salivahana gezählt, die 78 nach Christi beginnt; die andere nach derjenigen des ruhmrollen Vikramaditya, zu deutsch des Sonnenhelden, welche 56 vor Christi anhebt. 56 von 1937 ergiebt 1881. Das Buch war also wirklich, wie der Farosch versichert hatte, soeben erschienen. Das Ganze zeigt, daß die Inder für ihren eigenen Gebrauch unsere Zeitrechnung noch abweisen.

In aller Morgenfrühe des nächsten Tages — es war Sonntag — fuhren wir hinaus nach dem Nordende der Stadt hin, wo ein berühmter Tempel der Göttin Durga zu besuchen war. Eine für tropische Verhältnisse recht angenehme Morgenfrische, bei der man nämlich etwas weniger zu schwitzen hatte als sonst, lag auf Stadt und Land. Wir begegneten vielerlei Leuten, die mit Fruchtkörben und anderen Traglasten dem Innern der Stadt zugingen; die Handwerksbuden waren zu einem kleineren Theile geschlossen, dem englischen Sonntag zu Liebe, der, wie der Gariwan bestätigte, langsame, aber

auch nur ganz langsame Fortschritte als Feiertag macht. Nicht lange, so schien unser Weg ins freie Feld hinauszuführen, außerhalb der Stadt; es war aber bloß ein verödeter Theil des großen Benares, jetzt für üppige Gärten und Felder benutzt. Bewässerung derselben sah man ausüben. Zum erstenmale konnte ich mit eigenen Augen die Arbeit an den eigenthümlichen Schlauchbrunnen, Moth genannt, beobachten, die ich vor Jahren schon öfter aus zweiter Hand und nach Zeichnungen beschrieben hatte. Ein weiter Schlauch, je nach der verfügbaren Kraft ein Ziegen-, Kalbs- oder ganzes Ochsenfell, wird ins Wasser gelassen, an Seilen über Rollen, und unten gefüllt. Bei dem Aufziehen wird das obere offene und offen bleibende Ende zuoberst gehoben; das untere Ende ist mit einem Auslaufschlauch versehen, der zugenestelt ist. Ist der Schlauch ganz aufgewunden, so wird der verschließende Knoten geöffnet und der Schlauch entleert. Kleinere Mothen werden mit der Hand am Haspel betrieben, größere dagegen mit Zugochsen, die auf einer schrägen Bahn vom Brunnen abwärts schreitend den bis zu 2½ und 3 Centner schweren Wassersack in die Höhe ziehen. Zu den kleineren Mothbrunnen sah man Kinder und alte Frauen kommen, in einem blinkeblanken Messingkübel das frische kühle Wasser zu holen, bevor die Tagesgluth dies doppelt schwer machte. Man glaubte, ihnen mit der Vorstellung in ihre einfachen schattentiefen Häuschen folgen zu müssen.

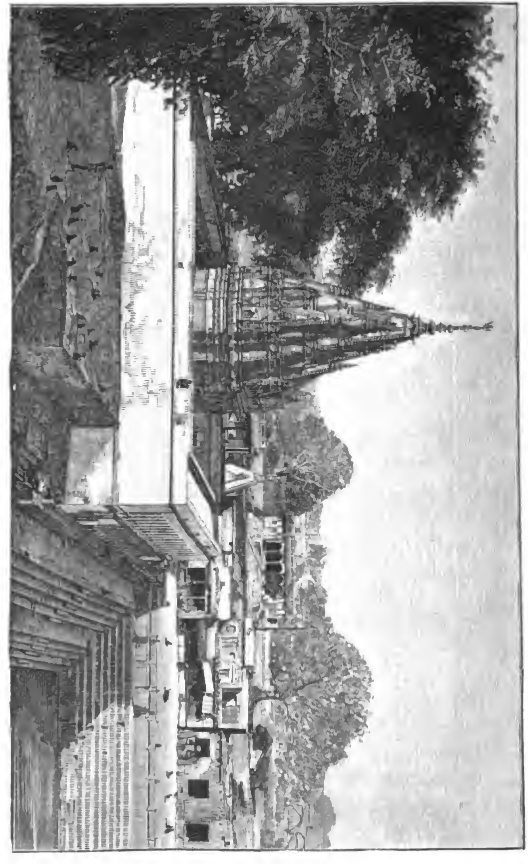
Wir fuhren durch die mit zerstreuten Wohnungen besetzte ländlich aussehende Gegend dahin. In der weiten Ferne zeigte man uns eine hügelige Stelle; da liege Sarnath, das ehemalige Buddhistenheiligthum; der große Thurm sei noch gut erhalten, bedeckt mit Skulpturen. Leider fehlte uns die Zeit, die merkwürdigen Ruinen zu besichtigen, von denen der Thurm dem Reisebuch nach namentlich beachtenswerth ist, als eines der Monumente errichtet an einer Stelle, wo Buddha

das Religionsgesetz gegeben habe. Der Buddhismus soll heute gar nicht mehr in Benares vertreten sein, hieß es.

Die Häuser traten wieder dichter zusammen, als wir uns dem Durgatempel, dessen Spitzkuppel sich nun zeigte, näherten. Eine Eigenthümlichkeit dieses Tempels ist, daß in und bei ihm heilige Affen in großer Zahl gehalten werden, offenbar im Zusammenhang mit der göttlichen oder Heroen-Verehrung, welche dem Affenkönig Hanuman gezollt wird; dem tapferen Affenkönig, welcher der Mahabharata nach einst Rama half in dem Kampfe gegen Lanka (Ceylon) und zwar dadurch, daß er durch seine Affen eine steinerne Brücke vom Festlande nach Ceylon bauen ließ. Dieser Brückenbau findet sich öfter dargestellt; ein Holzschnitt in einem Volksbuch, das ich am vorangegangenen Tage beim Bücherhändler erworben, stellte den Affenkönig dar, wie er den Rama und wahrscheinlich dessen Bruder Lakschmana von einer Hügelreihe zur anderen, also wohl vom Festland auf die Insel, springend hinüberträgt.

Die Affengesellschaft war denn in der That bald sichtbar; alle gehörten, wie es schien, derselben Spezies an, ziemlich groß, bis Jagdhundgröße, gelbbraun von Fell, mit langem Schwanz, der zum Wickeln und Turnen an Baumästen trefflich gebraucht wurde; fleischfarbige Nasen und Lippen. Der Inder ist im allgemeinen schon Thierschützer und -Freund. Diese heilig gehaltenen Geschöpfe behandelt er aber noch mit besonderer Rücksicht. Die Gesellen, obwohl beim Tempel eigentlich zu Hause, spazierten vierhändig überall herum, wo es ihnen gefiel. Man sah sie in den Fenstern sitzen, auf den Gartenmauern (wahrscheinlich, weil sie in den Gärten „zu thun" hatten), auf den Dächern auch. Wo Früchte oder Blumen zum Verkauf standen, scheuchte man sie mit leichter Handbewegung fort, worauf sie sofort hinweghumpelten.

Wir stiegen aus, da wir an dem großen Teich der Durga, dem Durga-Kund, angekommen waren. Ein viereckiger, vor-



Durga-Tempel bei Benares.

züglich in Quadermauerwerk gefaßter Teich, zu dessen Wasserspiegel breite Treppenflüchte hinabführten. Das Baden im Durgateiche soll sühnend sein und dem Baden im Ganges gleich oder nahe stehen. Dicht an den Teich stieß das Tempelgehöfte, welches von ganz regelmäßiger und durchgeführter Bauart war. Von der Straße gelangte man durch einen Portikus von Säulen in einen Vorhof. In diesen hinein ließ man uns aber nicht ohne weiteres. Da saßen wieder einige, obwohl nicht viele Verkäuferinnen, die Blumen feil hielten, dann aber auch solche, bei denen eine getrocknete Körnerfrucht, Koi mit Namen, zu kaufen war. Ein uns entgegentretender jüngerer Brahmine bedeutete uns, daß wir Koi für die Herren Affen darzubringen hätten. Er selbst übernahm nach Ausfolgung der erforderlichen Steuerquote das Kaufgeschäft, indem er eine große runde Messingschüssel voll von den Körnern, welche etwa so aussahen, wie getrocknete Kapuzinerfrüchte, kaufte. Wir durften uns jetzt ihm anschließen und nun ließ er einen eigenthümlichen lauten Aufruf an die Vierhänder ertönen, in welchem „Koi" wiederholt vorkam. Einige der Langschwänze hatten sich schon auf der Treppe zur Tempelhalle gezeigt; theils neugierig, theils scheu; jetzt aber sprang und kletterte und drängte sich's heran, aus der Tempelthür, von dem Portikus herunter, von außen, aus den nächsten Häusern, von den Bäumen, alles dicht um den Brahminen herum zu uns her, hungrig, oder wenigstens voll Appetit, mit jenem gelächterähnlichen Grunzen, die so beweglichen Augendeckel in fortwährender Thätigkeit. Die umhergestreuten Koikörner wurden begierig aufgeschnappt, auch darum gebalgt, immer unter dem Hohoho, höhöhö; einzelne Hände wagten blitzschnelle Griffe in die Schüssel. Ich nahm dann eine große Hand voll Körner und hielt sie, mich niederbeugend, ihnen hin. Anfangs scheu zurückweichend, griffen endlich die Muthigeren, denen der Brahmine noch zuredete, mit ihren weichen Händchen zu, mit einem großen Satz sich rettend nach

ausgeführter Heldenthat. Es dauerte nicht lange, so war unsere Spende von den verehrlichen behenden Nachkommen Hanumans aufgezehrt, worauf diese sich eiligst wieder zerstreuten.

Wir traten, einige Stufen ersteigend, nunmehr zur Thür des Tempels oder richtiger der Tempelhalle hinein. Es war eine im Geviert den Tempelraum einschließende Säulenhalle, aus rothbraunem Sandstein sehr hübsch ausgeführt, nach außen die geschlossene Wand, nach innen die Säulen. In dem von dieser Halle eingeschlossenen, unüberdeckten Raume erhob sich in der Mitte mit drei Stufen eine Plattform, welche mit einer säulengetragenen Kuppel überdeckt war. Ich zählte zwölf Säulen, vier an jeder Front. Im Hintergrunde unter der Kuppel, der Eingangsthür gegenüber, stand wiederum ein kleines Gebäude, dicht an die Rückwand anschließend, das Allerheiligste.

Ich war nicht wenig neugierig, namentlich in der Hoffnung, heute, wo der Besucher der Frühe wegen noch sehr wenige waren, die Dinge recht in der Nähe sehen zu können. Die Sache schien indessen nicht ganz sicher; denn auf der Plattform unter der Kuppel saßen und lagen die Herren Brahminen, acht oder zehn an der Zahl, in so bequemer Nichtsthuerstellung, und sie sahen die eintretenden Sahibs so gleichgültig, ja mir schien herausfordernd trotzig an, daß ich besorgte, wir würden auf wenig Zugänglichkeit zu rechnen haben. Keiner rührte sich, auch unser Koirufer machte keinerlei Anstalten, uns zu helfen, Dschebdy stand verlegen. Was war zu thun! Ich faßte mich kurz, schritt auf die Stufen zu und langsam, gemessen hinauf, meine Begleiter nahe hinter mir. Oben noch zwei Schritte, dann blieb ich stehen und sprach mit lauter Stimme: Salám! (Friede mit euch). Sofort sprangen die sämmtlichen Daliegenden auf die Füße und erwiderten im Chorus den Gruß mit höflicher Neigung und Handbewegung. Das Eis war gebrochen; die Befriedigung ihres Selbstgefühls hatte die Stimmung von der Ge-

witterschwüle entladen. Einer der älteren Priester übernahm nun alsbald die Führung. Er machte auf die von der Mitte der Kuppel herabhängende reich ornamentirte Glocke aufmerksam, welche zu ähnlichem Zweck bestimmt war, wie die in Bischeswar's Tempel gestern gesehene. Der Brahmine theilte mit Stolz mit, daß diese Glocke von einem Engländer, einem Stadtbeamten in Mirzapur, dem Tempel geschenkt worden sei, eine bei den schroff orthodoxen Anschauungen der Engländer offenbar erstaunliche Handlung. Floß sie aus besonderer Staatsklugheit? oder haben wir in ihr eine Folge jener seltsamen Einwirkungen des indischen Kultus auf das in Glaubenssachen oft sehr sensitive Britengemüth zu erblicken? Dieses Durchdrungensein des ganzen Lebens des Hindu von seiner Religion, seinem Kultus, dieses gleichsam gemeinschaftliche Leben desselben mit seinen Göttern, die ihm so gewiß sind, wie sein Dasein, mag oder muß wohl auf manchen Beobachter eine nach innen gehende Wirkung ausüben, ihn befangen, ihn bestricken. Deshalb auch wohl der große Anhang, den der Spiritismus bei den indischen Engländern gefunden hat, welche alsbald bereit waren, die indische Seelenwanderung, als so nahe verwandt mit dem Spiritistenspuk, in den letzteren einzuregistriren. Mit keckem Trugschluß, den aber glaubsüchtige Anhänger nicht durchschauen, wird hier die eine Wirre zum Beweise der Wahrhaftigkeit der anderen gebraucht. Man muß nur einmal in solch ein indo-englisches Spiritistenblatt hineinsehen, um sich zu überzeugen, wie weit diese verknotete Beweisführung getrieben wird. Von einer anderen Einwirkung des brahmanischen Weihrauchduftes hatte ich aus dem schon oben erwähnten Buche von Bose erfahren, welcher mit großer, liebenswürdiger Treue die Verhältnisse schildert. Er theilt merkwürdige englische Aeußerungen mit, welche den erwähnten Eindruck wiedergeben. Ein englischer Geistlicher, ein verdienter Mann, dessen Name Bose auch anführt, hat in Forbes' Mu-

seum eine sehr alte gottesdienstliche Hinduglocke gesehen und geräth bei der Schilderung von deren Ton in folgenden Stimmungsausbruch: „... Meine schwärmenden Gedanken trugen mich zurück in die längstvergangene Zeit, wo die brahmanische Religion in ihrem ganzen Glanze in den Höhlentempeln von Elephanta loderte. Ich war für einen Moment entrückt und empfand das Wehen des Enthusiasmus. Eine Schaar verehrungswürdiger Priester, angethan in herabfließende Stolen, schien mir um mich versammelt; ihr mystischer Einweihungsgesang (!) erzitterte in meinem Ohr; ich athmete eine Luft, durchwogt von den reichsten Wohlgerüchen und schaute die Gottheit an in dem Feuer, welches als ihr Sinnbild brannte.“ So ein englischer Reverend! Sollte nicht Herr Forbes in Stanmore Hill bei Kalkutta angehalten werden, neben den alten Hinduschellen in seinem Museum stets einige kühle Flaschen welatti pani (Sodawasser) bereit zu haben?

Mein Brahmine führte uns, nachdem wir die Glocke bewundert und die sehr reich skulpirten Säulen der Halle näher betrachtet, geradeswegs zu dem Allerheiligsten, in dessen mit Steinornamenten reich eingefaßte Thür wir treten durften. Es war gerade ein junger Mensch, sehr einfach bekleidet, nämlich eine bloße Dhoti um die Hüfte, in der Beichte. Der Brahmine, der sie ihm abnahm, trug an Mehr nur eine Pugri (Turban). Er hatte verschiedene Lampen angezündet und streute nun aus einem fünftheiligen bronzenen Behälter mit dem Opferlöffel verschiedene Spezereien in die Flamme. Dann nahm er irgendwoher Farbe und kleine Stäbchen und malte dem Jüngling die Absolutionszeichen auf die Stirn. Dieser hatte ein Kränzchen aus Blüthenkelchen, wie wir sie früher gesehen, mitgebracht. Dieses streifte der Beichtiger ihm nun über den Kopf und legte es ihm um den Hals. Gebeugt, die Hände flach gegen einander gedrückt, stand er vor ihm; nun

noch ein Segensspruch und ein Zeichen über seinem Haupt und er war entlassen. Wir hatten uns natürlich ganz unbewegt verhalten, während der interessanten Ceremonie. Der alte Brahmine drinnen ließ es sich aber jetzt nicht nehmen, uns das Götterbild zu zeigen. Ein merkwürdiger Anblick.

Es war das Bild der Kali Durga, der schwarzen Durga also. Dasselbe war an der Rückwand der Cella angebracht, in halbhohem Relief, scharf im Profil. Heilige Mutter von Czenstochau! würde der Polacke ausrufen, der sie sähe mit ihrem braunschwarzen Gesicht, ihren aus wirklichen Zeugstoffen hergestellten, nach unten kegelförmig auseinander gehenden Kleidern und ihrer Blumenkrone im goldigen Kopfschmuck, die Brust behängt mit silbernen Herzchen, Schildchen und Ketten. Eine feuerrothe Zunge ragte aus dem wenig geöffneten Munde hervor, das Furchtbare, Schreckhafte auszudrücken bestimmt, was dieser zweiten Form der sonst so zarten, huldvollen Bhawani, Çivas Gattin, eigen ist. Besonders aufmerksam machte man uns auf das Auge, welches tiefblau glänzte und glitzerte. Es bestehe aus einem kostbaren Saphir, wurde uns versichert.* Ob die russische Madonnenform, wofür ihr Aeußeres spricht, eine übersetzte Kali Darga ist, mögen die Archäologen entscheiden.

Wir bewunderten noch das in Sandstein äußerst reich ornamentirte spitze Kuppeldach des Sanktuariums, wobei uns der Brahmine alles zuvorkommend erklärte, während wir durch die Säulenhalle schritten, wie Mönche im Kreuzgang.

* Vor einiger Zeit ging eine Mittheilung durch die Zeitungen, wonach aus einem „buddhistischen" Tempel in Benares ein großer seltener Saphir entwendet worden, aus dem Bilde der Göttin „Kali" herausgebrochen, deren Auge er dargestellt. Offenbar war die hier beschriebene hinduistische Kali Durga gemeint. Die Zeitungen berichteten weiter, daß ein kluger Brahmine dem Spitzbuben nachgefolgt sei und daß Stein und Dieb in Paris abgefaßt worden.

Wo wohnen denn die Affen? O, an verschiedenen Stellen, im Dachwerk der Vorbauten, meistens aber hier in dem heiligen Baum. Dieser stand draußen auf der rechten Seite des Tempelgehöftes, eine herrliche alte Baniane, hoch hinauf hohl, prächtig verästet. Man trat durch eine Seitenthür zu ihm hinaus. Auf einen scheuchenden Wink mit dem Handrücken jagte die ganze, am Fuß des Baumes hockende vierhändige Gesellschaft auf und in den Baum und dann hinauf bis in die dichtbelaubten Wipfeläste. Unser Backschisch wurde dankbar angenommen und uns ein allgemeines Salam! als Scheidegruß gebracht.

Für die Rückfahrt schlug Dscheddy einen Weg näher dem Flusse zu vor, wo wir vielleicht Gelegenheit finden würden, ein Besitzthum, einen Palast, wenn man so will, eines indischen Großen zu besichtigen. Diese verlockende Aussicht nahmen wir gern entgegen. In der That war der Maharadscha Bisanagram oder Visanagram — des V oder B war ich bei Dscheddy nie ganz sicher — nicht zu Hause, so daß wir zugelassen wurden. Es sei so wunderschön drinnen, rühmte Dscheddy. Man fuhr in einen großen viereckigen Hof ein, an dessen einem Ende weitläufige Wirthschaftsgebäude lagen. An dem anderen führte eine die ganze Hofbreite einnehmende Steintreppe auf eine Terrasse, von der aus man unmittelbar in das Haus trat. Dieses hatte eine offene, säulengetragene Vorhalle, von welcher aus die Empfangenden den Ankömmlingen in großem Aufzug und mit Feierlichkeit entgegenzugehen vermochten. Darauf hin schien die Anlage berechnet. Uns kamen ganz einfach einige Diener in ihren weißen luftigen Anzügen entgegen. Von ferne schon, als wir den Hof hinaufschritten, fiel mir ein Bild auf, welches in der Vorhalle an der Wand hing. Augenscheinlich ein Farbendruck nach einer Madonna! Wie kommt die hierher? sagte ich mir und schritt in gerader Linie auf das Bild los. Es war keine Madonna — —, sondern das Bild der Maya

oder Mayadevi, der jungfräulichen Mutter Buddhas, des Sakia-muni, beide, Mutter und Kind, den Heiligenschein um das Haupt, dazu eine Çiva-Marke (Möndchen mit Auge) mitten auf der Stirn. Noch zwei andere Bilder als Gegenstücke schmückten die Vorhalle, das eine Mahadewa mit seiner, hier milden Gattin Parwati (Dscheddy sagte deutlich Parbati) und dann der höchst populäre Ganeßa, der Gott der Klugheit, des Unterrichts, der Hülfe in Ehesachen, stets mit einem Elephantenkopf dargestellt, bei ihm sein Weib Sampat. So war denn die Vorhalle den Göttern gewidmet. Die Bilder waren geringe Oelgemälde, in schwächliche europäische Goldleisten gefaßt.

Auf die Vorhalle folgte ein großer, durch zwei Stockwerke gehender Saal, sehr wenig möblirt; europäische Glaskronleuchter hingen von der kassettirten Decke herab. An einer Wand standen als Hauptmöbel zwei höchst einfache Glasschränke und in diesen befanden sich indische und europäische — Spielsachen. Der ganze Boden des großen Gemaches war mit Teppichen belegt und zwar waren drei große Teppiche aneinandergereiht, wo sie zusammentrafen, einander fußbreit überdeckend. Man führte uns noch hinauf in einige über der Vorhalle belegene Zimmer. Eines derselben hieß das Königszimmer. Es war wiederum übertrieben einfach möblirt. Seinen Namen verdankte es den Bildnissen europäischer Fürstlichkeiten, vom Maharadscha angeblich aus Europa von der Reise gebracht. Es waren theils Farbendrucke, theils schwarze Lithographien der Königin Viktoria und des Prinzen Albert, sodann vom Kaiser, dem Kronprinzen, der Kronprinzessin, Prinz Friedrich Karl, Fürst Bismarck — der Diener zeigte hinauf, sehen Sie?! — ferner von dem König der Belgier und noch einigen anderen gekrönten Häuptern. Höchst naiv war die Anbringung aller dieser Bilder. Man hatte sie nämlich oben, wo Decke und Wand zusammenstießen, schräg aufgestellt und an Schnüre befestigt, wie Bildchen und Spiegel in deutschen Bauernstuben.

Das war die Gemäldegallerie des Maheradscha, aus Europa mitgebracht!

Nachdem wir den fürstlichen Landsitz verlassen, besuchten wir noch einige Weberwerkstätten, wo die kostbaren Goldgewebe unseres Kaufmannes von gestern gefertigt wurden. Die Häuser waren neuerer Bauart, halbwegs europäischen Stils, zweistöckig; drinnen ziemlich große Säle, die ganze Breite des Hauses einnehmend, in jedem vier bis sechs große Webstühle, so daß der ganze Betrieb sich als ein fabrikmäßiger darstellte. An der Mehrzahl der Stühle wurde trotz dem Sonntag an den kostbaren, herrlich gemusterten Stoffen gearbeitet. Die Weber schienen den Besuch nicht gern zu sehen, doch erweichte sie der Bakschisch so weit, daß sie uns alles Wesentliche dieser merkwürdigen Luxusindustrie zeigten. Das Verfahren war sehr interessant. Zunächst waren die Webstühle von ungemein einfacher Bauart. Die Webekette war ganz nahe über den Boden ausgespannt, nicht zwei Hände hoch darüber. Vorne, wo gearbeitet wurde, standen zwei bis zur niedrigen Decke reichende Pfosten; zwischen ihnen hing das sogenannte Webergewirr, mittels dessen die verschiedenen Kettfäden gehoben und gesenkt wurden, um das „Fach" zu bilden. Vor diesen Pfosten lag der Zeugbaum zur Aufnahme des fertiggestellten Zeuges, hinten, ziemlich weit zurück, der Kettenbaum. Auf dem Stuhl, welchen wir genauer ansahen, wurde gerade eine prachtvolle Sari, ein breites, als Frauengewand dienendes Tuch aus violetter Seide gewebt. Dasselbe hatte einen ziemlich einfachen Plein mit verstreutem Blumenmuster, an jeder Seite eine zwei Hände breite, goldgemusterte Borte und war am Ende durch einen etwa ellenbreiten Fries aufs prachtvollste mit einem Pflanzenornament in Gold, Silber und farbiger Seide abgeschlossen. Der reichste Theil dieses Frieses wurde gerade gearbeitet, und zwar von drei Personen, einem jungen Menschen von 18 bis 20 Jahren und zwei Knaben

von 10, 11 Jahren. Sie saßen vor dem Brustbaum des Webstuhles, die Füße in einer unter dem Gewebe angebrachten Bodenvertiefung, welche rings mit Ziegelmauerwerk eingefaßt war. In dieser hingen auch die Gewichte, welche die sogenannten Geschirrlitzen gespannt erhielten. Der Erwachsene leitete die Arbeit mit ernster Miene, überaus wortkarg. Er zog alle Züge, arbeitete wunderbar schnell mit den farbigen und Metallfäden, überwachte seine links und rechts von ihm sitzenden kleinen Gehülfen und warf auch schließlich das Schiffchen mit dem Hauptschußfaden durch das Fach und schlug den eingeschossenen Faden mit dem Riet fest. Die Webearbeit an dem überaus reichen Blumen- und Rankenmuster geschah mit Hülfe kleiner Broschirschützen. Das einzuwebende Muster war auf Papier gezeichnet und gemalt und dieses unterwärts am Stoff angebracht. Ehe die Zierfäden eingezogen wurden, schlugen die Arbeitenden das Papier mit der Musterzeichnung von unten gegen den Webezettel — man konnte dann die Zeichnung ganz gut zwischen den Kettfäden hindurch erkennen — und führten darauf die kleinen Schiffchen mit den Zierfäden durch, hier, dort, an dritter, vierter, fünfter Stelle, mit Roth, mit Gold, mit Purpur, Grün, Silber, je nachdem es das Muster erheischte. Die wichtigsten zu hebenden Kettfäden zog der ernste mittlere Mann mit seinen Zugschnuren in die Höhe; viele Fäden ließ er aber auch liegen, die alsdann mittelst der Schützenspitzen gehoben wurden. Die schwierigsten Theile des Musters hatte der Zeichner in und nahe bei der Mitte angebracht, sie fielen also dem Erwachsenen zu; doch hatten auch die kleinen Helfer Schwieriges auszuführen und arbeiteten auch höchst sauber und gleichmäßig. Es war alsbald einzusehen, daß gegen diese Methode, bei welcher die billige Löhnung von einigen Anas auch ein wichtiges Moment bildet, selbst unser raffinirter Jacquardwebstuhl nicht aufkommen kann, vor allem dann nicht, wenn solch ein Prachtgewebe nur ein-, höchstens zweimal ge-

macht wird. Warum sollte man sich auch wiederholen und dadurch dem Stück den Reiz der Seltenheit rauben? Es ist ja so leicht, eine neue Zeichnung unterzulegen, so leicht, das einmal entworfene Muster auch abzuändern, zu strecken oder zu drängen, hie und da ein Blümchen herauszulassen, statt roth gelb, statt grün dort blaugrün, hier gelbgrün zu wählen, ohne auch nur zur leisesten Veränderung des mechanischen Theiles des Webstuhls genöthigt zu sein. So wird denn dieser muster- und farbenreichen Prachtweberei von Europa aus keine Konkurrenz gemacht werden können; eher wäre noch unsererseits Indien als Arbeitsstätte für besonders reiche und edle Unika von Geweben aufzusuchen. Anders verhält es sich hinsichtlich der einfachen, verstreuten und ganz regelmäßigen Muster. Für diese ist die indische Methode zu verwickelt, die unsrige weitaus im Vortheil. In der That wird denn auch ein großer Theil des indischen Bedarfes an jenen eleganten golddurchwirkten Schleiern, Ueberwürfen, Dhotis, Saris, Tschundalas, Guntschodas und wie die verschiedenen Nebenformen der graziös verschlungenen Frauengewänder Indiens noch heißen mögen, bei uns gefertigt, vor allem im fleißigen Wupperthal.

In der angenehmen Kühlung, die ein feiner Regen inzwischen herbeigeführt, fuhren wir nach Sekrol zurück. Um Mittag waren wir wieder in unserem Gasthofe und bald nachher nahmen wir Abschied von der heiligen Stadt, in der wir so vieles Interessante ungesehen lassen mußten, um unsere Reise nach Agra zu richten. Während wir uns durch den schon bereit stehenden Lunch, der für ein tüchtiges Mittagessen gelten konnte, stärkten, ordnete Dscheddy mit gewohnter wieseliger Schnelligkeit unser Gepäck, welches sich freilich um drei Kisten mit allerlei Benareswaare vermehrt hatte. Nicht lange und unsere Karawane war wieder in Bewegung.



IV.

Agra.

Es war wieder regnerisch geworden, als wir zum Gangesufer gelangten und die Rückfahrt über den Strom anzutreten hatten. Gelbbraun spritzte das Gangeswasser auf vor den Ruderstangen und kräuselte sich vor dem plumpen Bug des Fährbootes. Ein feiner Schleier — war er geistig oder nur körperlich? — verhüllte die seltsame, des Seltsamen so vieles bergende thurmreiche Stadtfront, zu der wir, Abschied nehmend, hinüberblickten. Am linken Ufer erwarteten uns wieder die Träger, welche wie alte Bekannte thaten und Affen und Papageien vorsichtig aufpackten. Um zwei Uhr ging unser Hülfszug ab gen Mogul Serai hin. Auf der Fahrt sahen wir auch wieder die früher erwähnte Hindufamilie am Bahndamm arbeiten; sie hatte also immer noch nicht die Idee aufgegeben, das Werk zu Stande zu bringen.

In Mogul Serai angelangt, hatten wir nach Auslösung unseres großen Gepäckes noch kurze Zeit zu warten, bis der Kalkuttaer Zug einlief, der eine enorme Menge von Reisenden zuführte. Es mochte ein Fest in der Nähe gefeiert werden

sollen. Das war ein Gewimmel und ein Getümmel, das um so merkwürdiger anließ, als die Zahl der Europäer und selbst der indischen, europäisch gekleideten Bahnbeamten völlig verschwand gegen die schwirrende Menge der braunen Turbanträger, die aber so vertraut mit der Eisenbahnfahrerei thaten oder sein mochten, als ob sie mit der Sache aufgewachsen wären. Für „Trinkwasser“ war auch an der Station Mogul Serai gesorgt. Hier war es Wasser aus dem heiligen Strome sogar. Man sah die Filtrirungsweise. Uebereinander waren vier große thönerne Gefäße angebracht (das Ganze an verschiedenen Stellen des weiten Bahnhofes) in einem eisernen Gestell; die drei oberen Gefäße aus unglasirtem, deshalb durchlässigem Thon und unten spitz, wie verkürzte griechische Amphoren. Das Wasser troff langsam hindurch bis in die unterste Auffangschale, welche glasirt war und ganz klares und ganz kühles Wasser enthielt. Die Inder entnahmen vorsichtig, rücksichtsvoll, immer nur kleine Loten voll, von der köstlichen Gabe der Ganga.

Wir gingen den kolossalen Zug entlang, die Reisegesellschaft zu mustern. Durchaus überwiegend war die dritte Klasse besetzt; in großen Wagenabtheilungen ohne Zwischenwände fast nur Männer; die meisten Wagen aber hatten an einem Ende eine gesonderte, durch eine Wand abgetrennte Abtheilung für Frauen, „ladies only“, wie über der Thüre stand. Auch sie waren dichtgedrängt voll. Da schwatzte es und kicherte und tuschelte, da glitzerten die Perlchen und Steinchen an den Nasenringen, Haarschnüren, Armbändern. Manches hübsche dunkeläugige Gesicht konnte man da sehen, ohne indessen angesehen zu werden. Die Dezenz der indischen Weiber ist auffallend und interessant. Sie gehen nicht verschleiert, wie die Mohammedanerinnen, aber sind so zurückhaltend, als ob sie zehnfach verschleiert wären. Ruhig, völlig interesselos scheint ihr Blick vorüberzugleiten an allem Fremden, was Mann heißt.

Meine jüngeren Begleiter suchten völlig vergeblich auch nur einen einzigen für ihre Schnurrbärte und frischen Wangen empfänglichen Augenblitz zu erhaschen.

Das Thema beschäftigte uns nach der Abfahrt, nachdem wir uns wiederum wohnlich in dem geräumigen Wagen eingerichtet, noch längere Zeit. Mein schon früher erwähnter indischer Gewährsmann Bose mußte die Lücke, die unsere so sehr zur Unvollständigkeit gezwungenen Beobachtungen ließen, einigermaßen ausfüllen, wozu die lange Fahrt Muße ließ. Draußen war es brütend heiß, trotz dem bewölkten Himmel; durch die offenen Fenster strich aber eine angenehme Kühlung herein; die Landschaft zeigte wenig Veränderung. Darum das Buch hervorgeholt.

Nach ihm beginnt bei dem indischen Mädchen, sobald es fünf Jahre alt geworden, schon die Einführung in gewisse rituelle Gelöbnißweihen, Brata genannt, deren erster und oberster Zweck die Sicherung eines guten Ehemannes und des sich daran anschließenden Lebensglückes ist. Der gleichalterige Bruder muß in die Patsala*, das Lehrhaus, die Lehrhalle, wo er das Buchstabiren bei dem strengen, öfter auch „hauenden" Guru (Lehrer, angeredet „großherziger Lehrer", guru-mahaschay) angeeignet bekommt. Die Kleine soll erst später lesen und

* Sala, meistens für das strenger richtige Schala gebraucht, scheint die Quelle unseres Wortes Saal zu sein. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß das indische Wort für das bekannte Umschlagetuch „Schal" (langes a) ist, und nur durch die Engländer in die für unsere Sprache abstoßende Form „Shawl" gebracht worden ist, so unbehülflich und unheimisch, daß manche glauben, „Shwal" schreiben zu müssen. Sollten wir nicht gut thun, das nach Forbes unmittelbar aus dem Sanskrit kommende Wort Schal, Mehrzahl Schale, das wir mit den Indern gleich sprechen, auch richtig zu schreiben?? Unseren zu Verbesserungen gerne bereiten Hertzögen und Gersönen sei der Vorschlag hiermit an ihre respektiven Herzen gelegt.

schreiben lernen; zunächst wird ihr junges Gemüth wie spielend in die Fesseln einer ursprünglich tiefsinnigen, in ihrer jetzigen Form aber überwiegend abergläubischen Religiosität gelegt, aus denen ihre Seele selten oder nie mehr sich zu befreien vermag. Als erste Brata hat das kleine Ding diejenige für Çiva zu üben, den Musterehemann unter den Göttern, welchem Ungebundenheiten à la Zeus durchaus fremd sein sollen. Das kleine Mädchen wird unterwiesen, ein Paar Erdenklößchen zu kneten, menschliche Figuren vorstellend, mit Köpfchen in Erbsenform: Çiva und seine Gemahlin. Diese werden zwischen gewisse Blätter und Früchte auf den Boden gesetzt, mit einigen Tropfen heiligen Wassers aus einer Gelöbnißschale besprengt und angerufen mit kleinen Sprüchen. Vorher aber muß das artige Kind sich hübsch waschen und reine Kleider anlegen, was ihm sehr einleuchtet. Die Waschungen spielen überhaupt eine große zweifellos sehr nützliche Rolle, die ich schon früher berührte, in diesem Erziehungssystem: sie flößen den Sinn für körperliche Reinlichkeit für das ganze Leben ein. Çiva's Gemahlin Bahwani oder Durga hat in dieser Brata ihre weichste, zarteste Form und wird Bhudschara* angeredet.

Wenn dann die wohlriechenden Blätter und Früchte dem Mahadewa (Çiva) dargebracht werden, fragt dieser vom Himmel herab — so sagt wenigstens die unterweisende Tante — welche Brata denn dort unten dargebracht werde. Dann muß die Kleine antworten, sie verehre den Çiva und erbitte sich — nichts Geringeres als — ihn selbst zum künftigen Eheherrn, denn er sei ein Muster von Ehemann.

Später wird dem Kinde eine Brata an Harri oder Krischna (eine der Menschwerdungen oder Avataren des Wischnu) beigebracht. Hier treten schon größere Feierlichkeiten ein. Die Füße des Gottes werden mit weißer Sandelpaste auf eine

* „Geliebte der Erde," das dsch wieder sehr weich zu sprechen.

Messingschüssel gemalt und dann werden Opfer gebracht. Auf die obligate Frage des Gottes wird nunmehr dieser zum Gatten erbeten und darauf allerlei Segnung erfleht, darunter am Schluß auch die rührend klingende, daß es der Betenden einst durch Harris Gnade vergönnt sein möchte, am Ufer des Ganges ihr Leben zu beschließen, um damit den Weg zum Paradiese zu betreten. Früh wird so das kleine Köpfchen mit allerlei Vorstellungen vollgepfropft, die nicht etwa späterhin durch Klärung in Sinnbilder übergehen, wie das Christkindlein der deutschen Kinderwelt, sondern allmählich zu fester Grundlage werden. Bei dieser Brata ist auch ein klein „bissele Falschheit" dabei. Die obige Musternachrede wegen des ehelichen Verhaltens wird nämlich dem Krischna nicht gemacht; Çiva wird vorgezogen, Krischna geht also trotz der Anbetung nur „faute de mieux" durch. Bose fragte, so erzählt er, einst ein kleines Mädchen, warum sie denn den Krischna nicht zum Manne haben möchte. Die schlagfertige Antwort war, weil dieser Gott wenigstens tausend Gopini, Hirtinnen, den Hof gemacht habe*; deshalb sei er kein „guter" Gott, wohl aber Çiva, der seiner Gattin Durga immer treu bleibe.

So folgt eine Bittfeier auf die andere, sich in strenge innegehaltener Form öfter wiederholend, an die Jahreszeit geknüpft. Die vierte ist besonders erwähneswerth, indem sie sich auf den dunkelsten Punkt in dem Leben jeder Hindu-Ehefrau bezieht, auf die Frage des Nebenweibes. Schon in der Phantasie des kleinen Mädchens ist die bitterste aller Bitternisse die, daß dereinst ihr Mann eine zweite Frau neben ihr nehmen möchte. Es wird gebetet und gefleht und ge-

* Einer reizvollen Legende und großartigem Gedicht sich anschließend. Krischna wird sehr häufig mit der Hirtenflöte dargestellt, durch deren Klänge er die entzündlichen Herzen der die Kuhherden hütenden Mädchen gewonnen haben soll. Ich besitze zwei fingerhohe Statuetten des flötenden Ideals des Marsyas.

opfert dagegen in allen Formen, welche diese Brata, die Sadschuty-Brata genannt, nur zuläßt. Aber nicht nur gebetet, auch verwünscht wird darin. Folgendes ist die Form. Die Kleine malt, bei einem gewissen Punkte der Ceremonie angelangt, zuerst auf den Boden der Stube, wo das Hausgötterbild steht, mit Reismehlteig allerlei Sachen, und zwar solche, die (ihren künftigen) Reichthum bedeuten sollen, Häuser, Bäume, Gärten, Tempel, Wagen, Schiffe, Schmuck, Edelsteine u. s. w., und bittet Mahadewa (Çiva), ihr alles das zu gewähren. Dann aber kommt die Antithese. Es geht los gegen die — wie soll ich sagen, um das Wort Satihn zu übersetzen — etwa Stieffrau. Die obige alte Tante, die vielleicht ein Leben voll fressender Eifersucht hinter sich hat, sagt vor, und nun heißt es z. B.:

Baree, Baree, Baree (ein Küchengeräth),
Möchte Satihn eine Sklavin werden!
Khangra, Khangra, Khangra (der Besenstiel),
Möchte Satihn in Schimpf und Schande gerathen!
Hatha, Hatha, Hatha (Topfeisen),
Möchtest du Satihns Kopf zerschlagen!
Gilee, Gilee, Gilee (eine Frucht),
Möchte Satihn vor Galle vergehen!
Paki, Paki, Paki (ein Vogel),
Möchte Satihn sterben und du sie sehn vom Dach herab!
Moyna, Moyna, Moyna (ein Vogel),
Möchtest du nimmer mit einer Satihn geplagt sein!
Möchtest du dir ein Haus bauen, möchte deine Satihn sterben und du deine Füße mit ihrem Blute färben!!
u. s. w. u. s. w.

Ein anmuthiges Register! Man erkennt aus der augenauskratzenden Heftigkeit der Verwünschungen, welche Uebel die Mehrweiberei in der indischen Gesellschaft heute anrichten mag. Sie ist indessen nicht gerade der gewöhnliche Fall, andererseits

aber auch nicht selten. Ihre sozialen Einwirkungen ziehen sich durch Geschichte, Sagen und Dichtung der Inder. Vielfach wird das Verhältniß der Neben-Frauen zu einander als ein fried- und freundliches geschildert, wie z. B. in dem spannenden Drama: „der Lehmkarren", in welchem die erste Frau des übersanften Helden Tscharudatta die in der Katastrophe ihr zugesellte zweite mit inniger Freundschaft aufnimmt. Andererseits ist aber auch das Eifersuchtsthema stehend, wie denn die ganze Verwicklung des „Ramayana" darin beruht, daß die zweite Frau den König zu beschwatzen weiß, ihren Sohn seinem Liebling Rama, dem Sohn der Erstvermählten, vorzuziehen. Die Eifersuchtsmotive gestalten sich wegen der anerkannten Berechtigungen des polygamen Hausherren ganz anders als in unserem Drama — der Bühne wie des Lebens. So leicht hier übrigens die Mehrweiberei in Indien durchweg behandelt wird, so machte es mir doch immer den Eindruck, als ziehe sich eine gewisse Scheu, ein Augen-Niederschlagen wegen derselben durch das indische Wesen. Jedenfalls indessen ist die indische Mehrweiberei weit verschieden von der türkisch-arabischen, bei welcher die Frau wenig mehr als ein Objekt des Besitzes ist.

Die Verheirathung der jungen Indierinnen findet früh statt, früh in zweierlei Richtung. Einmal wird das Brautpaar schon in Kindesjahren verbunden, und zwar durch eine an Ceremoniell überreiche vollständige Scheinhochzeit, die für die besitzenden Stände meist mit enormen Ausgaben verknüpft ist.*

* Bose nennt eine Reihe reicher Leute mit Namen, und erwähnt noch mehr, welche für die Scheinhochzeit der Söhne zwischen 5000 und 20,000 Pfund Sterling wegen ihrer Lebensstellung auszugeben veranlaßt waren. Den Löwenantheil bekommen die Bettler, die zu vielen Tausenden herzuziehen. Auch einzelne Gäste werden nicht schlecht herangezogen. Zunächst durch kostspielige Geschenke, die üblich sind. Dann ist aber da z. B. eine besondere Ceremonie, wo an die Gäste sandelduftende Guirlanden

Anderntheils findet auch die wirkliche Vermählung in jungen Jahren statt, indem die Geschlechtsreife außerordentlich früh eintritt. Heirathen mit vierzehn Jahren bei beiden Theilen sind etwas Gewöhnliches. Als bemerkenswerth sei noch hervorgehoben, daß Verlöbnisse und Eheschließungen nicht auf persönliche Bekanntschaft hin angeknüpft, sondern völlig üblicher Weise durch Vermittler vorbereitet werden. Ghatuk heißt der Unterhändler, deren es auch weibliche, Ghatki genannt, gibt. Welche Aehnlichkeit, beinahe bis zum Namen, mit dem jüdischen Schadchen!

Bei dürftigem Unterricht, der durch einen Babu im Elternhause ertheilt wird, wächst das Mädchen heran. Der Verkehr mit der Außenwelt ist fast null. Nur zwischen Verwandten finden Besuche von Haus zu Haus häufiger statt. Dafür ist der Haushalt selbst, in welchem der Vater einem Patriarchen ähnlich herrscht, oft sehr groß, indem, je begüterter ein Hausvater ist, die Sitte ihn verpflichtet, um so mehr von seinen ärmeren Verwandten zu ernähren, vor allem sie in seine Behausung aufzunehmen. „Luckhi (die Göttin des Reichthums) hat immer ein großes Gefolge“, sagt ein indisches Sprichwort. Bose erzählt von Haushalten, die 100, ja bis 500 Köpfe umfassen!! Welch ein Blick in eine eigenthümliche Großartigkeit des indischen Charakters!

Dem auf solche Weise manchmal ins Grandiose gehenden Hauswesen steht die Hausfrau vor, nach meinem Gewährsmann durchschnittlich eine treue, unausgesetzt thätige Leiterin der

vertheilt werden. Der im Range am höchsten stehende bekommt den ersten Kranz. Diese Würde, welche die des Dullaputty heißt, wird aber mit theuren Spenden erkauft. Bose führt u. a. sechs Millionäre aus Kalkutta namentlich an, welche jeder über 10,000 Pfund Sterling für Erlangung dieser Ehrenstellung hergegeben. Das Heirathen und heirathen Helfen ist, wie man sieht, nicht billig in Hindostan.

Hausgeschäfte und immer dabei eine den Gatten verehrende, ihn über alles stellende Gefährtin desselben. So der normale Fall. Schattirungen ins Helle wie Dunkle fehlen ja ohne Zweifel nicht.

Auch während der Ehe gehen die Gebetfeiern der Frauen ihren Gang. Es dreht sich eben bei ihnen alles um hergebrachte, gepflegte Formen, die auch den Mangel an Verkehr nach außen mehr oder weniger ausgleichen müssen. Den Mittelpunkt der Anrufungen bildet stets die Sorge um das Wohl der Familie, des Gatten vor allen anderen. Eine der Form nach sehr schön zu nennende und auch anders noch bemerkenswerthe Brata möchte ich dem Leser noch näher mittheilen. Es ist die Sabitri-Brata. Sie findet jährlich einmal statt in einem bestimmten Monat an dem Abend vor Neumond. Der Eheherr, nach genommenem rituellem Bade, angethan in neue frische Gewänder, setzt sich auf einen Teppich, vor ihn die Frau. Zuerst ihm die Füße waschend und trocknend (man denke an die Bibel) legt sie ihm dann einen Blüthenkranz um den Hals und bringt darauf Opfer dar in Blumen und Sandelholzräucherung, wobei sie in brünstigen Gebeten die Götter für sein Wohlergehen und langes, langes Leben anfleht. Darauf folgt eine ausgesuchte Mahlzeit, für welche die Lieblingsspeisen des Gefeierten den Grundtext bilden, der durch ausgesuchte Ueberraschungen ausgeschmückt wird. Der Hauspriester, der schon früher genannte Purohit, empfängt sein reichliches Theil, nämlich außer dem Mahle alles an Reis, Früchten, Kuchen, Stoffen, was den Göttern diesmal in besonderer Fülle dargebracht worden, die Gefäße aus Messing, worin die Gaben aufgetischt, mit einbegriffen, ein Geldgeschenk obendrein. Der ganzen Feierung des Eheherrn voran geht aber der erste Theil der Brata, welcher hauptsächlich den feierlichen Vortrag einer hergebrachten Erzählung von Gattentreue zum Gegenstande hat, von der eine vollständige Uebersetzung einzuschieben gestattet

sein möge, weil sie als ein poetisch gestalteter Ausdruck indischen Denkens und Fühlens gelten kann.

Die wunderbare Geschichte von Sabitri der treuen Gattin.

Nach dem Englischen des Inders Schib Tschunder Bose.

In den friedvollen Zeiten des indischen Königthums, als Frömmigkeit die Menschen verband und Rechtschaffenheit das häusliche Glück erhielt, als Yudhischtra der Gerechte* durch Vorschrift und Beispiel die festen Regeln sittlichen Wandels einprägte, da herrschte in der Landschaft Madra ein frommer, wahrhaftiger, weiser und wohlwollender König mit Namen Aßvapati**.

Lange Zeit hindurch waren ihm keine Kinder beschieden, was ihn tief bekümmerte. Als er nun inne ward, daß der Abend seines Lebens täglich näher rückte, und noch immer kein Zeichen der Erfüllung seines Wunsches erschien, beschloß er, eine große Götteranrufung zu veranstalten, um einen Sohn und Erben zu erflehen und brachte von da ab täglich zehntausend Opfergaben dar, um der Göttin Sabitri***, von welcher er die Gnade erhoffte, zu gefallen.

So vergingen mehrere lange und peinvolle Jahre; da geschah es, daß eines Tages die Göttin Sabitri plötzlich vor ihm erschien in der Gestalt eines schönen Weibes und ihm sagte, sie sei bereit, ihm irgend eine Gnade, um die er bitten möchte, zu gewähren, weil sie Wohlgefallen gefunden an seinen strengen Bußübungen, sowie an der Reinheit seines Herzens, der unwandelbaren Festigkeit seines Gelübdes und dem festen unerschütterlichen Glauben an sie. Wie zu erwarten, flehte er um

* Ein König aus dem Geschlecht der Pandava.

** Der Rosse-Meister.

*** Das a lang, wiederum ein Name der Gattin Çiva's. Der Name bedeutet die Beständige, Standhafte, auch die Standhaftigkeit.

eine Anzahl von Söhnen, indem er betheuerte, daß das Leben des Mannes ohne Nachkommen nur ein Wirrsal sei, welches den vorübergehenden Sonnenschein des Segens zu drückender Düsterheit verdunkele.

Die Göttin antwortete, daß sie diesen seinen Herzenswunsch vorausgekannt und den Weltenschöpfer (Brahma) befragt habe, auf welche Weise am besten der Wunsch verwirklicht werden könne; durch seine Gnade werde er bald durch eine Tochter beglückt werden, die in jeder Beziehung eines so frommen und tugendreichen Vaters würdig sein werde. Sie werde der Leitstern für die Augen aller Prinzen sein; ihr Reiz werde erstrahlen weit und breit. Nachdem sie so gesprochen, verschwand die Göttin; der König kehrte darauf zu seiner Hauptstadt zurück.

Nach kurzer Zeit ward die älteste Königin gesegneten Leibes und gebar nach Ablauf der Zeit eine Tochter von fleckenloser Schönheit. Der König und seine Brahminen gaben ihr den Namen Sabitri nach der Göttin, welche die Gnade gewährt hatte. Tag für Tag wurde die Prinzessin schöner und schöner und entfaltete sich bald zu herrlicher Jugendblüthe. Jeder der ihre wie vom Bildner geschaffene Gestalt und ihre einnehmende Erscheinung sah, glaubte, daß in der lieblichen Jungfrau eine der Himmlischen, die Verkörperung der Lieblichkeit selbst, zur Erde hernieder gestiegen sei. So schön aber war sie, daß kein Prinz, mochte er noch so groß und ausgezeichnet sein, es wagte, unaufgefordert um ihre Hand zu werben.

Der König Aßvapati aber gedachte nun, seine einzige Tochter, da sie in der vollen Frische ihrer Jugend stand, mit einem dieser Ehre Würdigen zu vermählen. Indessen es fand sich aus dem angegebenen Grunde kein fürstlicher Bewerber ein. Zuletzt erhielt auf ihre Bitte die Prinzessin die Erlaubniß, selbst eine passende Wahl zu treffen. Um ihr hierzu behülflich zu sein, gestattete der Vater ihr, einige seiner weisesten Räthe

mit auf die Reise zu nehmen, deren Erfahrungen und Rathschläge sie in der so schwierigen Aufgabe in Anspruch nehmen könne. So reiste sie denn ab auf einem goldenen Wagen, begleitet von den ergrauten Räthen, unter den Segeswünschen der Priester des Hauses. In die Fremde und Weite zog sie durch manchen fremden Landstrich, unterließ auch nicht, auf ihrem Wege die Einsiedeleien verehrungswürdiger alter Rischi zu besuchen, welche in Gottesbetrachtungen versunken waren.

Nach einiger Zeit, als der König, den Staatsgeschäften obliegend, eben mit dem ruhmvollen Weisen Nárada Rathes pflog, kehrte Sabitri mit den Räthen von ihrer Pilgerfahrt zurück. Als die Prinzessin ihren Vater mit dem großen Rischi Nárada im Gespräche fand, beugte sie ihr Haupt in gebührender Ehrfurcht vor dem würdigen Weisen und ihrem hochgeliebten Vater. Nachdem die ersten freudevollen Begrüßungen nach so langer Trennung ausgetauscht waren, hob Nárada an: „O König, wohin war deine Tochter gegangen, woher kommt sie? Hohe Zeit wäre es, sie einem ihrer würdigen Prinzen zu vermählen!“ „Ehrwürdiger Rischi“, erwiderte der König, „ich habe sie auf Reisen gesandt mit einigen meiner weisesten Räthe, um nach einem edlen Prinzen umzuschauen, welcher mit körperlicher Schönheit die seltensten Gaben der Weisheit, des Muthes, der Frömmigkeit und der Tugend vereinigen möchte; nun höre aus ihrem eigenen Munde, wie weit sie in ihrer heiligen Sendung Erfolg gehabt.“ Dann forderte er Sabitri auf, ihnen zu berichten, wen sie zum Gatten gewählt. Sabitri, gehorsam ihres verehrten Vaters Geheiß, antwortete mit dem Wohlanstand ihrer Jahre und ihres Geschlechtes: „Mein Vater, ein frommer König, Dyumutsen mit Namen, beherrschte früher das Königreich Sala.* Aber wenig Tage nach seiner Thronbesteigung erblindete er auf beiden Augen. In dieser Zeit war sein einziger Erbe ein Kind. Verrätherische

* Eine Landschaft im nördlichen Indien.

Feinde benutzten seine Blindheit und das zarte Alter des Knäbleins, um in das Reich einzufallen und die Herrschaft an sich zu reißen. Der entthronte König zog sich mit seiner geliebten Gemahlin und dem Söhnlein in einen nahen Wald zurück, wo sie im Verzicht auf alle Freuden dieser schlechten, undankbaren Welt ein stilles Leben der Gottesbetrachtung führten. So wohnten sie zwischen den Einsiedeleien ehrwürdiger weiser Männer, welche mit Freuden den Knaben auferzogen und in sein Gemüth die Saat der guten Sitten und der Gottesfurcht streuten. Er wurde in jeder Beziehung meines Gleichen, und ihn habe ich zu meinem Gatten erkoren. Sein Name ist Satyavana.*

Als er dies vernommen, wandte sich der weißhaarige Rischi Nárada zum König: „O Fürst, ich muß mit Kummer sagen, daß deine Tochter unglücklich in ihrer Wahl gewesen, indem sie in Unbedachtsamkeit den tugendhaften Satyavana zum Gatten erkor.“ Bewegt forschte der König: „O großer Rischi, besitzt Satyavana die edlen Eigenschaften der Tapferkeit, der Klugheit, des Verzeihens, der Frömmigkeit, der Ehrfurcht, der Freigiebigkeit und der Kindesliebe?“ Nárada erwiderte: „Satyavani ist dem Surya** gleich in fleckenloser Ruhmwürdigkeit, ist weise wie Vrihaspati*** selbst, muthig und tapfer wie Indra,† voll Duldung wie die Erde.“

Weiter fragte der König: „Verehrt der Prinz ernstlich die Götter, wandelnd auf den Pfaden der Rechtschaffenheit? Ist er schön, liebenswerth und hoher Sinnesart?“

„O König“, entgegnete Nárada, gleich Ratideva†† San-

* Der Wahrheitsliebende.

** Sonnengott.

*** Der Regent des Planeten Jupiter, der Lehrer der Götter.

† Der Gott des Himmels.

†† Ein historischer König, dem besondere Freigiebigkeit nachgerühmt wird.

kriti's Sohn, ist der schöne Satyavana freigiebig; gleich Çivi, dem Sohne Uçinaras liebt er die Götter und die Wahrheit, hohen Sinnes ist er wie Yayati;* alle die frommen alten Rischi und andere gute Menschen sind überzeugt, daß Satyavana brav, mild, bescheiden, wahrheitsliebend, treu seinen Freunden, hochherzig, fromm und aufrichtig in Gottesfurcht ist." „O ehrwürdiger Rischi", sagte der König, „du hast alle guten Eigenschaften genannt, welche die Menschheit veredeln; wolle mir denn sagen, was ihm mangelt!" Nárada erwiderte: „Eines ist es, was ausreicht, alle seine Tugenden aufzuwägen: sein Leben auf Erden ist kurz; sein Schicksal ist, nur noch ein Jahr zu leben vom heutigen Tage an."**

Als der König diese schreckvolle Weissagung Náradas vernommen, versuchte er alles, seiner Tochter die verhängnißvolle Verbindung auszureden, allein alle seine Bemühungen erzeigten sich als vergeblich. Sabitri blieb fest und standhaft bei ihrem gegebenen Wort und entgegnete furchtlos, sie könne trotz der unglückverheißenden Voraussagung, welche der indischen Ehefrau die Schrecknisse früher Wittwenschaft drohte, ihr verpfändetes Jawort nicht zurückziehen und ihr Herz einem anderen Wesen auf Erden schenken.

Da rief Nárada aus: „O König, ich sehe, daß deine Tochter treu ihrem Versprechen, fest in ihrem Gelöbniß und standhaft in ihrer Liebe und Anhänglichkeit für Satyavana ist. Niemand wird vermögen, sie vom Pfade des Rechten abzu-

* Çivi und Yayati beide aus derselben Dynastie wie Ratideva.

** Nárada ist ein Sohn Brahma's und steht mit den Göttern des indischen Olymps in steter Beziehung; er erfährt von ihnen öfter die künftigen Schicksale der Menschen, bringt auch ihre Botschaften aus dem Paradies auf die Erde. Wegen dieser Beziehung wird er von Manchen dem Hermes oder Merkur parallel gestellt, auch der indische Merkur genannt; merkwürdig ist, daß ihm auch die Erfindung der Laute, wie dem Hermes die der Leier, zugeschrieben wird.

lenken. Laß denn das seines Gleichen nicht habende Paar durch den heiligen Bund der Ehe vereinigt werden." Der König antwortete: „O großer Rischi, unabänderlich ist dein Wort; was du eben gesagt hast, ist richtig und recht. Da du mein Guru bist, so will ich thun, was du mir zu thun anbefohlen." „Des Himmels reinster Segen sei mit euch allen" sagte Nárada und ging von dannen.

Nunmehr richtete der König sein Augenmerk darauf, daß die Hochzeitsfeier seiner geliebten Tochter nach Gebühr mit Glanz und Pracht vor sich gehen könne.

So wurde denn Aßvapatis schöne Tochter nach dem Brauche mit Satyavana, dem Sohne des blinden alten Königs Dyumutsen, vermählt. Für eine Weile erfreute sich das glückliche Paar aller Segnungen der ehelichen Gemeinschaft in dem wonnigen und stillen Landaufenthalt, der dem geschäftlichen Gedränge der Menschen entrückt und so geeignet war für fromme Betrachtungen; Sabitri freilich wußte sehr wohl, daß, wie von Bidhata* vorherbestimmt, diesem kurzen flüchtigen Glück bald langes und peinvolles Leiden folgen und sie beide vielleicht vernichten werde.

Woche nach Woche und Mond nach Mond rollten so dahin; da rückte der vorher verkündete Tag, an welchem der schreckliche Spruch über Satyavana gefällt werden sollte, heran; und als Sabitri nun inne ward, daß nur noch vier Tage fehlten, das schreckliche Jahr zu vollenden, wohl Satyavanas letztes Lebensjahr, an dessen Ende Yama's** verhängnißvolle Fackel vor ihrem geliebten Gatten auflodern würde, krampfte ihr Herz bei dem Gedanken zusammen. Um den furchtbaren Spruch abzuwenden, unterging sie nun ein strenges Gelübde, in dreitägigem ununterbrochenem Fasten und Beten bestehend, wobei sie alle Inbrunst eines gottergebenen Herzens zu den Füßen

* Vorsehung.

** Des Todesgottes.

der Allmacht aushauchte. Ihr Schwäher Dyumutsen, überwältigt von der sich erhebenden Fluth ihres Kummers, versuchte sie von einem so anstrengenden Bußgelöbniß abzumahnen, aber seine Zureden waren gänzlich ohne Erfolg. Mit unbeugsamer Ausdauer blieb sie bei ihrem Entschluß stehen und ergab sich ruhig in die Schickungen einer weisen und gnadenreichen Vorsehung.

Ihre innere Bewegung und das stetige Fasten machte sie hinfällig und schwach und die prophetischen Worte Náradas quälten ihren Geist wie ein unheilkündendes Gesicht. Unmöglich aber ist es, die heftigen Kämpfe zu schildern, welche in ihr vorgingen, als endlich der Schreckenstag erschien und damit der unvermeidliche Rathschluß des Schicksals, nach welchem ihr lieber Gatte für immer zu leben aufzuhören habe, erfüllt werden sollte. Nachdem sie im heiligen Strome gebadet, brachte sie den Göttern Räucherungsopfer und warf sich zum Zeichen tiefer Ehrfurcht auf den Boden nieder, zu den Füßen sowohl der alten Einsiedler, als ihres Schwähers und ihrer Schwiegermutter, welche ihrerseits die innigsten Segenswünsche über sie aussprachen. Als die Stunde des Mahles kam, bat man sie, einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, da sie nun drei Tage in einem fort gefastet; jedoch sie weigerte sich, erfüllt wie sie war von inbrünstiger Hingebung, vor Sonnenuntergang irgend welche Speise zu sich zu nehmen.

Da sah sie, wie ihr Gatte sich bereitete, zum Walde zu gehen mit Axt und Korb, um Früchte und dürres Holz zu holen. Sabitri bat, ihn begleiten zu dürfen; indessen theils in Vorahnung einer ihm drohenden Gefahr, theils aus warmer Zärtlichkeit für sie wollte er sie gerne zu Hause lassen, denn ihre Füße seien zu zart, in der dornigen Wildniß zu wandern, zumal sie körperlich jetzt so schwach sei. Aber alle seine Ermahnungen nicht achtend rief sie aus: „O mein geliebter Herr, ich bin nicht im mindesten schwach vom Fasten, deine Gegen-

wart ist meine stärkste Stütze. Ich kann nimmer glücklich sein ohne dich, darum habe nicht taube Ohren für die dringenden Bitten deines schon Trost bedürftigen Weibes, dessen Schicksal mit dem deinigen durch einen Knoten verknüpft ist, den keine irdische Gewalt zerreißen oder zerschneiden könnte.“ Satyavana sah sich endlich genöthigt, ihren Bitten nachzugeben und bat sie, von seinem Vater und seiner Mutter zu dem Weggange die Erlaubniß einzuholen. Diese wurde mit dem größten Widerstreben ertheilt. Nach Empfang ihres Segens und gewappnet mit der himmlischen Gnade verließ das unglückliche Paar sein liebliches Heim, um in den wilden Forst zu gehen. Beim Dahinwandern richtete Satyavana, dunkel dessen bewußt, was ihn befallen sollte, an sein liebendes Weib die folgenden zärtlichen Worte: „O theure Sabitri, sieh, wie die Natur lächelt in all ihrer Schönheit, wie die Gefilde sich geschmückt haben mit duftenden Blumen und schattigen Baumgruppen und weithin ziehendem lebendigem Grün, wie lieblich und friedlich das Bächlein dahinfließt mit sanftem Gemurmel, wie die Wirbler des Waldes ihre süßen Töne furchtlos erschallen lassen, wie der Pfau lustig hüpft, wie der Hirsch munter dahinspringt, und über alles dieses, wie die Stille der Schöpfung den Geist zu frommen Betrachtungen einladet.“

Während Sabitri aufmerksam auf ihres Gatten bewundernde Schilderung der Natur lauschte, schwoll ihr das Herz in die Kehle, aber ihr Auge ward nicht von einem einzigen Thränentropfen befeuchtet. Sie folgte ihrem Gatten als ein treues, gehorsames Weib.

Nach einiger Zeit traten sie in den Forst, wo Satyavana, nachdem er seinen Korb mit Früchten verschiedener Art gefüllt, anhub, mit der Axt die verdorrten Aeste von den Bäumen zu hauen. Die Anstrengung übermannte ihn aber bald und er empfand ein schweres Gefühl in seinem Kopf. Langsam kam er heran zu seinem theuren Weibe und sagte: „O vielgeliebte

Sabitri, ich fühle einen stechenden Kopfschmerz, der mehr und mehr quälend wird, mich ganz ohnmächtig macht und beinahe mein Herz bricht. Ich vermag ihn nicht länger zu ertragen; doch ich hoffe, durch einen lindernden Schlaf bald Wohlsein und Kraft wieder zu gewinnen."

Als sie ihres Gatten herzerschütternde Worte vernommen, setzte sie sich nieder auf den Boden und legte Satyavanas Haupt in ihren Schoß. Doch wie das Geschick es geordnet, wurde er bald völlig bewußtlos. Als Sabitri dies bemerkte, verlor sie nicht ihre gewohnte Geistesgegenwart; im Verlaß auf die unbegrenzte Gnade einer über alles herrschenden Vorsehung erwartete sie still und gefaßt die verhängnißvolle Stunde, wo der Schatten des Todes für immer ihren geliebten Satyavana überdecken sollte — ein Geschick, welches sie zu theilen entschlossen war. Mit einem mal, nach einer kleinen Weile, glaubte sie eine schreckliche Gestalt zu erblicken, in rothen Gewändern und der Sonne ähnlich lichtfunkelnd, die sich langsam näherte, eine Kette in der Hand. Es war keine Täuschung ihrer Sinne. Der leibhaftige Yama stand zur Seite Satyavanas und blickte starr auf ihn hin.

Nicht sobald hatte Sabitri ihn gesehen, als sie das Haupt ihres Gatten von ihrem Schoß auf die Erde legte und zitternden Herzens ihn anredete: „Gottähnliches Wesen, deine himmlische Gestalt und majestätische Erscheinung besagten deutlich, daß du ein Gott unter Göttern bist. Lasse dich herab, dich zu erkennen zu geben und deinen Geist zu mir zu wenden."

Yama gab zur Antwort: „O Sabitri, du bist rein und standhaft in Gottesfurcht und Erbauungsgedanken; darum will ich nicht anstehen, dieser dringenden Frage Genüge zu leisten. Ich bin Yama; ich komme hierher, um deinen todten Gatten hinwegzunehmen, da seine Erdentage erfüllt sind." Auf dieses sagte Sabitri: „O König, ich hörte immer, daß deine Boten die Gestorbenen von der Erde holen; warum kommst du denn selber?"

Yama erwiderte: „O liebliche Sabitri, dein vortrefflicher Gatte besaß zu seiner Lebenszeit manche guten Eigenschaften und ragte hervor durch seine Rechtschaffenheit. Es war deshalb nicht schicklich, meine Boten zu senden, ihn zu holen. Drum komm ich selbst.“ Indem er so sprach, zog Yama mit Gewalt die fingergroße Seele aus Satyavanas Leib. Des belebenden Geistes beraubt, wurde der todte Körper regungslos, blaß und bleich, und Yama schritt fort nach Süden.* Ihm folgte, um die Früchte ihres Gelöbnisses zu gewinnen, die keusche Sabitri mit traurigen Blicken und schwerem Herzen. Als Yama dies bemerkte, verwies er es ihr und befahl ihr heimzukehren und die Bestattungsfeier für ihren Gatten zu begehen. Sabitri aber erwiderte, sie wolle dahin gehen, wohin immer ihr Gatte gebracht werde; ihr Gehen werde wegen ihrer Gebete zu dem Allmächtigen, wegen ihres festen Glaubens an ihren geistigen Führer, wegen der feierlichen Erfülluug ihres heiligen Gelöbnisses und auch wegen Yamas Gnädigkeit frei und unbehindert sein. „O König der Unterwelt“, sagte sie, „neige in Gnaden dein Ohr dem Gebete einer Flehenden. Der, so nicht bis zur vollständigen Bemeisterung seiner Sinne gelangt ist, sollte nicht in den Wald kommen, um dort häusliches oder eines Forschenden oder eines Büßers Leben zu führen. Nur die, welche wirklich ihre Leidenschaften bezähmt, können die Bedingungen der vier Lebensweisen erfüllen. Von diesen vier ist die des häuslichen Lebens sicherlich die beste, denn sie begünstigt am meisten die Erwerbung von Wissen und Weisheit und die Pflege von Frömmigkeit und Tugend. Meinesgleichen wünschen kein anderes Leben zu führen, als ein häusliches.“

„Nun kehre heim, o schöne Sabitri; ich bin erfreut über deine weisen Bemerkungen und bin gewillt, dir eine Gnade zu

* Der Eingang der indischen Unterwelt liegt nach Süden, nach dem heißen Aequator hin.

gewähren, nur nicht das Leben deines Gatten!“ rief Yama aus. Sabitri antwortete: „O König, sei gnädiglich gewogen, meinem blinden Schwäher sein Augenlicht wiederzugeben und ihn stark zu machen wie die Sonne oder das Feuer, daß er befähigt werde, sein Königreich wiederzugewinnen und mit Kraft zu regieren.“ Yama gewährte das Gnadengeschenk und ermahnte sie, heimzukehren nach dem ermüdenden Tage. Sabitri indessen sagte zur Erwiderung: „O tugendreicher König, ich fühle nicht Ermüdung noch Beschwer, so lange ich bei meinem Gatten bin; denn ein Gatte ist die Stärke und Stütze seines Weibes und das Weib theilt ihres Gatten Wohl und Wehe. Wohin du auch deshalb meinen Gatten tragen mögest, werden meine Schritte dir folgen, dem treuen Hunde gleich. Unsere erste Begegnung mit den Guten und Rechtschaffenen führt zum Wachsthum von Vertrauen und Güte, was stets fruchtbar an segensreichen Folgen ist.“ Worauf Yama erwiderte: „O gedankenreiche Frau, deine Worte sind Wohlthat meinem Herzen, sie sind reich an Urtheil und gutem Sinn. Gern will ich dir eine andere Gnade gewähren, nur nicht das Leben deines Gatten.“ „Gestatte mir denn, o tugendreicher König, um hundert wackere Söhne für meinen Vater zu bitten, der, der Söhne nicht hat“, sagte Sabitri.

„Ich gewähre die Gabe“, sagte Yama, „nun aber, da alle deine Wünsche erfüllt worden, höre auf, mir länger zu folgen. Sehr weit bist du von deines Schwähers Behausung entfernt; kehre schleunigst nun heim.“

Sabitri antwortete: „O tugendreicher König, wir sind geneigt, in die Rechtschaffenen mehr Vertrauen zu setzen, als in uns selber; ihre Güte vergilt reichlich unsere Liebe und Achtung“. Yama sagte: „Ich bin hoch erfreut durch deine erbauliche Rede, und bin geneigt, dir nochmals eine Gnade zu gewähren“. Sabitri, die von Dank erfüllt war für die verschiedenen ihr bereits gewährten Geschenke, erkühnte sich

diesmal, um die Wiedererweckung ihres Gatten sowohl, als um hundert kraftvolle, weise und tugendhafte Söhne für ihn zu bitten, die dem Lande zum Ruhm und der Menschheit zur Zierde gereichen möchten.

„Sei es so", sagte Yama freundlich und verschwand.

Mein gelehrter indischer Gewährsmann, der, seinem Buche nach zu urtheilen, das christliche Bekenntniß angenommen hat, hält die vorstehende Brata für eine Schöpfung der indischen Erbpriesterschaft, welche dieselbe angesichts der Schrecknisse der Wittwenverbrenung zu ihrer höheren Glorie „zusammengebraut" haben möge. Er befindet sich im Irrthum. Den Freunden der indischen Literatur ist die Sabitri-Geschichte aus anderen als der hier gegebenen Quelle bekannt. Die schöne Erzählung, die wir hier in der Prosa des Volksbuches vor uns haben, ist eine Episode der Mahabharata, des großen indischen Volksepos, welches den Literarhistorikern nach wahrscheinlich im 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung aufgezeichnet wurde. Wir besitzen Dank der Sorgfalt deutscher Literärstudien mehrere metrische Uebersetzungen des Urgedichtes, u. a. eine mäßige von Alb. Höfer (1844) und eine im Vortrag treffliche von dem leider zu früh dahingegangenen Holtzmann (1845).* Das Volksbuch ist dem alten Gedicht ungemein treu geblieben, was einzelne hohe Schönheiten erklärt. Nur geht das Urgedicht weiter, als das Volksbuch, erzählt z. B. noch weiter, wie Sabitri mit dem wieder zum Leben erwachten Satyavana heimkehrt, und wie die Wünsche in Erfüllung gehen. Die Umdichtung fürs Volk macht sich gleich in den ersten Worten bemerkbar. In der Mahabharata wird die ganze Erzählung (in Versen) dem eingangs genannten König Yudhisch-

* Beide Uebersetzungen sind sehr frei. Eine wörtlich möglichst treue, aber in ungebundener Rede gefaßte ist die französische von Pauthier (Paris 1841).

tira vorgetragen durch Marhandeya, der also anhebt: „Höre, o König! die Erzählung von dem vollen Glücke, von der hohen Gunst, auf welche die klügsten unter den Frauen rechnen dürfen, wie sie erlangt wurde durch Sabitri die Königstochter.“ Das Unterstrichene, gleichsam die praktische Moral der Geschichte, sieht aus, als habe es die Veranlassung zu der volksthümlichen Umarbeitung gegeben, wobei kleine Abweichungen vorkommen mußten. Auch einzelne feine Züge sind dem Volksbuch verloren gegangen. So der, daß die fromme und zugleich kluge Sabitri gleich zu Anfang den vor ihr her eilenden Todesgott zu gewinnen weiß mit der Sentenz:

Man sagt, mit wem fünf Schritte man
Zusammengeht, der sei schon Freund!

Das Gedicht hat nicht drei, sondern fünf Gnadenerweisungen mit den voraufgehenden Sprüchen. Diese letzteren sind nach den genannten Uebersetzern größtentheils aus dem alten Gesetzbuch des Manu oder Menu entnommen, was ihre unverkennbare Sprödigkeit erklärt; stellenweise sind sie auch den Uebertragern dunkel geblieben, und mögen auch im Laufe der Zeiten durch brahminische Zuthat umgestaltet worden sein. Einige Züge scheinen fast buddhistisch. Was die Sache interessant macht, ist die Lebendigerhaltung der uralten dichterischen Schöpfung durch den merkwürdigen Brauch bei der alljährlichen Feier in jedem Hause. Während bei uns die Götter- und Heldengeschichten durch die fortgesetzte Ueberlieferung bis zum Kinder- und Hausmärchen herabgestimmt worden sind, hat der heilige Brauch dort wenigstens diese Erzählung in einem merkwürdigen Grade von Reinheit erhalten durch mehr als zwei Jahrtausende. Man darf ihr, wie mir scheint, sicherlich einen wesentlichen Einfluß auf die Erhaltung guter Sinnesart in der indischen Familie zuschreiben.

Daß dem indischen gelehrten Proselyten Bose, der die englische Sprache stellenweise vorzüglich bemeistert und der

zugleich seine Landsleute sehr genau kennt und innig liebt, der wahre Zusammenhang unbekannt geblieben, die eigene Literatur also nicht so nahe steht, wie sie verdient, schien mir sehr bemerkenswerth. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß bei der Erziehung in den englischen Missionsschulen in Indien das indische Element zu sehr vernachlässigt wird. Schon auf einer früheren Reise von Ceylon nach Suez hatte ich eine Probe davon gefunden bei einem Hindu, der als christlicher Missionär ausgebildet worden war und nach Europa reiste, um seine „Studien" zu vervollständigen. Er fiel mir lebhaft ein, als ich die erwähnte Entdeckung in Bose's Buch machte. Er mochte am Ende der Zwanziger stehen; hübsch sah das etwas gequollene braune Gesicht nicht aus ohne Turban über der schwarzen Halsbinde. Bei einem lebhaften Gespräch über die indische Kultur mit dem heimwärtsreisenden deutschen Konsul C. aus Kalkutta kam die Rede auf die vier Elementargötter der älteren indischen Religion, die Götter für Luft, Feuer, Wasser, Erde, mit Namen Indra, Agni, Varuna und Yama. Im Augenblick war meinem Gedächtniß, wie es einem ergehen kann, einer der Namen, es war der dritte, entschwunden. Wir befragten deshalb den indischen Theologen danach, ihm die anderen drei Namen nennend. Er sah uns mit offenem Munde an. Vier indische Götter? Dritter davon? Ho, ho, ho, hou! Ich hueiß nicht! Ho, ho, ho, hou! — Ich hatte mir gedacht, daß der „Guru", der den Indern ihre alten Götter auszureden haben werde, dieselben doch wenigstens dem Namen nach kennen müsse. Er fand sie nur komisch. Der Irrthum mußte wohl entschieden auf meiner Seite sein.

An Mirzapur, der teppichwebenden, kamen wir vorüber, als der Abend langsam herabdämmerte. Wir konnten nur kurze Blicke von der kuppel- und minaretreichen Häusermasse erhaschen, die eines der bedeutendsten Handelsemporien Centralindiens ist und während der Baumwollkrisis noch besondere

Bedeutung gewann. Ihr Name bedeutet Fürstenstadt, auch vielleicht Edelstadt. Noch nicht lange ist es her, daß sie eine finstere Berühmtheit besaß. Es war die des Wohnsitzes der berüchtigten Mörderkaste der Thugs oder Thags (wie man auch hört und geschrieben findet), jener Würger, welche ihre Gottesverehrung durch Erwürgen ihrer Mitmenschen zum Ausdruck brachten. Den Engländern ist es gelungen, den Greuel, der früher Entsetzen durch ganz Indien verbreitete, auszurotten. Nahe bei Mirzapur steht der Tempel der Göttin Vindhyabasini (zu deutsch etwa: Bewohnerin des Vindhya-Gebirges), welcher die Mörder vor ihren Auszügen Gebete, Räucherungen und Gelöbnisse darbrachten, Gelöbnisse, ihr so und soviele Menschenopfer durch Würgen zu bringen.

Der Zug hielt nur wenige Minuten in Mirzapur, wobei in der schallenden Bahnhofhalle das Gelärme und Gerufe der sich noch immer vergrößernden Reisegesellschaft von Eingeborenen wie zu einer alles beherrschenden Brandung wurde; zwischen den verschiedenen Rufen hörte man bald das stets wiederkehrende **Khuburdar!** oder **khabardaar!** heraus, das wörtlich unserem „vorgesehen!" entspricht; es ist arabischen Ursprungs und allgemein im Gebrauch. Beim Weiterfahren gewährte der Aufenthalt auf der Wagenplattform, auf die wir uns Klappsitze hinaustrugen, erfrischende Kühlung. Wir fuhren durch eine anmuthige, wiesen- und felderreiche, auch abwechselnd mit freundlichen Waldgruppen besetzte Gegend. Mehrfach bekamen wir das ergötzliche Schauspiel zu Gesicht, welches die zur Abendtränke kommenden Affen gewährten. Meist waren es die langschwänzigen, hundegroßen Gesellen von der Art, die wir in Benares beim Durgatempel gesehen; doch waren auch kleinere, dunkelgefärbte dazwischen. Wo sich in angenehmer landschaftlicher Umgebung ein Wässerlein der Bahn näherte, etwa einen kleinen Teich oder dergleichen bildend, hielten sie ihre Versammlungen mit Springen, Fletschen, Klettern, Rennen; ein

überaus possirliches Durcheinander. Merkwürdigerweise waren sie, die doch nachgerade gewohnt sein mußten, daß ihnen der vorübersausende Bahnzug trotz seinem Brausen und Stampfen kein Leid that, vor den Menschen darauf in der alten Furcht. Der darwinische entfernte Herr Vetter gefiel ihnen nicht. Wenn man nur den Arm drohend oder scheuchend erhob, geriethen sie, die sich um den Zug gar nicht gekümmert, in entsetzliche Angst, rannten auseinander, ließen sich von den Bäumen herunter, den ellenlangen Wickelschwanz eiligst losringelnd, in der Hast Blätter und kleine Zweige abreißend, und humpelten eiligst hinweg, als ob der Feind ihnen im Nacken säße. An diesem Humpeln des Affen in der Ebene, wozu ihn die Ungleichheit der Vorder= und Hinterglieder zwingt, wurde einem recht klar, daß er zu dem halbaufrechten, zu dem Baumleben gebaut ist, auf der Fläche aber sich beinahe wie der Fisch aus dem Wasser befindet.

Der Dämmerungsschleier verdichtete sich ziemlich rasch zum frühen Dunkel, wie es in den Tropen auch bei heiterem Himmel geschieht, indem die Sonne nicht schräge wie bei uns unter den Horizont sinkt. Bald nach sieben Uhr erreichten wir Allahabad*. Hier, wo eine halbe Stunde Aufenthalt war, setzte der Zug in der riesigen Bahnhofshalle, während ein prasselnder Augustregen niederströmte, die Hauptmasse der Reisenden ab. Es fand, wie Dscheddy erfahren, ein großes Fest in Allahabad statt, zu welchem von allen Seiten die frommen Pilger, höchst munter auf der Eisenbahn fahrend, herbeiströmten. Es ist merkwürdig genug, daß die Eisenbahnen in Indien, eben wegen der Erleichterung des Wallfahrens, eine Hebung und Stärkung der Hindureligion wie des Islams bewirkt haben.

* Abad ist Wohnung, auch Stadt; Hyderabad ist Haidar's Stadt, Haidarabad bei den Indern auch geschrieben, Moradabad (jener Ort, woher die interessanten Einlegearbeiten stammen, von denen wir in Kalkutta bei Kettar Nath gekauft) ist also Morad's Stadt.

Allahabad gehört schon vollständig zu dem Kerngebiete des einstigen Großmogulreiches, welches dem Islam in Indien seine Ausbreitung verschaffte. Dennoch ist die Stadt in erster Linie durch ihre hinduistischen Heiligthümer den Indern werthvoll. Sie ist eine Confluentia, indem sie auf der Landspitze zwischen dem Ganges und dem in ihn einströmenden Dschumna oder Dschamuna liegt. Nach der Ansicht der Hindu ergießt sich an derselben Stelle noch ein dritter, aber unsichtbarer Fluß, die Saraswati, welche unmittelbar vom Himmel herabströmt, nach Anderen unterirdisch zufluthet, das heilige himmlische Wasser dem Ganges zuführend. Der Ort heißt auch emphatisch „Prayaga“*, zu deutsch etwa erstes Heiligthum. Die merkwürdige Vorstellung von unsichtbaren Zuflüssen zu Strömen, die zusammentreten, findet sich mehrfach in Indien; überhaupt hält der Inder die Confluentien ausnehmend hoch, öfter heilig und verehrt z. B. noch vier andere derselben (die Deva-Prayaga, die Rudra-Prayaga, die Karna- und die Nanda-Prayaga, alle im Himalaya-Gebirge an Flüssen der genannten Namen) besonders hoch. Am höchsten steht freilich die Prayaga von Allahabad. Die interessante Verehrung von Flußvereinigungen haben wir wohl aus der Zeit der ältesten Religionsformen der Inder herzuschreiben, der vedischen Zeit, wo Varuna**, der Gott der Gewässer, neben denen des Lichtes und des Feuers hohe Verehrung fand. Was heute abergläubisch, dann noch symbolisch ist, war damals Ergriffensein und flehende Demuth vor der furchtbaren Naturgewalt. Die Pilger vollziehen, wie gesagt wird, hier eine sonderbare Art von Opfer. Sie lassen sich nämlich, dicht am Stromesufer sitzend, ihre Häupter vollständig scheeren und sind sorgfältig bedacht, jedes Härlein der abgekratzten Scheitelzierde in den Strom gelangen zu lassen. Heilige Bücher versprechen ihnen dafür

* Das zweite a betont.

** Var ist Wasser.

angeblich, daß für jedes in das Wasser gefallene Hauptthaar dem Opfernden für eine Million Jahre Sitz im Paradiese gewährt sei, was einen Aufenthalt von recht erheblicher Dauer, die selbst einem Geologen genügen könnte, bedeutet. Bäder im heiligen Strome und gottesdienstliche Handlungen im Tempel folgen auf das Scheergeschäft. Das letztere mag für den leidenden Theil nicht ganz leicht auszuhalten sein, da der indische Barbier, ähnlich wie der früher erwähnte chinesische, wenig oder gar keine Seife, je nachdem, benutzt, wenn er mit seinem kleinen Messerchen seines Amtes waltet.

Wir stärkten uns in dem großen, recht europäisch aussehenden Wartesaal, in welchem neben dem großen Büffet auch die Glaskasten mit feil gehaltenen Reiseandenken nicht fehlten. Es waren Benares- und Moradabadwaaren von ziemlich geringer Qualität. Dscheddy hatte nach seiner Berichterstattung auch Urlaub erbeten, um sich sein Nachtmahl bereiten zu können. Für die reisenden Inder, deren wir nie einen im Wartesaal antrafen, sind auch in dieser Beziehung Vorkehrungen getroffen, die ganz gut zu sein scheinen. Unser Diener kochte sich, wie er mittheilte, zu Mittag und Abend seinen Reis und Fisch immer selbst. Rechtzeitig erschien er vor der Abfahrt mit einem von Sattigkeit wohlig glänzenden Gesichte. Bevor er uns erreichte, wurde er noch von einem Landsmann angeredet, und da wir ihn erwarteten, sahen und hörten wir hin. Auf einmal klang es aus Dscheddy's schwatzendem Munde: „Nanu!" mit einem so heimathlich klingenden Ausdruck des fragenden Staunens, daß wir alle drei unwillkürlich in ein gemeinsames Nanu? ausbrachen. Dscheddy, sagte ich zu ihm, als er gleich darauf herankam, Ihr sprecht ja das schönste Deutsch! Er sah mich mit offenem Munde zweifelnd an, den Witz zu verstehen suchend. Wie wäre es, Dscheddy, wenn wir euch mitnähmen nach Berlin? Herr Sp. gibt euch gleich eine hübsche Stelle. Ich auch, rief Herr St. Ach nein, Sahib, antwortete er, nicht

aus Indien fort!! Warum denn nicht, Dschebdy, entgegnete ich, ernst zu bleiben strebend. O, es ist zu kalt in Berlin im Winter; ich würde bald sterben! und er zog sein weißes dünnes Gewand in der Vorstellung von der tödtenden Kälte vor der Brust zusammen. Lächelnd stiegen wir ein; der Kleine sah noch schnell zum Rechten in unserem Wagen und entschlüpfte dann zu seinem Platz im nächsten. Bald fuhren wir in die durch den Regen angenehm gekühlte Nacht hinaus.

Dies kleine Impromptu hatte ich fast ganz vergessen, als ich daheim beim Suchen nach Anderem zu meinem Erstaunen ausfand, daß wir uns damals in Allahabad und auch einigemal später gar nicht verhört, sondern daß „nanu" wirklich ein indisches, obendrein ein Sanskritwort ist. Und was es bedeutet? Der drolligste Zufall von der Welt will, daß es ganz und gar dieselbe Bedeutung hat wie bei uns! Frage nach Ursache, Anrufung, Zustimmung, Tröstung, Zweifel, Vorwurf, Bitte, Bestätigung, kurz alles, was der Berliner je nach Betonung, Achselbewegung, Miene in das ausdrucksreichste seiner Wörter hineinlegt, bringt auch der Inder, und unter denselben mimischen Formen damit zum Ausdruck. Der Berliner kann viel; daß er aber auch Sanskrit kann, das haben seine Neider noch nicht gewußt.

Den kommenden Morgen gegen acht Uhr zeigte sich in der Ferne Agra mit Thürmen, Minareten, Kuppeln. Auf einer wahrhaft imposanten Gitterbrücke überrollte unser Zug den sich zu mächtiger Breite ausbuchtenden Dschumna; der Bahnhof war erreicht und bald kutschirten wir in einer Gari mit dem Handgepäck und der Menagerie dem mitten in der Stadt gelegenen Hotel zu.

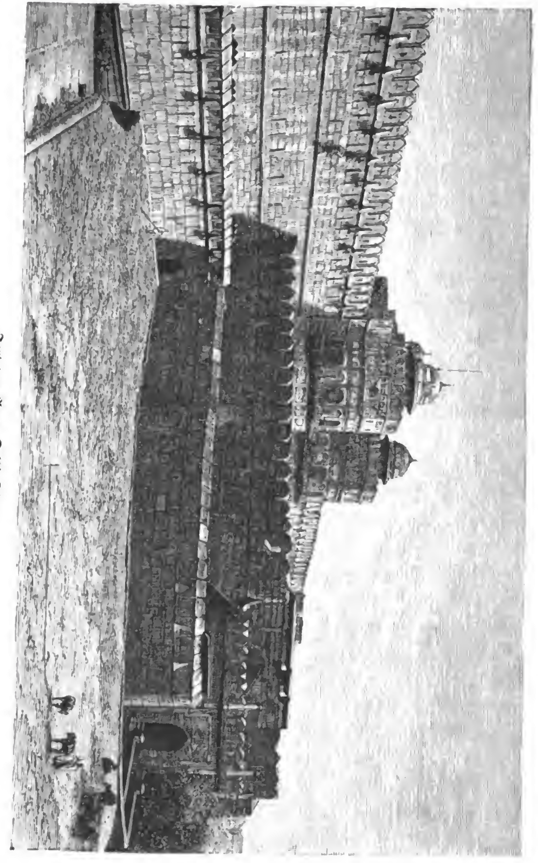
Der Komfort, den dasselbe bot, war nicht groß, aber ausreichend. Gleich neben dem auf den Eigangsraum folgenden Speisezimmer lagen die Schlafzimmer, statt durch Thüren nur durch Portièren, ziemlich schadhafte alte Teppiche, vom

Mittelraum abgetrennt. Die Betten, wie immer mit eisernem Gestell ausgerüstet, welches dem Ungeziefer keine Lockung gibt, sich einzunisten, waren sauber und gut gehalten. Nach Erfrischung durch Gußbad und Frühstück wurde die in dem Vorraum aufgestellte Arche gesäubert und aufgefrischt, ihre Bewohnerschaft geliebkost und gefüttert und wir konnten dann dazu übergehen, eine Exkursion in das berühmte Fort, den dereinst so hoch gehaltenen Wohnsitz des Großmoguls, in Szene zu setzen.

Wir haben bei uns so ziemlich vergessen, daß bis 1857 die Großmoguldynastie noch eine Art von Herrschaft, ein Scheinregiment, ausübte. Erst nach Niederschlagung des Aufstandes wurde Akbar II., dem die Aufständischen die Kaiserwürde wieder zuerkannt hatten, vollständig pensionirt. Er residirte damals in Delhi und soll noch heute dort von sehr bescheidenen Landeinkünften und einer kleinen Pension leben. Vor hundert Jahren betrugen die Einkünfte der Großmogulkrone zwischen 70 und 80 Millionen — nicht etwa Mark, sondern Pfund Sterling.* Ein bedeutender Theil der Einkünfte wurde auf Bauten verwendet, von denen die im Fort zu Agra zu den vorzüglichsten und reichsten gehören.

Da erhoben sie sich vor uns, als wir in einer Gari dahinrollten, die etwa 70 Fuß hohen Mauern des einst so gewaltigen Forts, rings mit Zinnen gekrönt, aus braunrothem Sandstein, mit jener das festgestemmte Stehen so gut ausdrückenden kleinen Neigung nach rückwärts, das Ganze auf einer sich vom Boden noch abhebenden Felserhebung stehend. Der Grundriß ein Halbkreis, etwa wie der von Köln, nur kleiner (der Umfang soll ungefähr 1/3 deutsche Meile betragen) den Durchmesser oder die gerade Kehlseite nach dem Flusse zu

* Von einer größeren Bevölkerung, die auf größerem Territorium wohnt, erhebt England jetzt jährlich 35 bis 40 Millionen Pfund.

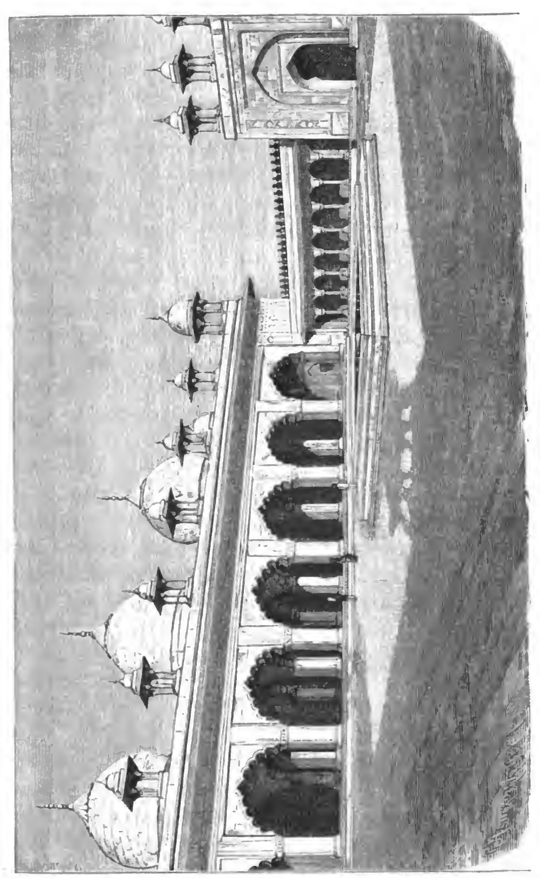


Fort von Agra, Delhi-Thor.

gekehrt, auf der Halbkreisseite mit vielen halbrund vorspringenden Thürmen oder vielmehr Bastionen versehen. Für nicht lange vergangene Zeiten war das Fort überaus fest, hat auch den Engländern während des Aufstandes als sicherer Standplatz gedient. Wir fuhren durch das in finsterer Festigkeit prächtige Delhithor ein, dessen Wache uns als Touristen unbehelligt einließ. Nach der Durchfahrt durch die inneren massiven Thorbefestigungen ging es einen in den Fels gehauenen Fahrweg hinauf, zuerst zu der ziemlich im Mittelpunkte des Forts liegenden Moschee, die den Namen der Moti-Muschid, d. i. Perl-Moschee, der Perle der islamitischen Tempel führt, den sich übrigens auch noch andere Moscheen angeeignet haben. Der Tempel scheint ganz außer Gebrauch, ist aber vollständig erhalten. Es ist eine überraschende Merkwürdigkeit so mancher indischer Prachtbauten, daß sie so vollständig oder nahe vollständig in ganzer Schönheit erhalten sind. Wenn wir in Aegypten, Syrien oder Spanien die alten Bauten der Moslim bewundern und sie schön, erhaben, großartig finden, so spielt unsere Phantasie dabei vielfach die Rolle des ausschmückenden Künstlers, des Leib- und Hoftapeziers unserer architektonischen Schaulust. Sie ersetzt den herabgefallenen Marmorputz, sie vergoldet das Verblaßte und verhüllt den Verfall; sie glättet die blasig blatterigen Quader, welche die rissigen Wände bedecken, sie breitet Teppiche über den knüppeldammartigen Boden — und ach, in der Erinnerung, da nimmt sie ihres Amtes erst recht wahr und steigert die Effekte bis zu dichterischem Schwung, der den Lebensodem hineinzaubert in das längst Gestorbene. Nichts von alledem, oder doch nur sehr wenig, wollen wir sagen, fällt dieser hülfreichen Reisebegleiterin zu in Agra, wo wenigstens an zahlreichen Stellen die erst so kurz vergangene Wirklichkeit noch zu pulsiren scheint, ja uns so nahe tritt, daß auch selbst ihre Mängel uns nicht entgehen.

Ein schwerbeschlagenes rasselndes Thor wird von dem

eiligst durch Dschedddy geholten Pförtner der Perl-Moschee geöffnet; wir treten durch die tiefe Thorwölbung in den Hof und befinden uns gegenüber der mit drei Kuppeln überdachten marmornen Moschee. Vor ihr breitet sich der Hof aus, der 140 Fuß oder so ins Geviert mißt, mitten darin ein viereckiges Wasserbecken, welches Dame Phantasie gern füllen möchte, aber auch könnte, denn die Wasserleitung ist vorhanden, nur durch Hähne abgestellt. Der ganze Hof ist mit quadratischen Marmorplatten belegt. Der Fußboden der Moschee selbst liegt um einige Stufen höher als der Hof. Sie ist eine vorn offene Halle, deren persische Spitzbogen mit wiederum durch kleine Bogen eingefaßtem Profil auf reich bekrönten Pfeilern ruhen. Letztere theilen der Quere nach die Halle in drei Schiffe, während dieselbe in der anderen Richtung wiederum in drei ungefähr gleiche Theile zerfällt. Der mittlere, von der größten der drei Zwiebelkuppeln überdeckte Raum hat an der Rückwand eine tiefe weite Nische, in welcher die schlichte Kanzel für den Gebetvorleser steht. Eine gewisse Künstlichkeit macht sich darin geltend, daß die Kanzeltreppe, die meines Erinnerns sechs Stufen hoch ist, aus einem Block Marmor gearbeitet, aber so gestaltet ist, als sei sie aus hölzernen Stufen und Auftritten zusammen gezimmert. Der Boden der Halle ist eigenthümlich mit buntem Marmor eingelegt, in der Weise, daß für jeden Beter ein Gebetteppich in Marmormosaik in den Boden eingelegt ist. So sind 600 Beterplätze abgetheilt, jeder mit der in eine Spitze auslaufenden Dekoration, der sogenannten Kibla, versehen, die nach Mekka weist. Die drei inneren Kuppeln, welche unterhalb der äußeren den Raum überdecken, zeigen an den Bogenansätzen Pflanzenornamente. Ein eigenthümliches Motiv des letzteren fiel mir besonders auf; es besteht darin, daß in den Zwickeln in flacher Reliefdarstellung Urnen oder schlanke Vasen angebracht sind, aus welchen das dekorirende Rankenwerk emporwächst. Augenscheinlich ein persischer Stil-



Agra, Perl-Moschee.

gedanke, in welchem trotz der hohen Durchbildung die Naturalistik noch deutlich nachklingt. An den beiden schmalen Enden der Halle sind für die Frauen Räume angebracht, durch marmorne, äußerst ziervolle Gitter wie durch Marmorschleier von dem Hauptraume geschieden. Die blendende Schönheit des wundervollen weißen Marmors erzielt bei der einfachen Großheit der Raumanlage einen überaus edlen Eindruck des Ganzen. Zögernden Fußes verließen wir den stillen Moscheehof, dessen Thor sich knarrend wieder hinter uns schloß.

Bald aber wurden wir beim Weiterschreiten durch neue Schönheiten aus unserem Nachhängen gerissen. Vor uns in der Halbtiefe breitete sich der Lustgarten und große Hof vor den ehemaligen Staatsgebäuden des Forts aus, und zugleich zeigten und gestikulirten unsere lebhaften Führer hinaus nach Osten mit dem Rufe voll Entzücken und Stolz: „die Tadsch! die Tadsch!", als ob sie dieselbe nach langem Sehnen zum ersten mal wieder erblickten. Dort sah man ja auch über die Marmorbauten des Vordergrundes hinweg, eine Viertelmeile stromabwärts ganz außerhalb der Stadt die schimmernden Marmorkuppeln und Minarete des Tadsch-Palastes sich aus dem dunklen Grün seiner Gartenumgebung abheben, ein Wunderbau, einem Traumgebilde gleich, von dem man fürchtete, es möchte jeden Augenblick in der Luft zerrinnen wie Nebel. Doch wir werden es ja später in der Nähe besichtigen. Vorerst nun hinab nach dem Marmorhof. Eine Abbildung dieses letzteren, rechts im Hintergrund die Tadsch, ist diesem Buch am Schlusse angefügt.

Wir betraten, in den großen Hof gelangt, zuerst die an der östlichen Seite belegene mächtige Pfeilerhalle, den ehemaligen Diwan-i-amm, d. i. öffentliche Gerichtshalle der Großmoguldynasten. Die Pfeiler und Wände waren mit leichtem Relief dekorirt, übrigens wenig Wand übrig gelassen, denn die Rückwand hatte drei tiefe kabinetartige Nischen mit marmorver-

gitterten Fenstern nach der Stromseite zu. In diesen Nischen sollen drei marmorne Prachtsessel gestanden haben, die jetzt in einem Museum sein sollen. Hier hielt der berühmteste der Großmoguln, Akbar, öffentliche Gerichtssitzung. So sagt man. Indessen war die jetzige Halle damals noch nicht erbaut, oder eine ältere stand wohl genau an derselben Stelle. Die 180 Fuß breite und 60 Fuß tiefe jetzige Halle ist unter dem schon genannten Aurangzeyb im 17. Jahrhundert erbaut, während Akbar's glänzende Regierung fast ganz ins 16. Jahrhundert fällt (1556—1605). Von Akbar* haben die Inder des Nordwestens eine sehr rege und verehrungsvolle Erinnerung auf die heutige Zeit übertragen. Er war duldsam und unterrichtet, hatte mehrere Europäer ins Land gerufen, darunter auch den Missionär Franziskus Xaverius.

Interessant war die vor der Halle sich ausbreitende Marmorterrasse mit ihrem gegen 100 Fuß langen und etwa halb so breiten Wasserbecken, dessen Marmoreinfassung mir besonders auffiel. Dieselbe zeigte sich nämlich senkrecht profilirt, und zwar mit einem Wellenornament, welches dem griechischen, der sogenannten lesbischen Welle, sehr nahe kommt. Eine Marmorschranke von hübscher durchbrochener Arbeit schloß die Terrasse gegen den Blumengarten hin ab, welcher sich weit vor ihr ausbreitete (der ganze Hof hat 570 auf 300 Fuß). In vergangenen Zeiten war der Blumenhof Turnierplatz, auf welchem sich die moslemitischen, indischen und tartarischen Kämpen im „Gestech“ tummelten; ringsum waren zellenartige Bauten, in welchen sie kampirten. Der jetzige, herrlich in Blüthenpracht vor uns liegende Garten soll Aurangzeyb's Schöpfung sein. Streng geometrische Eintheilung, welche dem architektonischen Stil des Platzes entspricht, zeigte sich festgehalten, sogar bis auf die

* Das Wort bedeutet „der Große“; der eigentliche Name des Fürsten war Dschelal Eddin Mahmud.

Rabatteneintheilung, welche durch hochgerundete Marmorbänder bewirkt war. In der Mitte des Blumenhofs war wieder ein strahlend weißer Marmorplatz frei gelassen mit einem Wasserbecken als Mittelpunkt, auch an diesem wieder in den Ecken das Wellenornament. Ein kühlender Regen hatte den Garten wunderbar erfrischt und die Becken fast ganz mit Wasser gefüllt; alles sah so jugendfrisch aus, daß nur mit halber Gewalt die hundertfünfzig Jahre Geschichte des Ganzen mit dem Anblick zu verschmelzen waren.

Man führte uns nun weiter nach der Flußseite hin zu einer zweiten Gerichtshalle, Diwan-i-khass, Privat-Diwan, genannt.* In diesem wurden Gerichtssitzungen von mehr privatem Charakter, die Familie des Herrschers, den Hof, die Großen des Reichs betreffend, abgehalten. Die Stelle ist kleiner als die vorige, aber ebenfalls reich ausgeführt. Statt der Pfeiler sind Säulen als Stützen angewandt, an der Front doppelte, im Innern einfache; persische ausgebogte Gurtbogen in weißem Marmor schwingen sich leicht von Stütze zu Stütze, als ob die Schwere kaum existirte. Die Säulen sind in sofern sehr merk-

* Amm (arabisch) heißt öffentlich, populär, auch plebejisch, gemein, im Gegensatz zu khass (khass), was edel, nobel, hoch, ausgezeichnet, rein, ungemischt, dann auch privat, eigen, gesondert bezeichnet. Khass-o-'amm z. B. ist „hoch und niedrig", khass-adschir ein Hausdiener, khass-navis ein Privatsekretär u. s. w. Es ist auffallend zu sehen, wie Reisebeschreibungen die beiden Ausdrücke durcheinanderwerfen, khass für amm und amm für khass setzen, gelegentlich sogar eine Stelle wie die besprochene amm-khass nennen, was völlig widersinnig ist. Den unbefangenen Reisenden verwirrt solches natürlich sehr. So viel Achtung, scheint mir, dürften doch die schnellfertigen Beschreiber vor dem großartigen Besitz haben, den das Geschick, oder ihr Geschick der englischen Nation in den Schoß hat fallen lassen, daß sie, den ernsten englischen Forschern folgend, doch den Dingen ihren richtigen, so bedeutungsvollen Namen ließen. Ein richtig verstandener Name schildert doch oft mehr, als eine Beschreibung.



würdig, als sie den Holzstil nur leicht verschleiert in sich tragen. Sie sind nämlich zwölfkantig und von unten bis oben gleich dick gehalten, die zwölf Flächen zugleich an den Kanten mit Rundstäbchen aus schwarzem Marmor besäumt. Schwarze Marmorbänder und Leisten bilden überhaupt ein wesentliches Verzierungselement im Diwan-i-khaß. In der Rückwand der Halle befindet sich in etwa Mannshöhe über dem Boden eine tiefe dreibogige Nische, in welcher, entrückt von der Bodenfläche, wieder drei reiche Marmorsessel ihre Aufstellung haben. Gerade vor der Nische aber, auf dem Boden stehend, befindet sich eine einfache niedrige Steinbank, deren breite Platte, wie es scheint, aus schwarzem Marmor besteht. Ein Riß zieht sich schief hindurch. Er sei entstanden, erzählt der Führer, als bei der Eroberung Agra's durch die Mahratten der Radscha von Bhurtpur den Sitz durch Niederlassen darauf profanirt habe. Die Platte sei da gerissen und an zwei Stellen sei Blut daraus hervorgeschossen. Dieses Blutwunder sei ein zweitesmal noch eingetreten, nämlich als Lord Ellenborough, der Generalgouverneur von Indien, den Thron eingenommen. Der Führer zeigte uns zwei rothe, nierenförmige Einsprengungen in dem Stein als die unverlöschlichen Blutflecke.

Auf diesem, von den Führern mit zurückweichendem Respekt behandelten Stein soll Akbar seinen Sitz genommen haben, wenn er seine Schiedssprüche zu ertheilen, seinem Staatsrath vorzusitzen, Gesandte zu empfangen hatte. Auf Teppichen am Boden, nahe bei dem Steinsitz, wohl auch auf Pfühlen, mögen die versammelten Geladenen, nach Rang und Würden geordnet, gesessen haben, den Worten des aufgeklärten Despoten zu lauschen, welcher bestrebt war, indische Religion und Islam zu verschmelzen, auch christlichen Ideen sein Herz unverschlossen zu halten. Sein kühner Geist ließ sich durch die Imams nicht einschüchtern, wurde aber in seinen letzten Jahren durch Kummer, den Söhne und Enkel bereiteten, erschüttert; auf seinem Sterbe-

lager war er wieder „treu dem Glauben“ und schied so dahin. Anderwärts kommt Aehnliches ja auch vor — —

Gleich außerhalb vor dem Diwan-i-khaß ist ein weiß und schwarz gewürfelter oder richtiger „geschachter“ Steinboden in den Hof gelegt. Breite Sitzplätze laufen an drei Seiten entlang. Man nennt das ganze das Patschisi-Brett, und behauptet, die Sultane hätten dort Patschisi mit lebenden Figuren gespielt, wie ja auch noch heute einzelne Große in Indien Lebend-Schach spielen. Patschisi heißt Fünfundzwanzig. Das Spiel soll unserem Puff oder Triktak ähnlich sein. Die schwarz und weißen Platten schienen viel zu klein, als daß eine Person gut darauf stehen könne; auch eine für das Spiel geeignete Feldereintheilung war zu vermissen. Ich gewann den Eindruck, als handele es sich einfach um einen gepflasterten hübschen Spielplatz, aus dem die Sucht nach Sonderbarem ein „Spielbrett“ gemacht.

Höfe und Pavillons verschiedener Zeitalter reihten sich an. Ein prächtiger Hof, 235 auf 170′ messend, heißt der Anguri-Bagh, d. i. Trauben-Garten oder Reben-Garten. Jetzt sind keine Rebenlaubgänge mehr darin. An drei Seiten sind Zimmerfluchten, für die Haremdamen bestimmt gewesen, die vierte, nach dem Fluß zu, gewährt von einem Belvedere aus einen Blick auf die schöne Landschaft. Die Großmoguln sahen von dort den Wettfahrten ihrer Yachten auf dem Dschumna oder den Elephantenkämpfen auf einem Platz am jenseitigen Ufer zu. Die Rebengänge des Anguri-Bagh scheinen die Phantasie übrigens beschäftigt zu haben; denn der Sohn von Akbars Nachfolger Dschuhangir, Schah Dschahan, wollte seiner Prachtliebe dadurch Genüge thun, daß er auf einer Gallerie an der Stromseite an einem goldenen Gitter Trauben in Edelsteinen nachahmen lassen wollte; Rubinen sollten die reifen, Smaragde die noch grünen Beeren vorstellen. Der Kostenanschlag, den ihm sein Hofkünstler, der unter seinen Schutz ge-

flohene Austin von Bordeaux, vorlegte, schien ihm indessen doch zu hoch, so daß der Plan vertagt wurde.

Ein besonderes Zugstück versprach man uns jetzt noch zu zeigen. Wir hatten hinabzusteigen zu dem halbunterirdischen Schisch-Mahal, zu deutsch Spiegel-Palast. Es ist ein in den kühlen Unterbauten angelegtes Bad von luxuriöser Ausstattung. Ungefähr in der Mitte ist ein Badebassin mit Springstrahl angebracht; wiederum das Wellenprofil in der Einfassung zeigend. An drei Wänden befindet sich der Spiegelschmuck. Derselbe ist höchst eigenthümlich, indem nämlich in die Marmorwände in regelmäßiger Vertheilung kleine Nischen eingebaut sind, deren Rückwände von Glasspiegeln gebildet werden. Die Nischen sind etwa fußhoch und zwei Drittel so breit, mit kleinen persischen Bogen überspannt. Ueber den Nischen sind Wasserkanäle angebracht, aus welchen in der großmogulischen Zeit kleine Wasserfälle, Wasserschleier, in anmuthig variirten Formen niederflossen, wenn das Bad gebraucht wurde. In die Spiegelnischen seien, wie man mittheilte, bunte Laternen gesetzt worden, deren Schein und Widerschein durch die niederrauschenden Schleier strahlte. Die Wasserfällchen selber fielen in eigenthümlich gestaltete Becken und Behälter, so gestaltet, daß kleine Wirbelströme entstehen mußten, welche die kühle Fluth belebten. Die Wirkung des Ganzen muß eine magische gewesen sein.

Weiter schreitend hinauf zu den Frauengemächern und Belvederen bot sich uns zunehmende Pracht in der Architektur, hie und da zerstört, an einer Stelle durch eine Bombe zerschmettert, aber reich mit jener nach der Stadt Agra benannten herrlichen Steinmosaik dekorirt. In die weiße Marmorfläche sind prächtige Ornamente, wesentlich der Pflanzenwelt entnommen, eingelassen. Blumenranken steigen in feiner Stilisirung an den Steinpannelen empor, gebildet aus eingelegten Halbedelsteinen, als Achaten, Karneolen, Jaspiden, Lapis Lazuli, Blutstein,

hin und wieder auch Bergkrystall innerhalb farbiger Umgebung aus den genannten Steinarten. Die zwölfkantigen Säulenpfeiler des Diwan-i-khaß fanden sich hier auch, aber ganz mit Steinmosaik bedeckt, welches die schmalen Leisten hinaufläuft, die Sockel und Kapitäle belebt, die darüber liegenden Konsolen und Architrave prächtig schmückt. Die Umsetzung des Holzstils in Marmor ist überall, je leichter das Bauwerk wirken soll, um so mehr, der Grundtypus. Sie bezeichnet gleichsam das Begrenzte des pathanisch-persischen Stils. Dennoch ist das Ganze so reizvoll, daß man diese Station des Baustilgedankens, der gleichzeitig bis zur edelsten Dekoration, edler als die obige barbarische mit den Trauben aus Rubinen, vorgedrungen ist, um keinen Preis entbehren möchte.

Vorüber noch ging es jetzt an einem der ältesten Gebäude des Forts, in rothem Sandstein ganz ohne Bogen ausgeführt, aber reich ornamentirt, auf welchen oben man uns die Cisternen zeigen wollte, durch die die springenden Wasserkünste gespeist wurden. Das Wasser wurde aus dem Dschumna mittelst Hebewerken emporgeschafft. Ein steil zum Fluß hinabführender gewölbter Gang, an welchem wir vorüberkamen, hatte wahrscheinlich zur Aufnahme eines der Hebewerke gedient.

Nicht wenig ermüdet gelangten wir spät am Nachmittag in unser Hotel zurück.

Die große, nicht uninteressante Moschee von Agra mußten wir wegen Zeitmangels unbesichtigt lassen, mit wahrem Leidwesen aber die zwei Meilen von der Stadt entfernte herrliche Nekropole Futtihpur Sikri, von der das Reisebuch noch Wunder versprach, um die Muße zu behalten, Agra's berühmtestes Bauwerk, die „Tadsch"*, besuchen zu können. Dieses Bauwerk, in der Kürze Tadsch, etwas ausführlicher Tadsch-Mahal

* Das a lang, das dsch weich gesprochen.

genannt, ist die von dem Großmogul Schah Dschahan seiner Lieblingsfrau errichtete Grabkirche, begonnen 1630 und beendigt nach den Einen 17, nach Anderen 22 Jahre später. Die von ihrem Gemahl schwärmerisch geliebte Sultanin, welche von wunderbarer Schönheit gewesen sein soll und bei der Geburt ihres siebenten Kindes starb, hieß eigentlich die Begum (Königin) Ardschmand Banu, zu deutsch etwa die gesegnete oder geliebte Dame. Als Frau wurde sie dann Mumtadsch-i-Mahal, d. i. die Hochberühmte, Auserwählte, Erhöhte des Palastes, auch Mumtadsch Bibi, d. i. die hochberühmte Frau, genannt. Aus Mumtadsch-Mahal, dem Namen ihres Mausoleums, sei dann allmählich durch Abkürzung Tadsch-Mahal und endlich Tadsch geworden. So wird auf geschichtlichen und Chronikunterlagen kombinirt und gedeutet. Vielleicht hat man auch in Betracht zu ziehen, daß das Wort Tadsch an sich auch einen Sinn hat, nämlich Krone, Diadem bedeutet, so daß Tadsch Mahal auch die Krone der Paläste heißen kann; der Name muß somit in diesem oder jenem Sinne dem phantasiereichen indischen Volke zusagen. In der That ist das Gebäude so edel in der Anlage und so hochvollendet in der Ausführung, daß es einen gewissen Anspruch auf den letzten Namen geltend machen kann.

Hoch wird die Tadsch in Agra geehrt. Die Engländer wissen es zu rühmen, wie die Eingeborenen, wenn sie an Feiertagen die Tadsch in Zügen besuchen, keinen Schritt von den Wegen abgehen, keine Blume aus dem schön gepflegten, herrlichen Garten brechen, ohne daß irgendwie Warnungstafeln oder Wächter erforderlich wären.

Also zur Tadsch fuhren wir am andern Tage hin. Wir rollten eine schöne gut gehaltene Straße entlang, die sich aus der Stadt herauswand. An einem größeren dreieckigen Platz geriethen wir in Meinungsverschiedenheit wegen der Einfassung des Platzes, den eine Balustrade aus braunem Sand-

stein mit Füllungen mit fein durchbrochenem Gitterwerk umschloß. Die Motive des sauber und scharf ausgeführten Netzwerks waren orientalisch mit Hinneigung nach dem Gothischen, verriethen also ein neueres Datum. Ich hielt die Füllungen für aus Gußeisen hergestellt. Behufs Lösung der Streitfrage stiegen wir aus. Meine Begleiter behielten Recht: das Ganze war aus braunem feinkörnigem Sandstein in außerordentlich geschickter Technik gearbeitet, Erzeugnisse einer besonderen Agraer Industrie. Wie die meisten größeren Städte Indiens eine oder mehrere besonders gepflegte Industrien haben, so besitzt auch Agra zwei Kunstindustrien, in denen es unerreicht dasteht. Die eine ist die des Steinfiligrans, um nur für den Augenblick es so zu nennen, die Dschali-gari, auf deutsch Netzwerkkunst, deren Erzeugnisse wir auch schon in der Perl-Moschee bewundert hatten. Man begreift darunter diese seltsam einseitige Steintechnik, fein durchbrochene Gitterwerke in Marmor und Sandstein herzustellen; unter der englischen Herrschaft war das vorhin erwähnte, viele Hunderte von Fußen lange Steingitter den Netzwerksteinhauern bestellt worden, die ein wahres Meisterwerk so an die offene Straße gestellt haben. Die zweite der erwähnten Kunstindustrien ist die schon früher genannte Agra-Mosaik, die man in Agra Munabbat-gari oder -kari nennt und die wir uns später noch genauer ansahen.

Die Straße zog sich außerhalb der Stadt zwischen Ruinen von Landhäusern hin, in denen einst die Großen Akbars königliche Pracht entfaltet hatten; die Chaussee war im Jahre 1838 zur Zeit einer großen Hungersnoth gebaut worden, um den Nothleidenden Beschäftigung zu geben. Das erwähnte Netzwerkgitter mochte wohl auch damals entstanden sein. Bald erreichten wir die Eingangshalle der Tadsch-Anlage, ein mächtiges Thorgebäude, in der Mitte einen weiten persischen Spitzbogen von gegen 80 Fuß lichter Höhe, der in ein großes Rechteck eingeschnitten war, darbietend, oben darüber eine offene Gallerie

auf Zwergsäulchen, mit weißen Marmorkuppelchen überdeckt. Die Hauptmasse des von vier Eckthürmen flankirten Thorbaues war in rothem Sandstein ausgeführt, große Füllungen aber mit weißem Marmor getäfelt und dieser aufs reichste mit der vorhin genannten Steinmosaik ausgelegt. Man lernte verstehen, woher die (nicht ganz bestimmt erklärte) Bezeichnung Munabbat-gari herkommt. Das arabische Wort läßt sich etwa verdeutschen als wachsendes Werk, sprießendes Werk; es könnte den Motiven der musivischen Arbeit entnommen sein, indem diese überall Rankenwerk, aufsteigende Pflanzenornamente, reich in Nebenranken und Blüthen ausschwingend, darstellen. Im Innern zeigte sich die Thornische zweistöckig und theilte sich in drei wiederum mit persischen Spitzbogen überspannte Durchgänge, die ebenfalls mit Munabbat-Werk ziervoll überrankt waren.

Ehe wir eintraten, wurden wir noch aufgefordert, den Blick zurückzuwenden auf ein mächtiges Gebäude, welches dem Thorbau gegenüberlag, in der That aber zur Tadsch-Anlage gehört. Es ist eine große Karavanserai, Säulenhallen, die einen viereckigen Hof einschließen, das Ganze so breit wie der Tadsch-Garten, nämlich nahe 1000 Fuß, und 400 Fuß tief. Wir wandten uns dann zum Mausoleum und durchwanderten die Eingangshalle, blieben aber, wie von Zauber gebannt, stehen, indem sich vor uns, am Ende eines langen geraden Weges, der im edelsten weißen Marmor errichtete Kuppelbau dem Anblicke darbot. Die Photographienhändler, die unter der kühlen Thorhalle ihre Stände hatten, offenbar die frappirende Wirkung dieses Anblickes kennend, kamen heran, die Bilder der sich bietenden Perspektive anzubieten. Jetzt schon die Erinnerung? Sollten wir doch erst den Eindruck selbst aufnehmen! Wir vertrösteten sie auf später. Die Bilder machten uns keinen Eindruck; es ist ja auch merkwürdig, wie kalt uns Bilder ungesehener Bauwerke oder Gegenden lassen, während

12*

sie diejenigen erwärmen und entzücken können, denen sie die Erinnerung an gesehenes Schöne wachrufen.

Fast wortlos, beherrscht von der unbeschreiblichen Feierlichkeit, die über dem Ganzen zu schweben schien, schritten wir die Stufen, die von der Thorhalle zu dem Marmorwege leiteten, hinab. Dieser letztere ist in zwei, etwa 7½ Fuß breite ebene Pfade getheilt, die zwischen sich ein etwa 25 Fuß in der Breite messendes Wasser mit Marmorgrund fassen, aus dem in langer Linie Springstrahlen aus bronzenen Mundstücken emporsteigen können. Leider spielten heute die Wasser nicht, doch war der Behälter mit krystallklarem Naß gefüllt. Zu beiden Seiten des Doppelweges stiegen die dunkeln Bäume eines herrlichen Parkes empor. Schlanke Cypressen erhoben sich wie Spitzsäulen zwischen den Kuppen der Banyanen und anderen Kinder des Tropenwaldes; Schlinggewächse verdeckten wie mit Vorhängen die Parktiefe, aus deren geheimnißvollem Dickicht sich hie und da Wege, mit feinem weißen Kies bestreut, dem Marmorpfade näherten und sich wieder hinwegzogen; einzelne Baumkuppen ragten hier und dort hoch hervor mit goldgelben oder tiefrothen Blüthen; schlanke Palmen erhoben sich über sie hinaus; Bambusbüsche stiegen wie Girandolen mit ihren vor dem leichten Windhauch spielenden grünen Schößen, hier über breitblättrigem, dort über krausem verschlungenem Untergebüsch empor. Vogelschlag erklang hinüber und herüber; es mochte wohl der Gesang des Kokilas, Indiens Nachtigall,* sein; köstlicher Blumenduft wehte über dem von

* Poetisch gemeint. Der Kokila ist der indische Kukuk, gehört aber, wenn ich nicht irre, einer ganz anderen Spezies an, hat auch nicht den Ruf des unserigen, sondern singt der Amsel ähnlich. In anderer Beziehung ist sein Ruf, sein Leumund nämlich, in merkmürdiger Uebereinstimmung mit dem des unserigen. Auch ihm wird nachgesagt, er lege seine Eier in anderer Vögel Nester. Sollte nicht in beiden Fällen bloße Volkssage vorliegen? Die indische ist

einem erfrischenden Augustregen noch feuchten Marmorstieg, den wir dahinschritten zum Grabmal der schönen Königin. Genau in der Mitte der Längserstreckung des Marmorweges hob sich aus demselben mit Stufen ein die gegen 1300 Fuß lange Linie unterbrechender Aufbau mit Treppen empor, alles in weißem Marmor, ein Wasserbecken mit Springstrahlen umschließend. Jenseits zog der Weg wieder weiter bis nahe zum Dom hin.

Der verstorbene Semper hat einmal in einem weniger gekannten kleinen Werkchen dargelegt, daß das reine Bauwerk als Ganzes, um zur vollen Wirkung gebracht werden zu können, vier wesentliche Theile besitzen müsse. Er nennt sie in seiner, die Begriffe verdichtenden Ausdrucksweise die vier Elemente der Baukunst. Sie seien: der Erdaufwurf, der Unterbau oder Sockel, das eigentliche raumumschließende Gebilde und die Ueberdeckung. Wer die Tadsch besucht, vor dem tritt Sempers Programm ins Leben. Der tiefe Garten mit seiner reich durchgebildeten, mit Galerien bekrönten, mit Eckthürmen abgeschlossenen Umfassungsmauer ist nur der Vorplatz zu dem Bauwerk, an dessen erstem Elemente, dem Erdaufwurf Sempers, wir nun angekommen sind; es ist die das Ganze tragende Tschabutra oder Tschabutara, eine flache Terrasse aus rothem Sandstein, die sich vom Gartenwege um 4½ Fuß erhebt, nicht weniger als 960 Fuß breit und 329 Fuß tief. Mitten auf ihr erhebt sich der Sockel 18 Fuß hoch, in blendend weißem Marmor aufgeführt, 313 Fuß ins Geviert messend, an jeder Ecke von einem schlanken dreistöckigen Minar flankirt, der oben einen Säulenpavillon trägt. Auf diesem Sockel erhebt sich sodann der eigentliche Dom, ein Oktogon, oder richtiger ein Geviertbau mit abgestumpften Ecken, 186 Fuß im Durchmesser haltend. Bedeckt ist er von einer Mittelkuppel und vier über

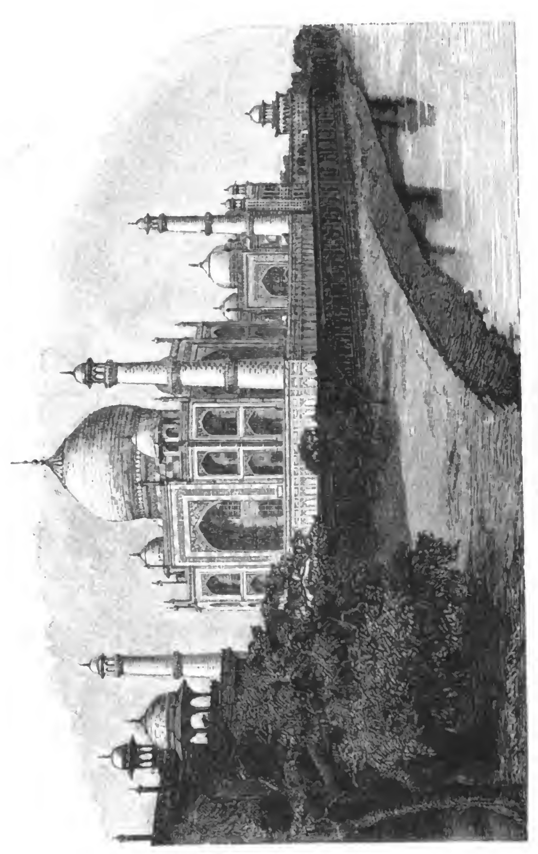
jedenfalls sehr alt, indem sie u. a. in dem schon berührten Schauspiel von Kalidasa, Urvaßi, (Akt IV) auch in der Sakuntala und noch anderwärts Erwähnung findet.

Eck stehenden Seitenkuppeln; 243½ Fuß über dem Gartenwege blitzte die goldschimmernde Spitze der Mittelkuppel in den Strahlen der die Wolken durchbrechenden Sonne.

Die Terrasse stößt an den Dschumna. Die hier beigefügte Abbildung gibt eine Ansicht der Tadsch vom Flusse her. Nur schwach freilich vermag der Stichel wiederzugeben, was in diesem Falle das Lichtbild aufzufassen vermocht hat. Links trägt die Terrasse eine dreikuppelige Moschee (im Bilde zur Rechten) deren Hallen nach dem Dom hin geöffnet sind; ihr gegenüber auf dem rechten Flügel der Terrasse liegt eine offene Halle, die Dschawab, d. i. Antwort, genannt, offenbar nur der Symmetrie wegen hingestellt, ein Versammlungsort für die Besucher, von den Engländern mit Vorliebe als — Picknickplatz benutzt. Zwischen den Seitenhallen und der Domterrasse ist wieder jedesmal ein Springbrunnenbecken für fünf plätschernde Strahlen angebracht.

Wir stiegen die breite, zweiflügelige Treppe zu dem Sockel hinan. Der Grabdom ist sehr einfach und nach den vier Himmelsgegenden symmetrisch angelegt. In der Mitte immer ein hoher Eingang, mit persischem Bogen überspannt, daneben und auf den Ecken ist der Bau zweistöckig, mit tiefen, von persischen Bogen überdeckten Nischen mit Netzwerkfenstern im Hintergrunde. Reicher Mosaikschmuck ist in den Flächen, namentlich in den Zwickeln der Bogen angewandt, ein kostbares Rankenwerk, welches die Bogen umwebt und dem Ganzen eine wunderbare Leichtigkeit giebt, heute so farbenfrisch wie vor drittehalb Jahrhundert, wo kunstgeübte Hände es einlegten.

Wir traten ein, alsbald von den Wächtern empfangen, welche die ziemlich hohe Besuchtaxe in Empfang nahmen und uns ins Innere führten, zunächst bis in den Mittelraum, ein prächtig gegliedertes Oktogon, dem an acht Seiten durch das Marmornetzwerk der Thüren und Fenster ein mildes Licht zugeführt wird. In der Mitte des 70 Fuß weiten und 120



Agra, Tadsch-Mahal.

Fuß hohen Kuppelraumes zeigte sich eine wiederum in köstlichem Marmornetzwerk ausgeführte achtseitige Schranke, aus dem glänzenden weißen Marmor geschnitten, als ob es der mit dem Messer bearbeitbare Alabaster wäre. Man führte uns hinein. Da standen zwei Sarkophage, einer genau in der Mitte; es war der der Königin, daneben ein etwas größerer, der ihres Gemahls, des Erbauers des Mausoleums, Schah Dschahan. Beide waren sehr einfach gestaltete Grabkisten auf reichen, fein gegliederten Sockeln stehend, aber alle Flächen und Bauglieder reich ornamentirt mit der herrlichsten Mosaik aus den Halbedelsteinen, die ich schon öfter genannt. Hier hatte man nun Gelegenheit, sie ganz genau sehen zu können, auch in mangelhaften Stellen, da besonders, wo moderne Ergänzungen stattgefunden hatten. Zur Zeit des Aufstandes waren nämlich Sipahis eingedrungen und hatten mit ihren Bayonetten, da sie die Bergkrystalle für Diamanten hielten, mehrere der prächtigsten Blumengebilde ausgestochert. Auf Anordnung des Prinzen von Wales, dem Agra für Vieles an schätzbaren Restaurationen großen Dank schuldet, sind die von Grabfrevlern beschädigten Ornamente wieder hergestellt worden. Es war auffallend genug, daß die Restaurationen, obwohl die Munabbat-Technik noch heute in Agra blüht, ganz bedeutend schlechter ausgefallen sind, als die alten Theile. Manche Mängel schienen übrigens darin zu liegen, daß die Verwüster den Marmorgrund, in welchen die Steine eingelassen waren, stark beschädigt hatten, so daß die Konturen nicht mehr fein herzustellen waren.

Am Schluß des Buches ist ein (verkleinertes) Faksimile einer farbigen indischen Handzeichnung, einen der Sarkophage darstellend, angefügt. Die Ornamentik ist sehr viel reicher, als der kunstfertige Hindu uns glauben machen könnte; seine Naivität ist aber an sich schon interessant. Auch seine Verstöße gegen die Perspektive sind belassen worden.

Ueber die Agra-Mosaik geht eine archäologische oder kunstgewerbliche Sage, diejenige nämlich, daß die Großmoguln Italiäner nach Indien gerufen, und daß diese die Florentiner Pietradura-Mosaik bei der Ornamentirung der Tadsch angewandt und sie auf diese Weise in Indien eingeführt hätten. Ich kam ebenfalls mit einem Stück dieser vorgefaßten Meinung nach Agra, gewann aber bald die Ueberzeugung, daß hier ein Irrthum vorliegt. Zunächst ist nicht die Spur über die Heranziehung von Italiänern nachgewiesen, und man kennt die Baugeschichte der Tadsch jetzt recht gut. Die einzige Anknüpfung liegt bei dem oben erwähnten Austin von Bordeaux, in dessen Heimath aber die Technik nie geblüht, und von dem auch Niemand nachgewiesen, daß er es gewesen. der die Kunst eingeführt habe. Obendrein aber ist die Agra-Mosaik von der florentinischen grundverschieden in Form und Ausführungsweise.* Die Pietradura-Mosaik von Florenz wird bekanntlich so hergestellt, daß die harten Steine von der Rückseite der Grundplatte in diese eingesetzt und darauf die letztere mit einer anderen Platte, meistens Schiefer, hinterlegt und zwar verkittet wird.** Die Einlegesteine sind unten in der Tiefe beträchtlich breiter als da, wo sie an die Oberfläche treten. In Agra dagegen wird in den vollen massiven Steinblock von der Oberfläche her die Vertiefung eingeschnitten, in welche die dünne, aus dem Halbedelstein gesägte Platte eingepaßt und schließlich eingekittet wird. Das Einlegeplättchen muß deshalb in ganz anderer Art sorgfältig profilirt werden, um genau in die Vertiefung zu passen. Die sagenhaften herübergekommenen

* Muster sind in unserem Kunstgewerbemuseum zu finden.

** Die italiänische Ausstellung im Centralhotel in Berlin gab Gelegenheit, dies an Tischplatten sehen zu können; auch die so sehr verbreiteten Schmucksachen in Pietradura-Mosaik zeigen deutlich die Schieferplatte auf der Unterseite der mit den hübschen Blumenornamenten verzierten Tafel.

Italiäner hätten somit nicht ihre eigene Mosaik herübergebracht, sondern an Ort und Stelle eine neue erfunden und sie auf Zeichnungen, die ebenfalls ihnen fremd waren, angewandt, ein Aufbau von Voraussetzungen, der zu gebrechlich ist, um aufrecht erhalten werden zu können. Daß die Technik an sich altindisch ist, ersieht man auch aus der Sakuntala, wo eine mit Edelsteinen besetzte marmorne Gartenbank vorkommt, auch aus der „Ratnavali", wo eine Bank aus Smaragd — offenbar mit Smaragd besetzt — zu der Ausstattung einer Szene im königlichen Garten gehört. Man wird also die italiänische Sage gänzlich streichen müssen.*

* Aus einem persischen Manuskript hat man die folgenden interessanten Einzelheiten über den Bau entnommen. „Das glanzvolle Grabmal von Ardschmand Banu Begum, dessen Name Mumtadsch-Mahal war, wurde aufgerichtet im Jahre 1040 der Hedschra (1630—31 n. Chr.) . . . Von den Werkleuten, welche aus verschiedenen Ländern herangezogen waren, um bei dem Bau zu helfen, war oberster Meister Isa Muhammed; sein Gehalt betrug 1000 Rupien den Monat; der Illuminator (Farbenkünstler?) Amarnund Khan, ein Einwohner von Schiras, bezog ebenfalls 1000 Rupien monatlich, der Meister der Maurer, Mohammed Hanif aus Bagdad, desgleichen monatlich 1000 Rupien. (Auch hier kein Wort von einem Italiäner oder Franzosen.)

Eine große Menge Werkleute waren angestellt, einige aus der Türkei, Persien, Delhi, Kuttak und aus dem Pendschab, und empfiengen Löhnungen von 500 bis 1000 Rupien den Monat.

Der weiße Marmor kam von Dschaipur in der Radschputana, der gelbe von den Ufern des Nerbudda, ein Geviertyard davon kostete 40 Rupien.

Der schwarze Marmor kam von einem Platz, genannt Tscharkoh (vier Hügel); ein Geviertyard davon kostete 90 Rupien. Krystall aus China, das Geviertyard 570 Rupien. Jaspis aus dem Pendschab. Karneol aus Bagdad. Türkise aus Thibet. Achate aus Yemen. Lapis lazuli aus Ceylon; das Geviertyard kostete 1156 Rupien.

Schah Dschahan hatte keineswegs beabsichtigt, daß auch sein sterbliches Theil in dem Prachtbau der Tadsch beigesetzt werden sollte, hatte vielmehr schon begonnen, auf dem anderen Dschumna-Ufer, der Tadsch gegenüber, für sich ein zweites Mausoleum zu errichten. Gefangenschaft und Tod hatten ihn aber ereilt, ehe er seine neuen Baupläne hatte ausführen können und so wurden denn seine Reste neben denen seiner angebeteten Ardschmand gebettet, daher denn auch die unsymmetrische Aufstellung der Sarkophage. Die beiden, die wir betrachtet, waren nun aber nicht die eigentlichen, sondern nur Scheinsärge, Nachbildungen der wahren. Die letzteren befänden sich, so sagte man uns, genau senkrecht unter den betrachteten in der Krypta des Baues. Auf einer Marmortreppe, einer von vieren, die in den unterirdischen Raum führten, stiegen wir (nach Entrichtung einer neuen Taxe) die fast bis zur Politur glänzend bearbeiteten breiten Stufen hinab und fanden dann unten die Urbilder der oberen Schausärge. Man sagte uns, daß Punkt für Punkt Maße und Ornamente dieselben seien wie oben,

Korallen aus Arabien und dem rothen Meer. Granaten von Bandelkand. Diamanten aus Pannah in Bandelkand." (Es hat den Anschein, daß nur wenige Diamanten angewandt sind, obwohl, da manche edle Steine durch die Dschats und durch Europäer, welche wiederholt Agra einnahmen, herausgebrochen worden sein sollen, in einzelnen Blumen deren verwendet gewesen sein mögen.) „Der Puddingstein kam von Dschasilmir, Feldspath von Nerbudda, Magnetstein von Gwalior, der Onyx aus Persien, Chalcedone aus Villait, Amethyste aus Persien, Saphire aus Lanka (Ceylon), und der rothe Sandstein, von welchem 114 000 Wagenladungen verwendet wurden, von Futtihpur Sikri; zu den eingelegten Blumen wurden noch manche andere Gesteine verwendet, für welche es in unserer Sprache keine Namen giebt. Die meisten derselben waren in der Form von Tribut von verschiedenen Nationen beschafft worden, die unter des Kaisers Oberhoheit standen, freiwillig und auf andere Art, von verschiedenen Radschas und Nabobs."

eine Trockenheit in der Anlage, die etwas verstimmend wirkte. Man hat aber hier wohl eine orthodoxe Anschauung zur Erklärung vorauszusetzen. Nehmen doch auch die Moslim an, daß genau senkrecht über der Kaaba von Mekka ein ihr gleiches Bauwerk im Himmel stehe. Das Gemach war überhaupt anders angelegt und verziert als oben. An den Sarkophagen hatten die Grabschänder genau an derselben Stelle wie oben den Blumen die krystallenen Augensterne ausgestoßen. Um die Plinthe des Steinsarges des Großmoguls lief in den ornamental so wirksamen kufischen Zeichen eine lange Inschrift. Gemäß dem vorhin erwähnten persischen Manuskript aus jener Zeit soll sie Folgendes besagen:

„Das prachtvolle Grab des Königs, Bewohners der zwei Paradiese Rizwan und Khuld*, sitzend höchst erhaben auf dem Throne der Illeeyn**, Bewohner von Firdos***, Schah Dschahan Padischah-i-Ghazi†, Friede seinen Gebeinen, der Himmel ist für ihn; sein Tod fand statt den 26. Tag des Radschab in dem Jahre 1076 der Hedschra††. Aus dieser vergänglichen Welt hat die Ewigkeit ihn abgerufen zur nächsten."

Der ganze Ornomentenschmuck glänzte und schimmerte, als sei er eben aus der Hand der Künstler hervorgegangen.

Wieder nach oben gelangt folgten wir der Aufforderung, auch noch zum Kuppeldach hinaufzusteigen. Die in die Mauermasse versteckte Treppe ersteigend fanden wir Gelegenheit, auch an den Fenstern des oberen Geschosses das Marmornetzwerk zu bewundern und es erklärlich zu finden, wie aus einer Zeit von so großartiger und mannigfacher Verwendung dieser Technik dieselbe sich als Kunstgewerbe bis auf den heutigen Tag her-

* Etwa Wonne und Ewigkeit.

** Der gestirnte Himmel.

*** Paradies.

† Ghazi ist ein Besieger der Ungläubigen.

†† 1665 n. Chr.

überretten konnte. Von dem flachen Dache genoß man eine herrliche Aussicht über die weite Dschumnaebene, Agra mit seinem Fort im Mittelgrund, verfallene Prachtbauten im Osten, dabei auch in tiefer Ferne ein Mausoleum des Akbar, wie denn überhaupt die Moguldynasten in der Erbauung von Grabmälern einander zu übertreffen suchten, wobei die Tadsch freilich an Großartigkeit der Anlage und Durchbildung in der Ausführung alle übrigen hinter sich ließ. „Die Pathanen (ein Name für den Stamm der Großmoguln) entwarfen wie Giganten und führten aus wie Goldschmiede." Diesen Ausspruch des Bischofs Heber führt Bayard Taylor, der ehemalige amerikanische Gesandte in Berlin von Begeisterung für Agra's Bauwerke und die Tadsch im Besonderen erfüllt, mit Recht als zutreffend an.

Die vier halbkugelförmigen kleinen Kuppeln vor den abgestumpften Ecken des Baues überdecken offene Säulenpavillons, welche Licht nach unten in das Gebäude fallen lassen. Die Hauptkuppel ist etwas über halbkugelig. Sie überspannt den Raum oberhalb der das Gewölbe abschließenden Kuppel als zweite stilistische Ausbildung des Daches. Die feine Ausführung und architektonische Durchbildung zeigte sich auch hier bis ins Einzelne getrieben, die Mosaik vereinfacht, nämlich auf Einlagen von schwarzem in weißen Marmor beschränkt, so daß der Reichthum des Innenbaues harmonisch ausklang bis zum leisen Verwehen, wie vorhin im Oktogon der gesungene Akkord, der wiederkehrend, wallend und verhallend in leisem Entzittern harmonisch dahinstarb.

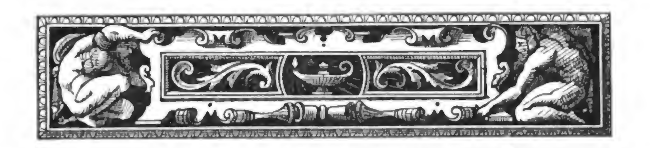
Zögernd gingen wir zurück, die Wendelstiege hinunter, von der Terrasse herab, den Parkweg entlang, immer wieder stehen bleibend, um nochmals die stille Pracht und Großheit des Bauwerkes auf uns wirken zu lassen, das seines Gleichen nirgends hat.

Auf der Rückfahrt hießen wir den Rosselenker seinen Weg

zu den heutigen Werkstätten für die Munabbat-Technik nehmen. Um einen weiten Hof herum standen die von der Regierung den Arbeitern überwiesenen Werkstätten. Die Leute zeigten bereitwilligst ihre Kunstweise. Die vorbereiteten Marmortafeln waren mit Röthel überstrichen oder übermalt und auf die rothe Fläche die Zeichnung mit Bleistift aufgetragen. Das Eintiefen geschah mittelst kleiner schmaler Meißelchen aus Stahl mit leichten Hämmern. Die rothe Farbe diente nur dazu, die eingemeißelten Züge deutlich wegen ihrer Marmorweiße hervortreten zu lassen. An Schleifsteinen und Schleifscheiben wurden die Halbedelsteine in Plättchen geschliffen und mit Draht im Fidelbogen ausgeschnitten unter Zuführung von Schmirgel bei weicherem und Diamantstaub bei härterem Gestein. Gerne belohnten wir die Erklärer mit einem Backschisch.

Am späteren Abend saßen wir, ehe die Vorbereitungen zur Abreise ganz beendigt waren, in unserm Hotel, umringt von den am Boden sitzenden Handwerkern und Händlern aus Agra, die uns ihre Steinschnitzereien, Elfenbeinbilder der Tadsch, Agra-Mosaikarbeiten, Waffen aus Afghanistan und anderes anboten und manches auch absetzten. Abends gegen neun mußten wir wieder zur Bahn, um die Reise nach dem nördlichsten Punkt unserer Fahrt, Delhi, anzutreten.





V.

Delhi.

Zum erstenmal auf der ganzen Reise machte Dschebdy auf der Fahrt nach Delhi ein Versehen, indem er auf der letzten Hauptstation, Ghaziabad, uns unserem Schicksal im Eisenbahnwagen überließ, welcher letztere auf eine Nebenlinie geschoben wurde und dort weiter fuhr, dieweil wir noch in tiefen Schlaf befangen lagen. In Moradnagar, einer Station weiter nach Norden, wurden wir den Irrthum gewahr, ziemlich genau zu derselben Zeit, als unser herrenlos gewordener Diener in Delhi eingetroffen sein mußte. Schleunigst packten wir aus und hatten nun einen nach Delhi bestimmten Lokalzug abzuwarten, der uns wieder mitnehmen sollte. Nach einem Spaziergang in die unbedeutende bäuerliche Ansiedlung, die sich an den Bahnhof angeschlossen, und nachdem wir die Gleisanlage und die große weite Bahnhofhalle durchbesichtigt uud den bestellten Kaffee eingenommen, hatten wir immer noch zu warten. Was blieb zu thun? Wir studirten in der großen kühlen Halle, welche sechs Gleise mit ihrem mächtigen Dach überspannte, die Fahrpläne an der Mauer, wenn man das mühsame Buchstabiren einzelner Namen,

Wörter und Zahlen Studiren nennen darf. Interessant war es aber dennoch. Denn die Fahrpläne waren gar nicht in Englisch, sondern nur in Hindustani oder Urdu abgefaßt und in drei Schriftarten wiedergegeben: Guzerati, Sanskrit und Persisch, dieselben drei Schriftarten, in welchen seit Mogul-Sarai neben der englischen die Stations-Namen auf den großen weißen Tafeln mit schwarzen Buchstaben angegeben waren. Auf dem Fahrplan konnte man allerlei Unterhaltendes finden. So die Art und Weise, wie die Engländer in der Schrift des alten heiligen Sanskrit die nicht übersetzbaren oder vielleicht ungern übersetzten Wörter wiedergeben. Für East Indian Railway war als Hauptüberschrift rein klangnachahmend gesetzt: „Ischt(a) indiyan(a) relve“. Die beiden eingeklammerten a hätten durch das früher bereits erwähnte „Ruhezeichen“ stumm gemacht sein sollen, waren es aber nicht, eine Unterlassung, an die ich mich schon einigermaßen gewöhnt hatte, und welche der Gebrauch als verzeihlich erscheinen läßt. Das scht statt st war aber falsch und hätte leicht vermieden werden können; oder sollte die Lokalmundart der Gegend ein wenig schwäbeln? Auf die Ueberschrift folgte ein kurzer Text in Hindustani, dann wieder in Sanskritschrift „Main line“, wiedergegeben durch „men(a) lain(a)“.

Die Stationsnamen auf dem Plan durfte man andererseits als streng richtig angegeben annehmen, da sie als einheimische Wörter unmittelbar durch die landeseigene Schrift wiederzugeben waren. Bei ihnen liegt der dem vorigen entgegengesetzte Fall vor, daß nämlich die europäisch-englische Schreibweise die klangnachahmende, sklavische ist. Fehler sind also bei dieser europäischen Schreibweise vielfach zu gewärtigen. Gleich der oberste Stationsname einer Kolumne lautete „Dihli“. Unsere Schreibweise Delhi ist also ganz unrichtig. An anderen Stellen fand ich später noch „Dilli“; die Einwohner der Stadt werden Dilwali genannt. Diese beiden

Formen Dilli und Dihli sind die in Indien gebräuchlichen und als richtig anerkannten. Dihli bedeutet die Schwelle, Thürschwelle, und in der That ist die Stadt seit Jahrtausenden die Schwelle gewesen, über welche die Afghanen und Mongolen in Indien eindrangen und die noch heute England zu vertheidigen hat gegen die nördlichen Feinde und Eindringer. Weiter auf dem Plan unten kam „Kanpur“ für das englische Cawnpore; eigentlich heißt es „Khanpur“, d. i. Stadt der Khane. Für Allahabad fand sich die in Indien vorgezogene Form „Ilahabad“, von Akbar insbesondere eingeführt, der für die indischen Moslim eine gewisse versöhnende Schattirung des Islam, den Ilahismus zu verbreiten gesucht hatte. (In diesem war den Ilahi, göttlichen Wesen, die Allah umgeben, eine mehr dominirende Stellung eingeräumt. Die Sache ist verschwunden, der Name allein noch als Schatten hier und da übrig geblieben.) Ganz zuletzt stand unter dem studiösen Fahrplan: „1. Dschulai 1881“, somit war der englische Monatsname und unsere Zeitrechnung durchgesetzt. Die Ueberschrift der Spalte für die Stationsnamen war wieder schwäbelnd; sie lautete Schtessaneangka nama. Angka ist Ort, Platz; schtessan stand für englisch station. Das Ganze hieß also: Namen der Stationsplätze. Für das sich hinziehende Erwarten des erlösenden Zuges war diese Analyse unterhaltend genug; auf meine Bitte überließ mir der Stationsvorsteher — der „Manadscher“ (manager) wie auf einem anderen Plane stand — freundlichst einen noch vorhandenen überzähligen Abdruck der in Zungen redenden Tabelle.

Von Ghaziabad hatten wir nur noch etwa 2½ deutsche Meilen bis Delhi zurückzulegen. Abermals ging es auf einer großartigen Brücke über den Dschumna — zwölf Oeffnungen von 205 Fuß Spannweite jede — und wir liefen in den Bahnhof der altberühmten Stadt ein. Dschebdy stand mit

verzweifelter Miene auf dem Perron und suchte, als er uns entdeckt, durch freudigen Eifer sein im Schlafe begangenes Versehen gut zu machen. Der Bahnhofsrestaurateur bot uns Unterkommen im Bahnhofsgebäude selbst an. Wir fanden vorzügliche Zimmer und entschieden uns sofort, dieselben zu nehmen. Bald wehten zwei mächtige Punkhas in dem Schlafsaal, den wir bekommen, und wir erfrischten uns durch Bad und Speise und Trank, um dann unsere Wanderung in die Stadt anzutreten.

Delhi zerfällt in die jetzige oder sogenannte neue Stadt und ein verlassenes ruinenhaftes Stadtgebiet, meist als Alt-Delhi zusammengefaßt. Thatsächlich hat die Stadt ihre Lage wiederholt geändert; das Hauptstadtbauen wurde gleichsam als „Gewerbe im Umherziehen" auf einem Gebiet von etwa 45 englischen oder 2¼ deutschen Quadratmeilen betrieben. Einmal war es, weil Eroberer die Stadt zerstört, und die neue auf einem anderen Fleck aufgebaut wurde; ein anderesmal, weil neue Regenten ihre Residenz in erhöhter Pracht errichtet wissen wollten, dann auch wieder, daß zum reinen Zeitvertreib der Residenzplatz erneuert wurde. Dem Herrscher zogen seine Großen, darauf die Kaufleute und endlich die Handwerker jedesmal nach. So bedecken diese Ruinen, die von einstiger großer architektonischer Herrlichkeit zeugen und zum Theil noch sehr gut erhalten sind, weite Strecken außerhalb des jetzigen Delhi, welches letztere mehr nach dem Nordende des Stadtfeldes zu liegt. Neu-Delhi wurde von und unter dem öfter genannten Schah Dschahan gebaut, etwa in der Mitte des 17. Jahrhunderts, und auch Schah-Dschahanabad benannt. In sehr alten Zeiten, denjenigen, in welchen die Dichter der Mahabharata blühten, hieß Alt-Delhi noch anders; es war nämlich Hastinapura, d. i. Elephantenstadt, die Residenz Duschanta's, des Gemahls der lieblichen Sakuntala. Neu-Delhi ist befestigt, hat seine Citadelle, auch der Palast genannt, und

eine im Ganzen großartige Anlage. Eine mächtige gerade Hauptstraße durchzieht die eigentliche Stadt. Sie heißt Tschandni Tschauk, zu deutsch Mondstrahl-Markt oder vom Mond beschienener Markt, nahe 1/4 deutsche Meile lang, also etwas mehr als halb so lang als unsere Friedrichstraße, und 120 Fuß breit. Ihr Eindruck ist nicht so groß, als ich erwartet, einestheils, weil viele moderne, öfter gothische Gebäude die indische Eigenthümlichkeit verwischt haben, anderntheils, weil die Häuser der indischen Kaufleute und Gewerbtreibenden vielfach sehr unscheinbar hinter den Baumreihen hervorschauen.

Delhis berühmte Industrien sind die der Wollen- und dekorirten Gewebe und die gravirter Silber- und Goldarbeiten. Wir suchten sogleich den uns von früheren Reisegefährten als den ersten bezeichneten Webereienhändler auf. Der Empfang war ungleich kühler und zurückhaltender als an allen anderen Orten, die wir besucht, die Eigenthümlichkeit des Magazines aber die frühere. Große Packe von Stoffen, Decken, Tüchern, Gewändern, in weiße Zeuge mehrfach eingeschlagen und verknotet, wurden herangeschleppt und geöffnet, die Stoffe auf dem Boden des übrigens fast leeren Zimmers gebreitet und unter der wehenden Punkha von uns geprüft. Meine Begleiter erwarben einige schöne Stücke; im Allgemeinen waren uns die Sachen aber nicht neu, indem wir bereits in Kalkutta von einem Hausirer, der zu dem Hause gehörte, aufgesucht worden waren. So stellte sich bald bei den Erkundigungen heraus.

Von da ging es zu den Gold- und Silberschmieden. Ihre kleinen Häuser waren durchschnittlich zweistöckig. Die schmale steinerne Treppe hinauf wurden wir bei einem besonders geschätzten Gold- und Silberschmied in die kleinen Zimmer geführt. Vortrefflich gearbeitete Silberketten wurden aus den Tüchelchen gewickelt und vor uns ausgebreitet, immer auf dem Boden, den ein schlichter Teppich bedeckte. Für uns waren

Strohstühle geholt worden. Hinter und neben uns standen stumm die braunen, ganz in Weiß angethanen Diener, Dscheddy dabei, stumm wie die anderen, aber nichts als Auge und Ohr — hatte er doch seinen kleinen Bakschisch von den Einkäufen, in so und so viel Kupfer-Anas bestehend, zu berechnen. Vor uns saß auf dem Boden, auf indisch natürlich, der Goldschmied, ein gewandter, aber ruhiger, nicht zudringlicher Mann, die Herrlichkeiten ausbreitend; es war ein Bild, zwar nicht Gentzisch, da der Farbenreichthum fehlte, aber doch höchst eigenartig orientalisch.

Ueber das möbelersparende Sitzen der Inder, vermöge dessen sie ihrem Körper, ohne zu liegen, eine ausruhende Lage zu geben verstehen, möchte ich ein Wort einschieben. Die orientalische Sitzweise setzt eine eigenthümliche, vielleicht sogar beneidenswerthe Geschicklichkeit, vor allem Uebung voraus. Diese fehlt uns völlig, wie wir wahrnehmen, wenn wir im Wald oder auf der Wiese uns setzen wollen: wir fallen alsbald ins Liegen oder Halbliegen, wobei wir den einen Ellenbogen als Stütze brauchen, den Arm also nicht frei haben, im Grunde genommen unsere Gliedmaßen nicht behaglich unterzubringen wissen. Die Maler stellen es freilich oft sehr reizend dar, wie eine Gesellschaft im Grase sitzt; den Modellsitzenden mag die Sache aber oft recht sauer werden. Anders beim Inder, beim Orientalen überhaupt. Er findet auf dem ebenen Boden, im Zimmer, vor seiner Hausthür, im Freien, wo es sei, stets den Sitz bereit, auf dem er ruhen kann, und doch dabei die Arme frei behält. Unser Mann, den ich über seine Geschmeide hin in Bezug auf diesen Punkt wieder beobachtete, saß nicht gemäß der am meisten üblichen Weise mit untergeschlagenen Beinen, sondern übte eine andere Sitzweise aus, deren es nämlich drei „klassische“ Arten gibt. Er setzte sich nach der Weise des do-zanu-ho-baithna, „auf zwei Knien Sitzens“, flink vor mich hin. Dasselbe besteht darin, daß man mit ge-

schlossenen Schenkeln auf den Boden kniet und sich auf die Absätze der Schuhe, bei deren Abwesenheit also auf die Fersen setzt. Unsere dicken Stiefelsohlen machen das Umbiegen des Fußes an den Zehgelenken sehr schwer; die vorne stark heraufgebogenen und zugespitzten indisch-persischen Schuhe dagegen erleichtern das Verfahren; sollte nicht die Sitzweise sogar für die Schuhsohlenform verantwortlich sein? Mir schien — Irrthum durchaus vorbehalten — der persische Theil der Bevölkerung das Zweiknieſitzen am häufigsten auszuüben. Für uns ist bei demselben wegen der mangelnden Streckfähigkeit der Oberschenkelmuskeln (auch im Badekostüm) eine ruhende Lage der Glieder schwer herauszubringen.

Die gewöhnliche uns als die orientalische bekannte Sitzweise führt den Namen „auf vier Knien sitzen", tschar zanubaithna auf hindustanisch. Man läßt sich auf den Boden nieder, kreuzt die Unterschenkel und zieht die Füße unter sich. Für unsereins ist es nicht gerade leicht, sich angenehm so zu setzen, aber es läßt sich doch lernen, siehe unsere Schneider.

Die dritte Weise ist spaßhaft anzusehen. Ich fand sie schon früher und beobachtete sie mit Erstaunen in Honolulu, wo übrigens auch das Vierkniesitzen gebräuchlich ist; ebenso auf Neuseeland und häufig auf Java. Sie heißt kot-bandh-baithna auf hindustanisch, zu deutsch etwa „fest gebunden sitzen" oder „fest geschlossen sitzen." Zufällig erfuhr ich später noch von einer anderen anerkannten Bezeichnung: „muschtmar kar baithna", auf deutsch etwa: „wie ein Spitzbube sitzen." Der dies thun will, hockt bei geschlossenen Schenkeln und Füßen nieder und umfaßt mit den Armen die Unterschenkel nahe unter den Knien. Auch so scheint eine völlig ausruhende Stellung erzielt zu werden. Man sieht häufig die Leute Abends so vor ihren Hausthüren hocken, manchmal auch an die Wand gelehnt, doch weit seltener als frei; auch Bettler, Kulis, Bauern sieht man so der Ruhe pflegen. Auf der Darstellung des indischen

Dörfchens bei Kalkutta, S. 26, sieht man am Wasserrande einen Hindu „koth-band" sitzen. Unser Dscheddy, der alle drei Sitzweisen ausübte, je nachdem es ihm paßte, schien das Hocken ebenfalls ganz zweckmäßig zu finden. Wie es gekommen ist, daß die zweite der geschilderten Sitzweisen, das Vierkniesitzen, welches im Orient in zahllosen Fällen auch bei gewerblicher Arbeit ausgeübt wird, bei uns in einem einzigen Gewerbe, dem der Schneider, üblich (geblieben oder geworden?) ist, dünkt mich auffallend und räthselhaft; eine Zurückforschung nach dem Ursprung oder dem Herkommen der eigenthümlichen Handwerksgewohnheit wäre wohl interessant.

Nach längerem Wählen und noch längerem Handeln erstand ich eine silberne Halskette, aus sehr geschmackvoll geordneten länglichen Kölbchen zusammengesetzt, die äußerst fein mit sogenannten Röschen, aus mattem Silberdraht gewunden, besetzt waren*. Eine andere wundervolle Schmuckgattung legte der Mann noch vor, die ganz besonders Delhi eigenthümlich ist. Es waren Halsketten, Armbänder, Broschen, und dergl., die aus Schildchen von härtester grauer Jade bestanden. Diese Schildchen, in goldene Nähmchen gespannt und durch ziervolle goldene Kettchenpaare verbunden, waren gravirt, meist mit fein stilisirten Blümchen, in deren gravirten Vertiefungen dann aber wieder mit Gold und feinen Edelsteinen ausgelegt, eine Arbeit von hoher Schönheit, die ich bis dahin nicht gesehen. Die Preise waren sehr hoch, 1500, 2000, 3000 Mark eine Halskette, je nach dem Reichthum der Zusammensetzung. Mit schwerem Herzen wegen zu leichten Geldbeutels legte ich die schönen Arbeiten aus der Hand.

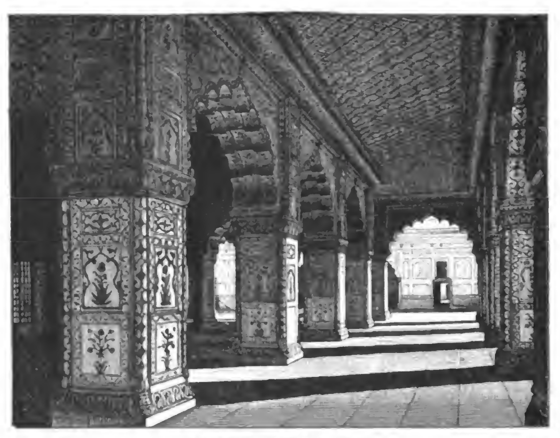
Es war noch früh am Vormittag, so daß uns noch Zeit

* Hofjuwelier Werner hat die Kette sehr hübsch nachgeahmt, dabei aber ganz unerwartete Herstellungsschwierigkeiten gefunden, die für unsere Edelmetallarbeiter außer jedem Verhältniß zu dem billigen indischen Preise stehen.

blieb, die Cittadelle oder den Palast zu besuchen. Derselbe ist wie das Agraer Fort dicht an den Fluß geschlossen und in ähnlichem Stil mit hohen Mauern und Bastionen versehen. Durch das aus rothem Sandstein erbaute Thor von Lahore traten wir ein. Zunächst hatten wir einen festen Weg, mit persischen Bogen überwölbt, zu durchschreiten und gelangten dann auf einen größeren schönen Hof. Uns gegenüber zeigte man uns ein zweistöckiges Gebäude aus rothem Sandstein als die Musik-Halle der Großmoguln, Naubutkhana; eine weite Galerie im oberen Stockwerk war für die Musikanten bestimmt. Weiterhin führte man uns zu dem Diwan-i-amm, der öffentlichen Gerichtshalle, und dann zu dem geheimen oder privaten Rathszimmer oder vielmehr Saal, dem Diwan-i-khaß, also Gebäuden ganz derselben Bestimmung und Bezeichnung, wie die in Agra gesehenen. In der That war der Hof der Mogul-Despoten unter Aurangzeyb gegen Mitte des 17. Jahrhunderts vollständig von Agra nach Delhi verlegt worden. Agra verlor dadurch seine politische Bedeutung. Die Dynastie gewann aber auf die Dauer nicht durch den Tausch, indem sie von da ab schwerer als jemals zuvor von den aus dem Norden kommenden feindlichen Angriffen zu leiden hatte.

Die Baupracht Agras suchten die Herrscher in Delhi wo möglich zu übertreffen. Was man in Agra gelernt, wollte man hier in völlig neuen Aufgaben verwerthen. Der Diwan-i-khaß hat mächtige Marmorpfeiler in weißem Marmor, herrlich ausgelegt mit Agra-Mosaik; die folgende Abbildung zeigt einen interessanten Durchblick durch die Halle und gibt eine schwache Vorstellung von dem reichfarbigen Steinmosaik-Schmuck der Pfeiler und Wände. An der Decke sieht man kleine Kassetten, die aber ihres einstigen Schmuckes beraubt stehen. Sie waren früher ganz mit herrlichem Silber- und Goldfiligranwerk reich geschmückt gewesen. Schah Dschahan, der Erbauer der Tadsch, hatte die Halle errichten lassen zu der Zeit als

Deutschland unter den Wunden darniedergesunken war, die ihm der dreißigjährige Krieg geschlagen. Sie enthielt u. a. den weltberühmten Thron der Großmoguln, das größte Prachtstück dieser Art, welches je bestanden hat und welches die Sprichwörtlichkeit der „Schätze Indiens" erklären kann; es ist von Zeitgenossen mehrfach beschrieben worden. Der Thron führte den Namen des Pfauenthrones von den beiden goldenen Pfauen,



Der Diwan-i-khaß in Delhi.

welche hinter dem Thronsitz angebracht waren und auf ihren ausgespannten Schweifen die Wunderpracht der herrlichsten Juwelen trugen. Zwischen ihnen war ein in Lebensgröße dargestellter aus Smaragden gebildeter Papagai angebracht; nach der Volkssage war das Gebilde aus einem einzigen Smaragd geschnitten; wir haben uns wohl Inkrustirung auf Gold zu denken. Der Thron selbst war ein breiter Sitz, 6 Fuß

auf 4 Fuß messend, auf welchen Sitzkissen gelegt wurden. Er soll, ebenso wie seine sechs Stützen, aus purem Golde bestanden haben; Platte und Füße seien wiederum mit Rubinen, Smaragden und Diamanten ausgelegt gewesen. Ein goldener Baldachin überspannte den Thron, getragen von zwölf Säulen, welche reich mit kostbaren Steinen geschmückt waren; die Franzen des Baldachins bestanden aus Perlen. Zu jeder Seite des Thrones stand einen Sonnenschirm, das uralte indische Herrscher-Emblem*. Die Schirme waren aus karmesinfarbenem Sammet hergestellt, reich überstickt und mit Perlen befranzt. Acht Fuß hoch waren ihre aus massivem Gold gebildeten, mit Diamanten beringten Stäbe. Nach dem Entwurf des schon genannten Austin von Bordeaux und auch unter dessen Aufsicht war das überschwängliche Prachtwerk ausgeführt worden, dessen Herstellungskosten der zeitgenossische Besucher Tavernier, der Juwelier war, auf 200 Millionen Livres schätzte. Andere Schätzungen schwanken zwischen 1 und 6 Millionen Pfund Sterling. An den beiden Enden der Halle befindet sich je eine Nische mit halbverloschener persischer Inschrift, des Inhaltes:

Wenn es ein Paradies auf Erden gibt,
Ist es hier, ist es hier, ist es hier.

Aus dem Jahre 1663 liegt ein in Delhi verfaßter Brief eines französischen Besuchers des Pfauenthronsaales, de la Mothe le Vayer, vor, welcher uns eine große Staats-Sitzung, welcher er daselbst beiwohnte, beschreibt. „Der König", sagt er u. a., erschien, auf seinem Throne sitzend, aufs prächtigste bekleidet. Sein Gewand war aus geblümtem weißen Seidestoff, verziert mit sehr schöner Stickerei aus Gold und Seide.

* Schon in der Ramayana (1. Gesang) sagt König Dasarath:
Nun aber ist im Schatten mir
des gelben Sonnenschirms der Leib
in Sorge für der ganzen Welt
Gedeihn gealtert und gewelkt.

Sein Turban war aus Goldstoff; auf ihm war ein Vogel, einem Reiher ähnlich, befestigt, dessen Füße mit Diamanten von außerordentlicher Größe und mit Türkisen besetzt waren, dabei ein orientalischer Topas, den man fleckenlos nennen kann; er strahlte einer kleinen Sonne gleich. Eine Schnur von dicken Perlen trug der König um den Hals; sie hing ihm herab bis auf den Leib, nach der Weise, wie einige Heiden hier ihre großen Perlen tragen. . . . . . Schah Dschahan, der Vater von Aurangzeyb, ist es, der den Thron hat errichten lassen, um die allmählich in der Schatzkammer angehäuften Edelsteine zeigen zu können, welche einestheils von alten Pathanen und Radschas erbeutet worden, anderentheils Geschenke waren, welche alljährlich die Omrahs an gewissen festlichen Tagen darzubringen genöthigt waren . . . . . Vor dem Thron erschienen alle die Omrahs in prachtvollen Anzügen auf einem etwas erhöhten Boden, der mit einem großen goldgestickten Teppich mit goldenen Franzen überdeckt und mit einer silbernen Balustrade umstellt war. Die Pfeiler der Halle waren mit goldgestickten Teppichen behängt, Stickerei auf Goldgrund; und, was die Decke der Halle betrifft, so waren da nichts als große Baldachine von blumiger Seide, befestigt mit rothen Seidenkordeln, von welchen dicke Quasten aus Seide und Goldfäden gewirkt herabhingen* . . . . . In dem Hof war, etwas abgerückt, ein gewisses Zelt errichtet, welches sie den Aspex nannten, so lang und so breit wie die Halle und mehr. Oberwärts war es mit der Halle verbunden und

* Es ist bemerkenswerth, wie zum Feste die überreiche prachtvolle Stein- und Metallarchitektur nochmals behängt und überdeckt wurde mit Stoffen von besonderer Pracht; die letzte Wand- und Deckenschmückung ist also immer noch, nachdem alle anderen Mittel bereits erschöpft sind, diejenige mit Stoff, mit Textilien, woraus dann die Dekorationsweise im Gewebemusterstil sich schließlich wieder ausscheidet.

reichte fast bis in die Mitte des Hofes; zugleich wurde es seitwärts durch eine Balustrade abgeschlossen, die mit Silberplatten überzogen war. Getragen wurde es von drei Stützen, so dick und so hoch wie Barkmaste, und von mehreren kleineren, alle aber überzogen mit Silberplatten. Es war roth von außen, und innen gefüttert mit jenen feinen „Tschitten" oder Tüchern aus Masulipatnam, die mit dem Pinsel gemalt werden(!); sie waren für den Zweck besonders beschafft und mit so lebhaften Farben gemalt, und die Blumen in Hunderten von Arten so natürlich gezeichnet, daß man hätte sagen mögen, es sei ein hängender Blumengarten. So war die große Halle des Diwan-i-khaß verziert und ausgeschmückt."

Der Pfauenthron stand als bewundertes und angestauntes Werk bis 1738, wo der wilde Eroberer Nadir Schah Delhi einnahm und dann den Thron als gute Beute wegführte. Der silbern-goldne Deckenschmuck wurde erst 21 Jahre später von den einbrechenden Mahratten heruntergerissen und eingeschmolzen. Sein Werth ward zu 170 000 Pfund Sterl. oder nahe 3½ Millionen Mark geschätzt. So zerrten die Ueberwinder den sinkenden Moguldynasten ihren Schmuck und ihre Pracht fetzenweise herunter. Von Nadir Schah hat die Bevölkerung Delhis bis heute die schrecklichste Erinnerung bewahrt. In seinem Despotengrimm hatte er nach der Einnahme der mit nicht geringen Opfern erstürmten Stadt den Befehl erlassen, daß in jeder Straße, in welcher die Leiche eines getödteten Persers gefunden werde, alle Bewohner ausnahmlos getödtet werden sollten. In einer Moschee am Mondstrahlmarkt sitzend, ließ er die fürchterliche Massakrirung vornehmen. Nach Einigen sollen dabei 200 000, nach Anderen 100 000, nach der allergeringsten Angabe* 8 000 Opfer ge-

* Von Hunter in dem in Kalkutta gekauften kleinen Werkchen „England's Work in India", Smith Elder u. Cie., 1881.

fallen sein. „Von Sonnenaufgang bis Mittag wüthete der Säbel", heißt es. Durch achtundfünfzig Tage wurde darauf geplündert und dann verließen die Wüthriche die Stadt, welche ausgeleert, verbrannt und verödet war, mit ihrer ungeheuren Beute.

Auch eine „Perl-Moschee" birgt der Palast gleich demjenigen von Agra; sie ist ebenfalls in weißem Marmor errichtet und war prachtvoll ausgestattet, wie sich noch trotz dem ziemlich verkommenen Zustande, den sie jetzt zeigt, erkennen läßt. Eine ganze Reihe der ehemaligen Palastgebäude haben die Engländer nach Niederwerfung des Aufstandes vor fünfundzwanzig Jahren weggeräumt und durch Militärbauten ersetzt, andere unmittelbar für die Garnison in Benutzung genommen. Eine prächtige, an drei Seiten offene Halle, der Rang-Mahal, ist als Militärkasino eingerichtet. Es war gerade stark von Offizieren besucht, wohl eines der großartigsten und imposantesten Institute dieser Art, das irgend zu finden sein möchte. Ueberhaupt bekommt man in Delhi sowohl als in Agra vor und in den Bauten der ehemaligen Herrscher den geradezu überwältigenden Eindruck von der Macht und Größe Englands, die es in seinen indischen Besitzungen erlangt hat. Die in edlen Metallen und Steinen bestehenden Besitzthümer der einstigen Despoten sind zwar verschwunden, aber reicher als je zuvor ist das Land, dem die abendländischen Eroberer Gesetze, Ordnung, Verkehr und Frieden verliehen haben, und dieser großartigen Macht entsprechen die zum Theil gar nicht, zum anderen nur wenig zerstörten Werke einer Baukunst, die ein gewaltvoller aber nicht geistloser Despotismus als Andenken hinterlassen hat.

Nachdem wir den Palast durchwandert, in seinen theilweise öden aber wohlerhaltenen Prachtzimmern die reichen Spuren einstiger Größe der Moguldynastie an uns vorüberziehen gelassen, kehrten wir zur Stadt zurück, dieselbe in bequemem

offenen Wagen durchfahrend. Delhi bietet in seinen heutigen bewohnten Theilen wenig Anziehendes. Eine gewisse Dürftigkeit schimmert durch, wenigstens ist der Ausdruck blühenden Vorwärtskommens nicht vorhanden wie anderwärts; Handel und Industrie scheinen nicht besonders lebhaft zu gehen. Dschebdy, der Schlingel, wußte einen kleinen Spottvers, den man den Bewohnern von Delhi angehängt hat. Derselbe zeigt, daß auch in Indien die Städte-Eifersucht und -Neckerei nicht verschmäht wird. Der interessanter Weise gereimte Vers lautete:

Dilli ke dilwali
Mungh tschikna, pet khali,

zu deutsch fast buchstäblich getreu:

Die von Delhi sind Gäuche,
Fette Mäuler, leere Bäuche.

Bei dem sich fortsetzenden Gespräch über die Vorzüge und Mängel der alten Elephantenstadt kamen wir auch darauf, daß uns auf der ganzen Reise kein Elephant zu Gesicht gekommen. Dschebdy gab die Auskunft, daß wohl überall welche gehalten würden, aber nur von reichen Radschas und daß wir, um einen Elephantenritt zu machen, nur an einen solchen zu schreiben brauchten; die Erlaubniß werde gern ertheilt werden, er wolle eine Adresse angeben. Leider fehlte uns die Zeit, auf dieses Geschäft wegen des „Hasti“ einzugehen. „Hathi“, korrigirte Dschebdy, nicht „Hasti“; das alte Wort sei Hasti, das neue Hidustani-Wort aber Hathi oder auch wohl Hath. Aber, entgegnete ich, Hath ist ja Hand. Gewiß, sagte er, aber auch Elephant. Späteres Nachsehen bestätigte das Zusammentreffen oder richtiger den Zusammenhang, der mir damals sehr zweifelhaft blieb. Schon A. W. v. Schlegel hat darauf hingewiesen, wie der Elephant nach seinem als Hand, Hasta, gebrauchten Rüssel der Hasti genannt worden; heißt doch auch die von uns „der Finger“ genannte Verlängerung des Elephantenrüssels bei

den Indern ebenso wie die Handfläche Hastatala, und ist vielleicht auch die Lanze, **hasta**, der Römer nichts anderes als eine verlängerte Hand! — So verhalf uns denn der Ilf (wie Holtzmann so nachahmungswerth für Elephant sagt) nur zu einem Phantasieritt in das alte etymologische Land, welches übrigens in Indien überaus beliebt ist. Die Wörterbücher sind in der Regel mit etymologischen Angaben reich versehen, für welche die Inder seit den alten Zeiten ihrer großen Grammatiker eine Passion behalten haben.

Am nächsten Vormittag besuchten wir die weltberühmte Dschama-Moschee, die in Abbildungen uns öfter vorgeführt wird als ein Muster von den großartigen Kultbauten des Orients. Dschama möchte hier „große Versammlung" oder „Versammlung Aller" bedeuten. Jedenfalls ist die Anlage des Bauwerkes grandios, und angethan, einer großen Menschenmenge Zulaß zu gestatten. Gegen vierzig Stufen oder mehr hatten wir zu ersteigen, um auf die Ebene des Moscheehofes, ein Geviert von 450 englischen Fuß, zu gelangen. Derselbe ist an drei Seiten von luftigen Arkaden, nach außen wie nach innen sich öffnend, eingefaßt, an der vierten Seite liegt die eigentliche Moschee. Diese ist wieder dreitheilig angeordnet, jeder Theil mit einer weißen Marmorkuppel überdeckt. Die mittlere Halle, welche die höchste Kuppel hat, öffnet sich mit einem mächtig hohen persischen Bogen gegen den Hof, die Seitenhallen mit niedrigeren Bogen. Links wie rechts erhebt sich, im Anschluß an die Seitenhallen und die Kolonnade ein schlanker Minar, senkrecht gestreift aus rothem Sandstein und weißem Marmor. Die Höhe jedes derselben beträgt 130 Fuß bis zur Spitze des bekuppelten Säulenpavillons, Kulsa, welcher den Abschluß bildet. Vermöge der weitgeöffneten drei Hallen tritt hier das islamitische Gotteshaus seinen Gläubigen mit einer Freiheit und Offenheit entgegen, welche höchst bestimmt absticht von dem in Formalismus fast erstickenden indischen

Kultus, der sich bis in fensterlose Sanktuarien, ja in Höhlentempel zurückzieht, aber auch von dem unsrigen, der selbst noch in der protestantischen Kirche des Mystischen so vieles behalten hat aus der Zeit, die seine Vorbilder geschaffen. Eine gottesdienstliche Handlung fand nicht statt, wir konnten deshalb alle Räume durchwandeln. Heller Tagesschein spielte durch die Bethallen, die wir nun betraten. Der Boden zeigte sich durchweg mit rechteckigen weißen, schwarz eingefaßten Marmorplatten belegt, jede drei Fuß lang und halb so breit, alles so eben wie ein Spiegel. Die Mittelhalle hatte an der Rückwand eine besondere tiefe Nische, als nach Mekka gerichtete Kibla, die Wände prächtig und wie neu mit Marmor ausgelegt. Rechts neben der Kibla-Nische stand wieder die auf Marmorstufen ersteigbare, ganz in Marmor gearbeitete Kanzel. Das Hauptmaterial des Baues ist im Uebrigen rother Sandstein.

In der Mitte des durchweg mit Sandstein-Platten gepflasterten Hofes befand sich ein weites viereckiges Wasserbecken, prächtig mit weißem Marmor eingefaßt und gepflastert, auch mit krystallklarem Wasser gefüllt. An jeder der drei freien Hofseiten erhob sich aus der Mitte der Kolonnade ein gewaltiger dreistöckiger Thorbau, durch dessen mit Kuppelchen gedeckte Bekrönungsgallerie der blaue Himmel hindurchschimmerte und ihre Masse dadurch auflöste. Wie bei uns die Säule, so ist nämlich in der islamitischen Architektur die Kuppel in ihrer vielfachen Verwendung auch bis zum Dekorationsmotiv herabgestimmt worden; die perlenartig aneinandergereihten Kuppelchen des Galleriedaches glänzten, wie die zahlreichen übrigen, in dem edlen Ton des weißen Marmors. Von außen waren die drei Thorbauten durch pyramidal ansteigende Treppen, wahre Stufenhügel, zugänglich. Beim Heraufsteigen in der prallen Sonnenhitze hatte man doch förmlich den Vorsatz fassen müssen, wirklich nach oben gelangen zu wollen. Erbauer der Moschee ist der Begründer von Neu-Delhi, Schah Dschahan. Eine

Inschrift in schwarz in weiß eingelegtem Marmor, die als Fries die Tempelhallen entlang zieht, soll das Erbauungsjahr zu 1620 unserer Zeitrechnung angeben.

Beim Durchschreiten der Kolonnaden stießen wir an dem südöstlichen Eckbau auf eine abgetrennte Abtheilung, die durch eine reich in Marmornetzwerk hergestellte Schranke von den anstoßenden Gängen abgeschlossen war. Dahinter sollten verschiedene große Heiligthümer aufbewahrt sein, unter diesen ein völlig echtes Barthaar des Propheten. Leider konnten wir als Ungläubige den Zugang nicht erlangen. Gern hätte ich, wenn auch gerade nicht die Reliquie, so doch deren Behältniß gesehen, welches besonders schön sein soll, ähnlich wie bei uns in manchen katholischen Kirchen Finger und andere Knöchlein, welche fromme Einfalt aus wundergläubiger Zeit uns vererbt hat, durch ihre Behältnisse uns ausgezeichnete Leistungen vergangener Kunstepochen treulich erhalten haben.

Delhi hat noch eine andere große Moschee aufzuweisen, die Kalan-Muschid, oder alte, auch große Moschee, im 14. Jahrhundert in schwerem Stil erbaut. Rother Sandstein ist das Hauptmaterial. Wir warfen von der Treppe aus nur einen Blick in den Hof, zu welchem zahlreich die Gläubigen hinaufwallten. Unsere Fahrt durch die Häusermasse führte uns in die meist engen, aber noch immer befahrbaren Straßen der gewerb- und handelsreichen Stadt. Das eigentliche Markt- oder Handelsviertel wird auch Urdu genannt, mit demselben Namen also, den die Hindustani-Mundart, die größte Hauptsprachform Indiens, führt.* Es ergab sich durch Besprechen

* Urdu bedeutet auch Lager, Feldlager. In solchem, als es stehend wurde, bildete sich auch nothwendig bald ein Markt, der naturgemäß den Namen des Lagers an- und später mitnahm. Andererseits haben die pathanischen Bauten, auch da, wo sie später mit den kostbarsten Materialien hergestellt wurden, den Charakter des Lagers („Hoflager“) nie völlig verloren, vergl. den Hof in Agra.

und Nachschlagen, daß bei allmählicher Befestigung der Herrschaft der nördlichen Eroberer, welche Persisch und Arabisch mitgebracht, sich auf dem Markt, beim Handel die so merkwürdig zusammengesetzte Mundart, ungefähr zu gleichen Theilen aus indischen und persisch-arabischen Wörtern bestehend, gebildet hat. Urdu ist also die „Marktsprache", die „Handelssprache". Die Entstehung ist somit nicht unähnlich derjenigen des früher erwähnten Pigeon-English, d. i. Business-English. Die Sprache ist beim friedlichen Austausch und Verkehr zusammenkommender Völker unter Zusammenschmelzung der sich mischenden Elemente geworden.

Die uns noch bleibende größere Tageshälfte wurde zu einem Besuch von Alt-Delhi bestimmt, um wenigstens einige Hauptpunkte desselben besichtigen zu können. Hinaus rollte unser Wagen zum Adschmi-Thor, worauf wir alsbald ins freie Feld gelangten. Landleute kamen und gingen, ihre kleinen Ochsenkarren von eigenthümlicher Bauart führend, Körbe mit Früchten tragend, theilweise interessant in bunte Farben gekleidet. Zu beiden Seiten der vielfach mit Baumreihen eingefaßten Straße boten sich dem Blick weit hinaus zerstreute verlassene Bauten, theilweise in stark ruinenhaftem Zustande dar. Das Ganze hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit der Via Appia und der Campagna vor Rom, wo auch zwischen den Resten großer Bauwerke die Felder und Weiden die Spuren der Stadt hinweggeebnet haben. Die Aehnlichkeit ist berechtigt. Ist doch Delhi älter sogar als das historische Rom, nämlich im 15. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gegründet, damals Indaprastha (etwa Indra's Hochplatz) genannt. Aelteres bis Uraltes ist demgemäß gemischt auf diesem vielleicht größten Ruinenplatz der Welt.

Dort drüben jenseits der Flaggenstange auf dem Hügel — eine typische Eigenheit jeder englischen Stadt draußen in der Welt ist die auf einen hohen Punkt aufgestellte Flaggen-

stange, der „Flaggenstab“ — steht eine uralte Steinsäule, genannt der Stab des Feroz Schah. Leider fehlte uns die Zeit zum Besuche dieses merkwürdigen Monumentes. Es ist einer der „Steine“ des Königs Aßoka (sieben oder acht derselben sind bekannt), auf welche in Pali-Sprache der fromme König einen Theil von Buddha's Gesetzen eingraben ließ, was etwa 300 vor unserer Zeitrechnung geschah. Die Frömmigkeit war über diesen guten König erst nach der Thronbesteigung gekommen; um zu der letzteren zu gelangen, soll er nicht weniger als neunzig unbequeme Prätendenten durch Mord aus dem Wege geräumt haben. Seiner Zerknirschung verdankt die religiöse Geschichtsforschung Großes.

Linker Hand zeigten sich nach halbstündiger Fahrt zwei merkwürdige Gebäude nicht weit von einander, beides Sternwarten, oder wohl zusammen eine Veranstaltung zu Himmelsbeobachtungen bildend. Zunächst sind sie Gnomone, ganz ähnlich gebaut, wie das früher geschilderte Man Mandir zu Benares. Sie rühren auch von demselben Erbauer wie jenes her, von Dschai Singh, jenem den Wissenschaften holden Radscha von Dschaipur, welche Stadt seinen Namen verewigt hat. Das vor uns liegende große Observatorium, gegen 1730 erbaut, führt den Namen Dschantr-mantr. Dschantr ist Instrument, auch Kalender.* An dem größeren der beiden Gnomone ist die parallel der Erdachse gerichtete mächtige Mittelmauer 118 Fuß 5 Zoll lang, Basis 104, Höhe 56 Fuß; die mächtigen Quadranten, welches das letztere Maß zum Halbmesser haben, sind eben so wie die Mittelmauer mit Treppen versehen. Die Beobachter konnten also, auf den Stufen stehend, das Auftauchen oder Versinken eines Gestirnes hinter der Kante der Mittelmauer verhältnißmäßig genau beobachten, indem die

* Ich vermuthe, daß mantr nur eine Entstellung von mandir = Haus ist, also „Instrumentenhaus“. Dschantr-mantr bedeutet heute außerdem Taschenspielerei.

Meridiantheilung an den Quadranten weit auseinander liegende Theilstriche besaß.* Die Gradtheilung ist die 360er, mit Unterabtheilungen in Minuten. Man vermuthet, daß die Zweizahl der Rieseninstrumente den Zweck hatte, die Beobachtungen stets doppelt, also einander kontrolirend, ausführen zu können.

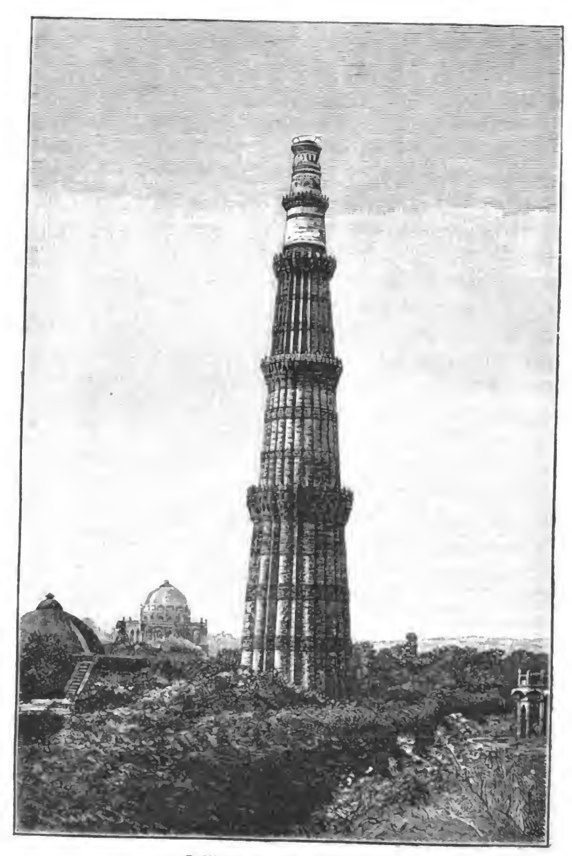
Nach längerer Weiterfahrt kamen wir zu einem ganz erhaltenen Mausoleum. Es war das des Safdar Dschang, 1748 Vezier des Schah's in Delhi, zugleich Vizekönig von Audh. Der Bau ist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts errichtet. Es ist ein Quadergebäude von quadratischer Grundfläche mit Dreiviertelsthürmen an den Ecken und einer weißen Marmorkuppel über der Mitte, das Baumaterial rother Sandstein mit weißen Marmoreinlagen, alles wesentlich im persischen Charakter. Inmitten prächtiger Baumgruppen des umgebenden Gartens erhebt sich der edle Bau auf einer pfeilergetragenen Terrasse. Auch hier ist wieder im Tempel selbst der Scheinsarg aufgestellt, reich in Marmor skulpirt, während sich unten, tief in der Krypta, das wirkliche Grab befindet, dieses aber nur einfach mit Erde zugedeckt. Darüber ist ein Tuch gebreitet, welches noch jetzt, dem Führer nach, alltäglich mit frischen Blumen, die wohl dem den Bau umgebenden Garten entnommen werden, bestreut wird — mehr als 130 Jahre nach dem Tode des dort Gebetteten!! Die ihrem Ahnen so treue Familie war übrigens von der ostindischen Kompagnie sehr ausgezeichnet, ja ihr gestattet worden, den Königstitel von Audh erblich zu führen. Nach dem 57er Aufstande wurde die Vicekönigswürde aufgehoben.

Grabmäler, Moscheen und andere Bauten in mehr oder weniger ruinenhaftem Zustande boten sich beim Weiterfahren rechts und links dem Blicke dar, bis am Ende der dreistündigen Fahrt der Thurm des Kutub (Kutub minar), von der Bevölkerung einfach der oder die Kutub genannt, als das End-

* 1 Grad nahezu = 1 Fuß.

ziel unserer Ausfahrt erreicht wurde. Dieser merkwürdige Thurm, von welchem hier eine Abbildung beigefügt ist, wird seiner großen Höhe halber (etwa 240 Fuß) schon in großer Entfernung sichtbar und ist der Stolz der Bevölkerung. Die Hindu behaupten, er gehöre ihrer Baukunst an und sei von Prithi Radscha (wörtlich König der Welt) erbaut worden, damit seine Tochter von der Kulsa-Höhe herab den Ganges sehen könne. Der Baustil ist aber nicht hinduistisch, sondern mohammedanisch; auch sind in die Ornamente arabische Inschriften eingewoben. Nachweislich ist der Thurm gegen Ende des 12. Jahrhunderts von dem ersten mohammedanischen Beherrscher Delhis, Kutub-ut-din* Aibak, erbaut und zwar als Muazina (Gebetruferthurm) zu der großartigen Moschee, deren bedeutende Reste neben dem Minar noch vorhanden sind. Der Thurm hat jetzt fünf Stockwerke, trug aber früher noch ein sechstes in der Form einer Säulenkulsa, die einst der Blitz herunterschleuderte. Dieselbe ist nahebei auf einem Hügel wieder aufgerichtet worden. Auf unserer Abbildung ist rechts der kleine Bau sichtbar. Links in der Ferne sieht man das Kuppeldach des Grabmals des Safdar-Dschang. Eine Merkwürdigkeit des Effektes des hochragenden Thurmes ist die, daß vermöge der Auflösung seiner äußeren Mauerfläche in Halbsäulen und Halbpfeiler, sowie seiner sehr starken Verjüngung nach oben die Höhe, perspektivisch täuschend, für die Hinaufsehenden noch weit größer erscheint, als sie ist. Das Hinaufblicken ist fast schwindelerregend. Das Erdgeschoß hat 50 Fuß Durchmesser und nur einen Zoll weniger als 95 Fuß Höhe. Es ist wie jedes folgende durch eine rundumlaufende Galerie abgeschlossen, und wir dürfen wohl annehmen, daß der Muezzin sich das Ersteigen eines höheren Sockels meistens geschenkt haben wird. Nicht so wir, die wir die sämmtlichen 375 Steinstufen der inneren Wendeltreppe bis

* Kutub-ut-din ist Polarstern des Glaubens.

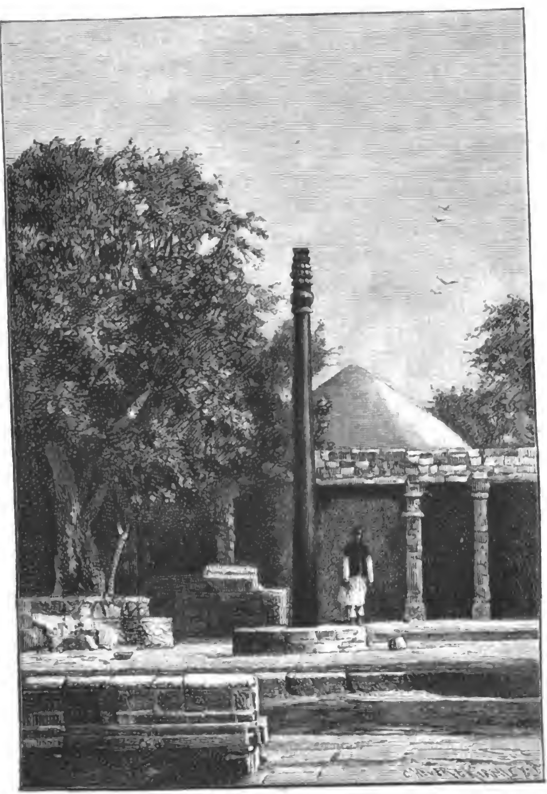


Delhi, der Thurm des Kutub.

zum obersten Umgang erstiegen, unsere Mühe allerdings auch durch eine herrliche Rundsicht belohnt fanden. In der That erblickten wir in blauer Ferne im Nordosten den Silberstreifen des Dschumna, wegen welches Anblickes das Volk die Sage von Prithi Radscha's zweifellos „wunderschöner" Tochter erfand. Das oberste Geschoß hat 30 Fuß Durchmesser auf der geschlossenen Brüstungsmauer.

Ermüdet vom Hinabsteigen, langten wir unten wieder an und schritten dann zur Besichtigung der Reste der großen Moschee. Diese öffnet sich mit sieben Bogen, deren mittlerer 53 Fuß hoch ist, während die seitlichen drei und drei nur 24 Fuß Höhe aufweisen. Die hinter den Bogenthoren liegende Bethalle ist nicht sehr tief, 31 Fuß nämlich, und 135 Fuß breit. Ihr Dach war von fünf Reihen reich skulpirter Säulen getragen, welche der despotische Erbauer ganz einfach hinduistischen Tempeln, die er niederriß (man sagt, es seien 27 an der Zahl gewesen), entnahm. Daraus erklärt sich die Kürze der auf nur drei Jahre angegebenen Bauzeit. Vor der Moschee breitet sich ein mäßig großer Vorhof aus, an welchen merkwürdige Klosterhallen anstoßen, welche einen fast verwirrenden Reichthum an Säulenformen darbieten. Manche der Säulen sind übrigens unfertig; auch stört die wechselnde Dicke und Dekorationsform. Manches über die Bestimmung wie Geschichte dieser Bauten ist meines Wissens noch streitig.

In der Mitte des Moscheehofes hatten wir nun noch das Extrawunder der Kutub-Anlage, die „Eisensäule", Loha Khamba, den Iron Pillar, wie die Engländer sagen, in Augenschein zu nehmen, zu welchem der eifrige Dscheddy uns gleich anfangs hatte hinbereden wollen. Dieses hierneben abgebildete, vom technischen Standpunkt höchst erstaunliche Erzeugniß indischer Schmiedekunst ist ein massiver, sich nach oben verjüngender runder Schmiedeisenstab oder -Schaft, der sich frei von einer einfachen Steinterrasse nicht weniger als



Delhi, die Eisensäule.

22 Fuß hoch erhebt. Er steigt glatt, ohne Fuß, aus dem Boden empor und hat daselbst, wie ich genau nachmaß, 16 englische Zoll Durchmesser. Nach oben verjüngt er sich auf etwa 11 Zoll und endigt daselbst in ein aus dem Vollen geschnittenes Kapitäl von hinduistischer Stilform. Angeblich soll der Stab noch mehr, als seine Höhe beträgt, in den Boden hinabreichen, was ich dahin gestellt sein ließ. Eine Quelle gibt 50 Fuß als Gesammt-Höhenmaß an. Das Reisebuch hatte sogar eine Bemerkung, wonach eine „neuerliche" Ausgrabung bei 62 Fuß Tiefe das untere Ende nicht erreicht hätte.

Nach einer mir neuerdings zugänglich gewordenen Quelle hat einer der Adjutanten des Generals Cunningham im Jahre 1872 eine Nachgrabung veranstaltet und gefunden, daß die Säule nur 3 Fuß tief in die Erde hinab geht. Sie endigt unten in einen Knauf, welcher auf acht pyramidal auseinandergehenden Eisenstangen „ruht", welche ihrerseits in Steinblöcke eingelassen sind. Immerhin hat man in der Säule, wie sie da steht, ein Schmiedestück von der höchsten Merkwürdigkeit vor sich. Unten herum bis auf Kopfhöhe und darüber war es ziemlich glatt bearbeitet und durch die betastenden Menschenhände geglättet; Feilstriche waren indeß mehrfach noch sichtbar, weiter oben war dagegen die Oberfläche rauh und ließ erkennen, daß der Block aus kleinen Eisenstücken zusammengeschweißt war. Dies setzt einen maßlosen Mühe-aufwand, daneben aber auch eine ganz ungewöhnliche Geschicklichkeit und Uebung in der Behandlung des mächtigen Blockes im Feuer voraus, Handwerkstüchtigkeiten, die selbst da, „wo der Märker Eisen reckt", in Erstaunen setzen möchten. Ueber die Bestimmung und Entstehung des eigenthümlichen handwerklichen Kunsterzeugnisses hat das Volk folgendermaßen gedichtet.

Der indische Radscha Pithora habe den Fall seiner Dynastie besorgt, auf Befragen der Brahminen aber von diesen den Rath empfangen, einen eisernen Schaft dort in die Erde

zu treiben, um zu suchen, mit demselben den Kopf des Schlangengottes Lischay, welcher die Welt stützt, zu durchbohren. Gelänge ihm dies, so würde sein Reich ewig dauern. Er habe dann die Eisensäule anfertigen und einsenken lassen, ganz den Vorschriften der Brahminen gemäß. Eine Zeit nachher habe er, in Neugier, ob das Schlangenhaupt auch wirklich durchbohrt worden, den Abmahnungen der Brahminen zum Trotz, die Säule einmal emporziehen lassen, diese aber am unteren Ende blutüberströmt gefunden. Schnell sei die Säule wieder eingesenkt, aber der Zauberbruch doch verhängnißvoll geworden. Denn bald nachher habe Schihab-ut-din (der „Stern des Glaubens") dem Pithora Thron und Leben geraubt und seitdem habe niemals mehr ein Hindukönig in Delhi geherrscht. Eine Inschrift von sechs Sanskritzeilen auf dem Schaft ist einigermaßen entziffert worden. Danach ist die Säule zum Andenken an einen Radscha Namens Dhava oder Bhava errichtet, von welchem angenommen wird, daß er im dritten oder vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelebt habe. Somit wäre denn die Säule etwa 1500 Jahre alt.

Ein rein äußerlicher Nebenumstand fiel mir noch bei der Sache auf, den ich hervorheben möchte. Khamba heißt Säule, Pfeiler, loha und loh Eisen, auch Stahl. Nun aber heißt Bronze und Messing (wie schon oben bei Benares angeführt) pitloh, wörtlich übersetzt „gelbes Eisen". Hierzu ist zu bemerken, daß loh und loha sowie pit dem Sanskrit entstammen, also nicht von außen später eingeführt sind. Kupfer führt einen besonderen, ebenfalls sanskritischen Namen, nämlich tamba (woran sich das malayische tambak = unserem Tomback anschließt). Die Mischung von Kupfer mit Zinn oder Kupfer mit Zink haben die Inder nun nicht nach dem Hauptstoff Kupfer, sondern nach dem Eisen benannt, welches demgemäß durch die Legirung gelegentlich ersetzt worden sein muß. Der indische Name des Messings würde somit besagen, daß in Indien das

Eisen früher im Gebrauch gewesen, als das Messing oder die Bronze. Bekannt ist, daß die Bronze in Indien sehr alt ist. Für die noch nicht endgültig entschiedene archäologische Frage wegen der Eisen- und der Bronzezeit Europas ist das Erwähnte vielleicht von einigem Werth.

Nachdem wir noch eine Reihe der Nebenbauten, kleineren zierlichen Grabmäler und Anderes in der Umgebung besichtigt, folgten wir Dscheddy's Aufforderung, jenseits der naheliegenden Hügel die Ruinen zu besuchen, dabei auch ein merkwürdiges Baoli, d. i. heiliges Wasserbecken, das ehemals zu religiösen Bädern benutzt worden, zu besichtigen. Solcher Baoli gibt es viele in Indien. Sie vertreten gleichsam den heiligen Strom. Zwischen interessanten Ruinen hindurch gelangten wir an Ort und Stelle. Am Fuße eines Hügels lag das den Teich umgebende dreistöckige Gebäude, dessen Arkaden und Hallen vielfach zerstört waren. Sie umschlossen an drei Seiten das Baoli; an der vierten stieg eine bis ins Wasser führende, etwa 12 Fuß breite Treppe daraus hervor, die sich auf der Höhe des zweiten Stockes aufs Doppelte verbreiterte und herauf führte bis nahe zu der Stelle, wo wir auf Aufforderung unserer Führer hin Platz nahmen, um einem kleinen Schauspiel beizuwohnen. Gegen ein Dutzend braune Knaben und ein erwachsener stattlicher Mann mit schönem schwarzem Vollbart standen unten innerhalb der Ruine auf dem Bankett des Wasserbeckens. Es sei gegen 40 Fuß tief, hieß es. Alle waren bis auf ein Lendentuch entkleidet und forderten mit Geschrei unsere Aufmerksamkeit. Dann plumps, plumps sprangen sie alle ins Wasser. Herauskommend erkletterten sie wie die Katzen die Ruine und nun sprang die ganze Gesellschaft aus den Fenstern über dem Erdgeschoß hinab. Wieder heraus und wieder hinauf gings zu der Halle über dem zweiten Stock, wo sie sich auf Pfeilern, in den Fensteröffnungen und wo es ging aufstellten und den Sprung zum drittenmal machten. Es waren

ihrer aber weit weniger, die Kleineren waren unten geblieben. Einige wenige stiegen dann noch einen Stock höher, der Erwachsene, der die Befehle gab, immer mit. Vierter Sprung; es sah grausig aus, indem man bei der großen Höhe fürchtete, einer würde zu weit und dann gegen die Steine springen. Unsere Besorgnisse waren unnöthig gewesen. Nun kam zuletzt der Mann allein herauf, kletterte höher und höher, und zuletzt, die vorspringenden Steine als Stufen benutzend, auf den Rest einer Bogenstellung hinauf, welche sich noch über dem dritten Stock erhob. Er wird doch nicht da hinunter springen wollen? Gewiß will er, hieß es. Oben stand er nun, die Arme vor der Brust gekreuzt, so daß die Hände beinahe die Schultern berührten. Wie messend und erwägend schaute er hinab, mehrmals sich langsam vor und rückwärts wiegend; alsdann — wir schrieen unwillkürlich Alle auf — bog er sich stark zurück und sprang dann vorwärts, in parabolischer Bahn kaum über Fußbreite an der Mauerkante des nächstunteren Stockwerkes vorüber, streckte sich kerzengerade und schoß mit dumpfem Fall genau mitten in die Piscina hinein. Die Höhe konnte nicht weniger als 40 Fuß betragen, da man die Stockwerke nicht unter 10 Fuß hoch anzunehmen hatte. Die ganze nackte Gesellschaft kam darauf eiligst die Treppe heraufgekrabbelt zu uns, klappernd vor Kälte, indem das Wasser ungemein kalt war, um den mit so dramatischer Steigerung erwirkten Bakschisch in die nassen Hände ausgezahlt zu bekommen.

Bald darauf, nachdem wir noch das großartige, schöne Grabdenkmal des Humayun besucht, das verlassen und verstaubt, aber doch ganz erhalten ist, und außer den Resten des Humayun, Vaters von Akbar, noch die zweier seiner Frauen und zweier Verwandten birgt, fuhren wir wieder Delhi zu. Wir kamen etwas vor Sonnenuntergang an. Auf den nächsten Frühmorgen war die Abreise nach Bombay angesetzt.



VI.

Bombay.

Kurz vor sieben Uhr in der Frühe verließ unser Postzug die uralte Delhi, von der wir, ach so ungern, Abschied nahmen. Wir hatten uns in einem Wagen von beschränkterer Weite als bisher einzurichten, denn die große Radschputanalinie, die wir nun entlang fuhren, erst 1880 dem vollen Betrieb übergeben, ist schmalspurig, nur 1 Meter Spurmaß bietend. Sir John Strachey und sein Bruder General Richard Strachey waren mit ihren eifrigen Bestrebungen für die kleine Spurweite durchgedrungen. Der Kostenpunkt soll schließlich entscheidend dafür gewesen sein, die große bequeme Spurweite von 66 Zoll durch die Meterweite (39½ Zoll) zu ersetzen. Der Spurenkampf muß lange und zähe geführt worden sein, indem das beträchtliche Stück Bahn zwischen Ahmedabad und Palanpur hinsichtlich der Dammanlage, der Brücken, Kurven u. s. w. für die große Spurweite hergestellt worden war, nun aber mit dem schmalen Gleis belegt ist. Ich erfuhr auf verschiedenes Befragen, daß die vorliegenden allgemeinen Erfahrungen nicht zu Gunsten der kleinen Gleisweite sprächen. Zwar sind die Baukosten ungemein viel geringer, da das kleine Spurmaß schärfere Kurven gestattet, also die Führung der Bahnlinie sehr

erleichtert, auch die Brückenbauten billiger macht; allein die Unterhaltungskosten für Bahn und Fuhrpark sollen, so versicherte man mich, den Unterschied mehr als ausgleichen. Beim Fahren selbst fiel uns die starke Systemänderung nicht wesentlich auf, nachdem wir uns mit der Kleinräumigkeit der Wagen abgefunden. Daß die ganze, von Delhi bis Bombay 888 englische Meilen* messende Bahn mit besonderer Sparsamkeit gebaut worden, fiel in allen Stellen auf. Die Stationsbauten waren von einer beinahe beklemmenden Einfachheit. Der Architekt hatte dabei, wie es scheint, geglaubt, dem indischen oder mohammedanischen Baustil doch einigermaßen Rechnung tragen zu müssen, und deshalb so zu sagen alle Gebäude als Kuppelbauten hergestellt. Dies klingt nicht so übel. Allein diese ewige Wiederholung der drei großen Bienenkörbe, ein höherer und zwei kleinere zu beiden Seiten, außen einfach cementirt, innen meistens die rauhen Ziegel zeigend, erschien auf die Dauer recht erfindungsarm. Mörtel und Ziegel waren längs der Bahnlinie gewonnen und hergestellt worden, das Zermalmen des Rohstoffs auf altindische Art geschehen. In einem kreisförmig laufenden Graben wurde ein stehender Kollerstein von Mühlsteingröße gerollt. Seine Achse bildete ein nach dem Kreismittelpunkt gehender Baumstamm, an dessen äußerer Verlängerung ein Joch für den Büffel angebracht war, der „verbundenen Augs" außen herum zu wandeln hatte. Vereinzelte dieser Kollergänge waren noch im Betrieb; die meisten, nicht zu zählenden an Menge, standen verlassen; Mahlstein und Baum hatte man herauszunehmen nicht der Mühe werth gehalten.

Landschaftlich bot die Gegend, durch die wir dahin fuhren, auffallend wenig von tropischem Charakter. Wiesenflächen von nicht besonderer Ueppigkeit, Hügelreihen, auch vereinzelte Erhebungen, etwas bewaldet, für eine mittelalterliche Burg

* Etwa 197 deutsche Meilen.

passend, dann auch kahle Felsrücken hie und da gestatteten öfter der Phantasie, die Fahrt in irgend ein europäisches Land zu verlegen. Dorfschaften waren selten. Man hatte indessen auch zu bedenken, daß die Bahnlinie sich nicht weit von dem Rande der großen „heiligen" Wüste hinzog, welche sich nach Westen fast bis zum Meer erstreckt und wohl beinahe die Hälfte der Radschputana (wörtlich Land der Königssöhne) einnimmt. Zu dem verhältnißmäßig rauhen Charakter der Landschaft stimmen die kriegerischen Neigungen, welche die Bevölkerung, zu der auch die streitfrohen Mahratten rechnen, bis heute noch besitzt.

Wo das Land höhere Fruchtbarkeit, fettere Wiesen, tiefere Wälder darbot, blieb es indessen die Gemahnung an die Tropen nicht schuldig, indem dort namentlich die Pfauen Staffage machten und mit ihrem herrlichen Federkleid nicht wenig prunkten. Sie schienen fast ausnahmslos wild zu sein, fürchteten aber offenbar die Menschen nicht. Zahlreiche Buntspechte in prächtigen Farben schossen häufig von Buch zu Busch oder schwänzelten auf den Telegraphensteinen. Nicht selten sah man auch Viehherden, den kargen Wohlstand der Landbevölkerung des Distriktes. Recht eigenthümlich, man muß sagen traurig ist es mit dem Viehstand bestellt dort oder sogar durch den größten Theil des Landes der Sonne. Wir allerdings sahen die Herden in ungefähr der günstigsten, nämlich der Regenzeit; das Vieh schien kräftig und hatte auch Futter und Wasser vollauf. Ganz anders aber in der dürren Jahreszeit. Heiße Winde dörren dann Gras und Kräuter hinweg, gering ist der Baumschutz; die Bewässerung muß künstlich geschehen, wozu die Zugochsen an den „Mothen" und „persischen Rädern" (Schöpfrädern) tagaus tagein im Gange gehalten werden. Unter der Bewässerung gedeiht freilich Alles gut, allein diese ist, auch diejenige hinzugenommen, welche aus dem großartigen künstlichen Sammelbecken kommt, nicht ausreichend. In der

Regel herrscht durch etwa sechs Wochen des Jahres Hungersnoth für das Vieh; mit knapper Noth wird einiges in den Dörfern auf den Beinen erhalten, vor Allem die Zugthiere an den Schöpfmaschinen. Im Uebrigen geht massenhaft in der trockenen Zeit das Vieh zu Grunde. Nach dem amtlichen Bericht des Sekretärs der landwirthschaftlichen Abtheilung für Indien beträgt der jährliche Verlust an verschmachtendem Vieh durchschnittlich 10 Millionen Häupter, deren Werth zu 7½ Millionen Pfd. Sterl. geschätzt wird.* Von den zu Grunde gehenden Thieren wird wenig mehr gerettet als die Häute. Der europäische Markt, auch der deutsche Theil desselben, nimmt alljährlich die Masse der leicht gegerbten Häute auf, welche auf diese Weise „gewonnen“ (!) werden. Aufs ernstlichste ist man bemüht, die Bauern zu veranlassen, um die Dörfer herum Baumanpflanzungen anzulegen, welche durch ihren Schatten die Vegetation erhalten. Die Schwierigkeiten sollen aber maßlos sein wegen des Eigensinnes und wegen der Schwierigkeit, die ersten Kosten aufzubringen, in welchen beiden Punkten der indische Bauer manchem andern nichts nachgeben soll.

Die Herden hält der Inder, insbesondere der Hindu, wesentlich wegen Milch und Butter (denen von Alters her Gebete und Hymnen gelten), nicht wegen des Fleisches. Denn seine religiösen Vorschriften verbieten ihm, angeblich weil bei der Seelenwanderung Menschenseelen in die Thierleiber gekommen sein können, den Fleischgenuß, und fester als alle Landesgesetze ist ihm die Religion. Dieses kulturhistorische Räthsel der Fleischenthaltung steht in seiner ganzen Besonderheit und tiefgreifenden Wirkung vor uns in Indien. Vielleicht 100 oder 120 Millionen Hindu — wenn die Zahl nicht noch viel zu klein ist — folgen streng diesem Regime, trotz Hunger und Leiden. Ein Beweis der Macht, welche die Phantasie, der

* So die angeführte Schrift Hunter's: Englands Work in India.

idealistische Zug auf den Menschen auszuüben vermag!! Eine Art von Unwillkürlichkeit muß übrigens heute dieser Enthaltung mit zu Grunde liegen, herbeigeführt durch Gewöhnung in uralten Zeiten. Denken wir doch nur an die Pferdefleischfrage bei uns, die wir Vernunftgründe für unsere Abneigung, ja Schauder vor dem Genuß desselben auch nicht zu finden vermögen, die wir überdies wissen, daß die vorgeschichtlichen Bewohner unserer Länder Pferdefleisch genossen haben. Den Genuß von Fisch gestattet dagegen die indische Regel ohne weiteres, wer weiß, aus welchem sonderbaren Grunde, weshalb denn das Fischereigewerbe aufs höchste blüht in ganz Hindostan. Ja die Dinge haben sich neuerdings so gestaltet, daß Indien deswegen vor einer Kalamität oder vielmehr schon mitten darin steht. Die Flüsse sind zu einem großen Theil bereits ausgefischt! Schonzeit hat nicht bestanden und so haben denn die Fischer bei dem wachsenden Bedarf zu immer engeren Netzen gegriffen, zu immer mehr raffinirten Kunstgriffen ihren Witz geschärft, um den armen stummen Bewohnern von Varuna's Elemente nachzustellen. Die indische Regierung sieht sich vor einem überaus schwierigen und ernsten Problem wegen der daraus erwachsenen Verarmung der Gewässer.

Sollte nicht übrigens in uns auch noch ein Rest stecken von einer dereinstigen religiös vorgeschriebenen Fischdiät? Sonderbar ist jedenfalls, daß die „fastenden" Katholiken sich an Fisch, der „Fastenspeise", so satt essen, als es ihnen beliebt. Und wenn die Beschränkung auf Fisch als Speise eine Religionsregel befolgen heißt, so muß doch eigentlich das Genießen anderen Fleisches eine Gebotsüberschreitung in sich schließen, Sünde sein.

Der Enthaltung vom Fleischgenuß, welche der Hindu das ganze Jahr hindurch übt, steht nun aber eine ganz merkwürdige Durchbrechung des Verbotes gegenüber, in welcher er sich bei gewissen großen Götterfesten ein oder zwei mal des

Jahres ergeht. Bei diesen Götterfesten, Pudscha geheißen, werden der gefeierten Gottheit Thiere in Menge geschlachtet, Schafe, Ziegen, Rinder, Ochsen, Hühner, und deren Fleisch von Allen ohne jeden Skrupel gegessen. In Kalkutta bei der großen Durga-Pudscha, von welcher Bose sehr Ausführliches mittheilt, werden Tausende und aber Tausende von Opferthieren geschlachtet und verzehrt. Er erzählt von einem fanatischen und zugleich pedantischen Nabob, welcher die vom Schachspiel her bekannte geometrische Zahlensteigerung bei seinem Opfer vor Kurzem zur Ausführung gebracht. Am ersten Tage des Festes lieferte er nämlich ein Schaf als Opferthier, am zweiten Tage deren zwei, am dritten Tage vier, am vierten acht, und so fort jeden Tag die Zahl verdoppelnd, so daß er am 15. Tage, dem Schlusse des Festes, gegen 32,000 Schafe an die Schlachtbank geliefert hatte. War dieses Wahnsinn, hatt' es doch Methode! Dem zu schlachtenden Thier wird von dem Opferbrahminen mit einem einzigen wuchtigen Hiebe der Kopf abgeschlagen; hierzu bedient er sich eines besonderen schweren Haumessers, dem Hakenschwert des Perseus einigermaßen vergleichbar.* Augenzeugen versicherten mich, daß auch bei Ochsen dieser Enthauptungshieb ausgeführt wird; Bose bestätigt das Kraftstück, das nach ihm ein überaus ekles Schauspiel darbietet. Die Opferplätze der finsteren Göttin sollen im Blute förmlich schwimmen. Die bei solchen Gelegenheiten dem Volke übergebenen Massen von Thierfleisch werden in manchmal zu abscheulicher Wildheit ausartenden Orgien verzehrt, wenn nicht, wie es auch wohl geschehen soll, des sinnlosen Ueber-

* Auf der vorjährigen indischen Ausstellung im Kunstgewerbemuseum war ein solches rituales Opfermesser, Talwar (von sanskrit t a r a v a r i, der Durchhauer), deren ich auch in Indien wiederholt sah, es hat eine handbreite, zwei starke Spannen lange wuchtige Klinge, die vorne sichelförmig eingebogen ist, und wird zweihändig an einem fußlangen Griffe regiert.

maßes so viel ist, daß die Thierkadaver massenhaft in den Fluß geworfen werden und, ans Ufer geschwemmt, in Fäulniß übergehen und die Luft weithin verpesten.

Der Sinn dieser bis zum Rasen gesteigerten Opfer ist, wenn man den Vorgang als Ganzes durch die Zeiten hindurch als volkspsychisch betrachtet, wohl schwer zu verstehen. Daß ein enger Zusammenhang zwischen dem heutigen indischen Brauch und dem Thieropfer der Alten besteht, scheint nicht bezweifelbar. Sollte hier nicht die Ansicht einzelner neuerer Forscher eine Bestätigung finden, wonach im Allgemeinen in der ganzen indo-arischen Völkerfamilie das Tödten der Fleischthiere als sündhaft erachtet gewesen, die Götter aber vermöge Annahme der ihnen geweihten Theile in Mitschuld gezogen erschienen? Nach dieser Ansicht ginge das Thieropfer, das wir bei den Alten so überaus regelmäßig dem Genuß des Fleisches der geschlachteten Thiere vorangehen sehen, nicht daraus hervor, daß den Göttern Mit-Genuß gewährt werden solle, sondern daß sie mit in die Verschuldung an der Verletzung des Thierschutzgebotes hineingezogen würden, worauf sie dann den Menschen wegen der Uebertretung nicht strafen könnten. Die Thieropfer wären auf diesem Wege allmählich die regelmäßige Versorgung der Städtebewohner mit Fleisch geworden, woraus sich die gewaltige Größe der Opferaltäre erklären ließe. Der kolossale pergamenische Altar ist uns ja nunmehr so genau bekannt. Daß das Opferfleisch daselbst regelmäßig abgegeben, doch wohl verkauft wurde, geht ja aus der bekannten Stelle (Kap. II) der Offenbarung Johannis hervor, wo der jungen Gemeinde von Pergamon empfohlen wird, nicht von dem Opferfleisch zu essen.

Wenn man angesichts der geschilderten indischen Gebräuche der vorstehenden Anschauung nachgehen dürfte, so stände Hindostan noch bei der ältesten Form, wo den Göttern nur bei seltenen Festen zugemuthet wird oder sie kaptivirt werden,

die Uebertretung zu gestatten; nach Westen hin wäre dann die Uebertretung in die Regel übergegangen und der letzte Schatten des Verbots wäre endlich, einem leisen Drohen mit dem Finger vergleichbar, der oben erwähnte wöchentliche Fischtag der Katholiken. Wie dem nun sein, wie die Archäologie die Frage auch entscheiden möge, jedenfalls verdient wohl der indische Thierschutz und die indische Thierfleischenthaltung volle Berücksichtigung im Entwicklungsproblem.

Die Landschaftsbilder flogen an uns vorüber, als wir, auf der Fahrt von Delhi nach Bombay, den Postzug der Radschputana-Linie benutzten; der Zug machte nur kurze Halte an den Stationen. Am Nachmittag indessen, gegen halb drei Uhr, erreichten wir eine Erfrischungsstation, eine jener willkommenen, welche auf der Eisenbahnkarte mit einem R („Refreshment") ausgezeichnet waren. Es war Bandhikui, wo wir in dem Bienenkorbbau zu Mittag speisten und wo leider das Eis für das Sodawasser ausgegangen war. Uns stand aber noch ein Ereigniß bevor. Nach rasch abgethaner Mahlzeit begaben wir uns in corpore zu unserer Menagerie, wo Dschebdy bereits beschäftigt war, das Thiervolk zu besorgen. Die Vögel waren etwas still, aber gesund, die beiden Affen saßen vor ihrem Kasten, durch ihre Ketten, die sich stark verwickelt hatten, verbunden. Zuschauer in Menge umstanden den offenen Packwagen. Da setzte eine hastige Bewegung eines der Umstehenden den scheuen „Gula" in Schrecken, so daß er einen plötzlichen Ruck an der Kette that und — diese sprengte. Anfangs merkte er nicht, daß er frei war. Allein auf einmal wurde er sich dessen bewußt, als er nämlich Dschebdy's nach dem Kettenstumpf greifender Hand ausweichen wollte. Sein Sprung brachte ihn aufs Trittbrett, ein neuer angstvoller unter den Wagen. Nun entstand allgemeines Rennen, Bücken, Treiben, Verfolgung. Eine förmliche Jagd der weißen Turbanmänner den Zug entlang ging aber los, als Herr Sp. fünf Rupien dem ehrlichen

Wiederbringer bot. Gula hopste aber unterdessen unter der Wagenreihe dahin, dann auf einmal zur Seite heraus, hinter ihm her die Jagd. Jetzt setzte er quer über die Gleise, vorüber am Stationshause, wo ausgebreitete Hände ihm nur eine andere Richtung gaben, nicht aber ihn aufhielten, und jetzt — da rannte er hin zwischen die Felder, und weiter und weiter. Noch einige angsterfüllte Blicke warf er zurück und dann ging's in vollem Lauf hinein in die Büsche und von da in den Wald. Mit hängenden Flügeln kehrten die letzten Verfolger zurück. Fünf Rupien nicht verdient, Gula fort! Vielleicht lebt dieser noch dort im schönen sonnenwarmen Wald, den gut angeschnallten Ledergurt um die Taille, daran den klirrenden Kettenstumpf. Daß ihn die dortigen Vettern mit den langen Ringelschwänzen wegen der Gürtelzierde besonders freundschaftlich empfangen haben, bezweifle ich, wenn er sie auch vielleicht für einen Orden ausgegeben hat. Aber seine wohl nicht ganz prügellose Freiheit möchte ihm schließlich doch noch lieber sein, als alle Schätze Berlins, deren sich seine Gefährtin, die kleine gute Susu, heute noch auf ihre possirliche Manier erfreut.

Gula war aufgegeben, was Herr Sp. mit Fassung trug; weiter rollte unser Bahnzug. Gegen Abend erreichten wir Dschaipur, den einstigen Sitz des himmelskundigen Radscha, auf dessen Bauwerke wir schon zweimal gestoßen. Auch Dschaipur besitzt ein von ihm erbautes Observatorium innerhalb seiner schweren Festungsmauern, die nämlich 20 Fuß hoch und 9 Fuß dick sind. Leider lag auch hier der Bahnhof, wie allermeist auf der ganzen Linie, ziemlich fern von der Stadt, so daß wir nur deren blaue Umrisse zu sehen bekamen. Der Palast des wißbegierigen, die arabische Tradition fortführenden Fürsten soll ein ganzes Siebentel der Stadt einnehmen. Allerlei interessante Auskunft gab ein munterer junger Engländer, der zu uns eingestiegen war, u. a. auch

über die recht blühende, an dem Platze betriebene Kunstindustrie der indischen Tauschirarbeit, d. i. Gold- und Silbereinschlagung in Stahl. In Agra hatte ich zu bereits früher erworbenen Stücken noch einen sehr schönen kleinen Schild, der in dieser Manier dekorirt war, erstanden; dieser wurde jetzt hervorgeholt und an ihm die eigenartige Technik besprochen. Die Industrie soll sehr viele kleine Leute beschäftigen, deren Geschick in der Aufbringung der feinen Golddrähte und -Plättchen auf die Stahlfläche geradezu bewunderungswürdig ist. Nicht gar lange nach Dschaipur erreichten wir Phalera*, wo eine Zweigbahn nach einem merkwürdigen See, dem von Sambhar abging. Es ist ein Salzsee, diesmal ohne Mormonen, der gegen 12 deutsche Meilen im Umfang mißt. Bei einfacher Verdunstung an der Sonne setzt sein Wasser vortreffliches Salz ab, welches der Verwaltung ganz bedeutende Einkünfte liefert. Der See führt den Beweis, daß die heilige Wüste Thurr einst Meeresboden gewesen. Meines Wissens ist sie bei uns geologisch noch nicht vollauf gewürdigt. Nach Professor Orenius' interessanter Theorie hätte man vielleicht auch Petroleum dort zu gewärtigen.

Gegen Mitternacht halbstündiger Aufenthalt bei Adschmir, der jetzigen Hauptstadt und dem Stolz der Radschputana. Sie wird für die malerischste Stadt von ganz Vorderindien gehalten. Ihre Marmorbauten, deren Grundmauern ein schöner tiefklarer See bespült, sollen von hoher Zierlichkeit sein. Einige Meilen westlich von Adschmir befindet sich noch eine besondere Merkwürdigkeit Indiens, von der wir durch ihre Nähe gestreift und dadurch für sie interessirt wurden. Es ist der heilige See von Poschkur am Rande der großen Wüste, der wiederum ein Beispiel von der Weise der Hindu abgibt, in welcher sie gleichsam die ganze Natur ihrer phantastischen Religion unterwerfen. Waren ihre alten inbrünstig angerufenen Vedengötter die Natur-

* P und h getrennt, nicht wie f zu sprechen.

mächte selbst, so hat der Brahmanismus es verstanden, nach und nach die Ideen so zu wenden, daß die Natur aus den Händen und Launen der bis zu Millionen an Zahl angewachsenen Götter, die jetzt das indische Gehirn beherrschen, hervorgeht. Brahma selbst hat, wie behauptet wird, den See besonders geschaffen und darum ist letzterer absolut heilig und seit vielen Jahrhunderten das Ziel frommer Pilgerschaft. Statt Poschkur wird, wohl genauer, auch Pauschkur gesagt; **pauscha** ist ein bestimmter Monat, **kuri** ein heiliger Ort. Ein Augenzeuge hat mir später erzählt, wie fanatisch in ihrer Verehrung für den See die Pilger oft seien. Sie kommen heran auf ihrer Wanderung, die letzten hundert Schritte in vollem wildem Lauf und stürzen sich mit vorgestreckten Armen, heiser brüllend, in das lehmige Wasser, von dem sie in sich schlingen, bis sie nicht mehr können.

Priesterschaft hat sich natürlich angesiedelt. Außerdem erachteten die fürstlichen Familien von ganz Indien, obwohl Brahma lange nicht so leidenschaftlich in den Kult hineingezogen ist, wie Wischnu und Çiva, es für religiöse Pflicht, an dem Seeufer Tempel zu errichten, ihn gleichsam in heilige Architektur einzuschließen. So ist denn der innerhalb eines Kessels zwischen hohen Sanddünen gelegene See nach und nach mit nicht weniger als drei dichten Gürteln von Tempelbauten umschlossen worden. Der innerste Gürtel liegt jetzt, einer säkularen Niveau-Aenderung des Sees wegen, fast ganz unter dem Wasserspiegel, aus dem nur einzelne Thürme und Kuppelbekrönungen herausragen. Der Anblick soll unseren Reisegefährten nach im höchsten Grade merkwürdig sein. Die Inder widerstreben dem von den Engländern ausgesprochenen Gedanken, den Seespiegel wieder zu vertiefen. Sie sehen vielmehr die Umarmung der Tempel durch Brahma's See als eine Göttergunst an. Etwas vom See entfernt am Dünenabhange liegen auch noch Tempel, ein großer, ganz in weißem

Marmor aufgeführter, Brahma geweiht, der allergrößte aber dem ruhmvollen Helden der Mahabarata, Rama, der — als Fleischwerdung Wischnus — göttlich verehrt wird. Erst vor wenig Jahren ist der letztere Bau vollendet worden, was für ein intensives Fortleben der Dichtung spricht. Als Reflexion äußerer Ereignisse hat sie durch zwei Jahrtausende hindurch in fortwährender seelischer Einwirkung auf eine ungeheure Bevölkerung deren Thun und Fühlen bis zur Beherrschung der Gemüther beeinflußt.* Abbildungen vom Tempelsee erlangten wir leider nicht.

Den nächstfolgenden Tag und noch eine Nacht dauerte unsere Fahrt durch die in Städten und Bergen noch mannigfach interessante Gegend, die für sich allein eine große Ausbeute an Sehenswürdigkeiten für eine indische Reise bieten würde. Erwähnt sei noch Ahmedabad, das wir am Abend des zweiten Tages erreichten, eine um 1412 gegründete Stadt, die früher nahezu eine Million Einwohner gezählt haben soll; 1872 ergab die Zählung rund 117,000. Die Straßen sollen weit und schön sein und sich dadurch auszeichnen, daß die einzelnen Blöcke oder Häuserinseln so ungewöhnlich groß sind; einzelne sollen bis 10,000 Bewohner zählen. Als hervorragende Kunstindustrie gilt jetzt die Töpferei daselbst. Nicht weit von der Stadt liegt eine herrliche Moschee, in welcher außer dem Sultan Ahmed, dem Gründer der Residenz, auch der Erbauer des großen Thurms in Alt-Delhi, Kutub-ud-din,

* In Benares findet alljährlich eine Mela (Fest) zu Ehren Rama's statt, die Ram-Lila oder das Ramaspiel. An einem der ersten Festtage wird die ganze Ramayana von Anfang bis zu Ende öffentlich vorgelesen, an manchen Stellen der Stadt werden mit enormem Pomp Episoden daraus aufgeführt; bei der letzten, wo Rama (jetzt „Ram") mit Ravana dem Beherrscher von Lanka (Ceylon) kämpft und diesen tödtet, soll die Zuschauermenge sich meist auf mehr als 30,000 Köpfe belaufen.

seine Ruhestätte in einem wundervollen Marmor-Grabdenkmal gefunden hat. In Ahmedabad gingen wir auf eine andere Bahn, die „Bombay-Baroda- und centralindische Linie" über.

In der Frühe des dritten Tages erblickten wir nach Westen das Meer und überschritten bei Surat auf einer endlos langen eisernen Brücke den Tagli. Dies war der erste von uns passirte Brückenbau, der nicht imponirte. Das eiserne Gitterwerk war auf runde, wahrscheinlich eingeschraubte Eisenpfeiler gegründet: das Ganze aber schien schwach und wenig zuverlässig. Die Gitterstäbe und Nieten klapperten, die Pfeilersäulen tremulirten, obwohl der Zug nur im Schritt-Tempo vorsichtig hinübergelootst wurde. Fast dicht am glitzernden Meer ging darauf die Fahrt hin, bis wir gegen halb eilf Uhr am „Kirchenthor" Church gate — mit Sanskritschrift stand mit vier Zeichen angeschrieben: Tschartsch get — fahrmüde dem Wagen entstiegen; die Bahnreise hatte doch ganz nahe 52 Stunden gedauert.

Bombay liegt an der Spitze einer sich nordsüdlich erstreckenden schmal auslaufenden Insel, auf deren äußerstem Südkap Abends der Leuchtthurm sein drehendes Licht ausstrahlt. Der schmale Meeresarm, welcher im Norden und Nordosten die Bombay-Insel — Mumbee sagt der Inder — vom Festlande trennt, wird an zwei Stellen von Eisenbahnbrücken überschritten. In dem ungeheuren Hafen, richtiger gesprochen der Meeresbucht zwischen Bombay und dem Festlande,* liegen noch mehrere kleinere Inseln, darunter auch die berühmte Elephanta, von der Stadt aus in blauer Ferne, aber doch noch deutlich sichtbar. Unser Quartier nahmen wir in dem großen Esplanadenhotel, welches, ringsum freigelegen, an das Südende eines prächtigen grünen, von Baumalleen eingefaßten Platzes stößt. Folgende Abbildung gibt eine gute

* Die Hafenbucht hat eine Fläche von etwa $2\frac{1}{2}$ deutschen Quadratmeilen.

Vorstellung von demselben. Von den Balkongallerien unserer auf dem dritten Stock nach Norden liegenden Zimmer aus hatte man einen ausgezeichneten Ueberblick über die Stadt. Vor uns die Esplanade, links hinauf stattliche neue Häuser, weiterhin eine Reihe oder Gruppe großartiger öffentlicher Bauten in englischer Gothik, rechts die älteren niedrigeren Häuser des das Fort genannten Stadttheils, dessen Befesti-



Bombay, Esplanaden-Hotel.

gungen vor 11—12 Jahren beseitigt worden sind. Im Mittelgrunde jenseits der Esplanade beginne, so zeigte man uns, das eigentliche indische Viertel; im Hintergrunde links und rechts sah man die Erhebungen des Malabarhügels und des Byculla genannten Stadttheiles, wo die Privatwohnungen der Europäer auf die kühleren Höhen hingebaut sind.

Der Seewind bringt dem Hotel angenehme Kühlung aus

erster Hand von Westen her; zum erstenmal auf der ganzen Fahrt fanden wir daher keine Punkha über der Mittagstafel. Europa nahte sich wieder. Standen doch auch auf dem Speisetisch wieder die Minton'schen Majoliken, immer dieselben blaßgelben Putten, welche mühsam eine Blumenschale tragen, die stereotyp lächelnden Faunmasken und die grünglasirten Blätter, als ob wir im Grosvenor-Hotel in London wären. Wo England herrscht, bringt es sich selbst mit. Auch der Kellner im Frack war wieder der Bedienende; nur die Träger, welche die Speisen hereinbrachten und die Teller wegräumten, waren noch braune Söhne des Sonnenlandes.

Unser erster Ausgang am Nachmittag war der zum deutschen Konsulat, welches im Kaufmannsviertel, dem Fort, liegt. Ich sollte dort eine Sendung indischer Metallwaaren finden, die der thätige und erfolgreich wirkende Industrie-Inspektor Buck von Khanpur mir dahin zu senden versprochen hatte. Herr Buck hat es verstanden, überall in seinem Bezirk (in den Nordwestprovinzen) die flau und unsicher gewordene indische Arbeiterhand durch das erdenklich beste Mittel wieder zu erhöhter Thätigkeit zu bringen, dadurch nämlich, daß er statt auf europäische, auf indische gute Muster zurückverwies, sie in Schule und Werkstatt als Vorbilder hinstellte und ganz innerhalb des Stilgefühls des Landes weiter zu bilden Veranlassung gab; überall sind gute Erfolge rasch eingetreten und versprechen noch sehr viel Gutes für nahe Zukunft. Alte halbvergessene Muster wie Geschicklichkeiten wurden wieder aufgefunden und neubelebt, aber auch bemerkt, daß es hohe Zeit gewesen war, sollte nicht manches völlig in Vergessenheit versinken. Auf dem Wege durch das Fort fesselten uns Läden und Schaufenster links und rechts. Hier waren es die rankenwerkbedeckten Silbergefäße von Kaschmir, dort reiche Arbeiten in Bombaymosaik, dann wieder emaillirte, tauschirte, getriebene Kupfer- und Bronzewaaren und vieles andere, was den rasch

angesetzten Gang immer wieder unterbrach. Von dem mit dem mannigfachsten Kunstwerk erfüllten Laden des wohlgenährten, mit seinem weißen indischen Anzug gleichsam bespannten Puhu-mull in der Hammamstraße konnten wir uns kaum trennen, indem er uns ein schönes Stück nach dem anderen vorlegte und namentlich neben die Metallwaaren die prachtvollsten Stoffe und Decken legte. Wir bereiteten unsere Ankäufe bei ihm nur in vorläufiger Musterung vor.

Den Konsul trafen wir nicht zu Hause, er war nämlich ein wenig nach Europa gereist; sein Vertreter, Herr Müller, empfing uns aber mit liebenswürdiger und munterer Zuvorkommenheit. Meine Kiste von Khanpur war richtig eingegangen, wurde alsbald zum Gasthof gesandt. Wir erfuhren auch vom Vizekonsul, daß unser Schiff am 16. spät, oder am 17. früh abgehen werde, einen Tag später, als wir angenommen; da wir den 13. zählten, blieben uns drei Tage für Bombay. Die freundliche Einladung zum Abendessen auf Malabarhill nahmen wir mit großem Danke an.

Es wurde nun ein Gang oder vielmehr eine Fahrt in das indische Viertel angetreten. Dieses ist wie mit dem Messer von dem englischen Theil der Stadt abgeschnitten. Da war wieder Indien in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, ein Leben und Weben, ein Rennen und Thun, daß man Europa wieder weit entrückt wußte. Auffallend häufig war der Perser mit seiner hohen schwarzen Kappe (Mitr) zu erblicken, China dagegen schien wie verschwunden. Ein Handwerksfleiß wie ein Bienenschwarm zeigte sich überall. Da saßen auch in ihren vorne offenen Werkstätten die Schreiner, welche die zierliche Bombaymosaik anfertigten; wir versparten uns die eingehende Besichtigung auf den anderen Tag. Ein Tempel zog jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte viel Ornamentik und war außen geschmückt mit einer Reihe farbiger Statuen, die in sitzender Stellung auf Pfeilern und Konsolen angebracht waren; sie schienen

Heilige oder Derwische vorzustellen; alles sah ziemlich neu aus. Es hieß, der Tempel sei buddhistisch, was ich dahingestellt sein lassen muß, da Genaues nicht zu erfahren war; leider war der Zutritt durchaus nicht zu erlangen. Weiterhin gelangten wir zu einem großen Kund oder Tempelteich, der durch eine Mauer von der Straße getrennt war. An dieser selbst wohnte die ehrsame, fleißig hämmernde Kaste der Kupferschmiede, deren Werkstätten mit ihren blinkenden Waarenvorräthen und der coram publico betriebenen klopfenden, schabenden, polirenden, putzenden Thätigkeit ein überaus lebensvolles interessantes Bild darbot. Es hieß, daß gegen tausend die tamba Bearbeitende dort zusammen beschäftigt seien. Während der Rundfahrt neigte sich der Abend, so daß wir nach vollzogener äußerer Auffrischung im Gasthof alsbald nach Malabarhill zum Konsul aufzubrechen hatten. Der Weg schlängelte sich zwischen interessanten landhausartigen Bauten auf die Höhe, wo man in die ausgedehnte, in Terrassen aufsteigende Wohnstätte des Konsuls gelangte, in der jetzt unser liebenswürdiger Wirth residirte. Die Stadt breitete sich im Abendnebel fast ringsum aus; wie verstreute weiße Funken schimmerten die Gaslichter herauf, der Leuchtthurm schwenkte einen langen Lichtstreif durch den Abendnebel über die mächtige, leise summende Stadt hin.

Drinnen erwartete uns ein vorzüglich besetzter Tisch und muntere lebhafte Unterhaltung mit dem Wirth und deutschen Freunden desselben. Zum erstenmal durchbrachen wir auch hier die auf der ganzen Reise festgehaltene Regel, geistige Getränke zu meiden, und ließen in trefflichem rheinischem Gewächs das Vaterland leben. Nur die Perlchen, die uns auf die Stirne traten und trotz der wehenden Schwingfächer immer wieder vorbrachen, erinnerten mechanisch daran, daß wir, obzwar in heimischer Umgebung, uns unter den Tropen befanden.

Der folgende Tag flog rasch dahin. Wir machten Fahr-

ten und Gänge durch die Stadt, namentlich auch, um die einheimische Bevölkerung in ihrem Gebahren am europäischen Sonntag zu beobachten. Derselbe hat in Bombay merkliche Einwirkung auf das indische Leben gewonnen; überall ist doch dieses begrenzt und eingeschnitten von der abendländischen Kultur. Freilich arbeiten viele Handwerker des Sonntags wie sonst; Handel und Wandel thun, als kümmere sie das Fremde nicht. Indessen sind auf den Werften, in Fabriken, bei öffentlichen Bauten so viele indische Arbeiter beschäftigt, daß deren Rückfluß und Unthätigkeit am Sonntag doch dem ganzen Volkstreiben einen anderen Anstrich, als der werktägliche ist, aufprägen. Vom „Apollo"-Bandar oder -Hafen aus — man sieht die Stelle auf unserer Abbildung, oben gleich neben dem weißen Bau, welcher ein Hospital ist — die Schiffswerfte entlang wandernd, erhielten wir einen Einblick in die überaus großartigen Hafenanlagen. Da liegen mächtige Kauffahrer, Postschiffe, Kriegsdampfer, da steht am Ufer gewaltiges Krahnhebewerk, da reiht sich ein Magazin an das andere mit seinen Höfen und Plankenzäunen. Ein gewaltiges Kohlenmagazin fiel uns besonders auf, dessen Lagerplätze wie von massigen Mauern durchzogen waren, aufgebaut aus Klötzen von Stückkohlen. Ob von unseren auf der See so bewährt gefundenen Westfälingern welche dabei wären? An das Hauptthor der Umfriedigung gelangend, lasen wir nicht ohne Staunen die Aufschrift des Schildes der großen Firma, welche in dem schwarzen Artikel handelte. Sie lautete in gutem Deutsch: „Baseler Missionsgesellschaft." Wie? Basel ein Kohlenbergw— — Nun, nun, man mußte sichs zurechtlegen. Ohne Fonds kann auch Mission nicht betrieben werden, und Heidenstrümpfe sind in Ländern, wo die Strumpflosigkeit Bedürfniß wird, ohnehin nicht abzusetzen. Merkwürdig ist, fiel mir ein, wohin doch die in Europa den Missionsgesellschaften von treuen Gemüthern gelieferten Heidenstrümpfe eigentlich gelangen, da so

zu sagen das ganze Gebiet der Missionen in dem Erdgürtel liegt, in welchem die Eingeborenen ihre Strumpffreiheit auf keine Weise entbehren können. Die bezügliche Statistik ist wohl noch nicht „aufgemacht“ worden.

Ueber die Ergebnisse der Missionen in Indien leben wir doch vielfach noch in irrthümlichen Anschauungen. Schopenhauer, der, man weiß nicht recht, ob in hoher Ironie oder ernsthaft, in weltverachtendem Grimm, in der hinduistischen Askese und dem buddhistischen zur Erstarrung der Seele führenden Nirwana das Letzte sieht, beschäftigte sich viel mit der Frage; er führt wiederholt an, daß statistisch die christliche Mission soviel wie gar keine Fortschritte in Indien gemacht. Aeußerlich ist für den Reisenden auch wenig davon zu merken. Die Wahrheit ist aber, daß eine keineswegs unbeträchtliche christliche Propaganda durchgesetzt worden ist. Die Gesammtzahl der dem christlichen Bekenntniß geworbenen Inder beträgt jetzt nach Hunter etwa 1½ Millionen, was an sich gewiß bedeutend, wenn auch gegen die Ziffer der Bevölkerung, 254 Millionen, nicht viel zu nennen ist. Ueber eine Million der Proselyten kommen auf das katholische Bekenntniß. Dies scheint begreiflich, da so mancherlei Aeußerlichkeiten der katholischen Riten mit denen der Hindu übereinstimmen, ja mit Wahrscheinlichkeit von denselben zu uns gelangt sind, und die Form bei dem römischen Kirchenwesen doch sehr im Vordergrunde steht. Für den Protestantismus sind die bestehenden Lehrähnlichkeiten eher ein Hinderniß als eine Förderung. Die indische große Trimurti oder Dreieinigkeit, aus Brahma, Wischnu, Çiva bestehend, zieht der ungebildete Hindu, als ihm weit verständlicher, der abendländischen dogmatischen vor, auch ist seine Phantasie mit den zahlreichen Avataren oder Fleischwerdungen Wischnus befriedigend beschäftigt. Der gebildete Hindu andererseits, so berichtet Hunter wörtlich, „denkt, daß Dreieinigkeiten und Fleischwerdungen zu einer Stufe der Verstandes-Entwicklung gehören,

die er hinter sich habe.“ Bedeutend ist das Kontingent zur christlichen Hindugemeinde, welches das nationale Unglück der sich so oft wiederholenden Hungersnöthe stellt, indem die Regierung mit den zahlreichen Waisen, welche aus halbausgestorbenen Dörfern ihrer Fürsorge unbedingt zufallen, in der That nichts anderes anfangen kann, auch bei gänzlicher religiöser Neutralität, als sie den großartigen christlichen Waisenanstalten zuweisen.

Eine segensreiche Einwirkung, die unabhängig vom Bekenntniß bleibt, üben die Missionen darin aus, daß sie Erziehung und Bildung verbreiten, vermöge ihrer tüchtigen Schulen auch an außerordentlich Viele, welche der Hindureligion angehörig bleiben. So gelangt aber ein stetiger Strom von humanen, bessernden, erhebenden Anschauungen in das große Land, so daß in der ganzen Bevölkerung ein geistiges Glimmen und Erglühen vor sich geht, welches die Gemüther den Keimen wahrer edler Menschlichkeit, dem inneren Ziele des Christenthums, öffnet und befreiend auf die Volksseele einwirkt und zwar sowohl bei Hindu als Mohamedanern und Buddhisten (auf Ceylon). Dieser innere Vorgang tritt uns im Gespräch, in der Lektüre, in der Presse überall entgegen und läßt erkennen, daß Englisch-Indien in eine großartige Entwicklungsbewegung einzutreten im Begriff steht oder schon eingetreten ist, deren Bedeutung täglich zunimmt. Den Wellenschlag derselben spürt soeben England, ja Europa, wegen der schon während unserer Anwesenheit lebhaft verhandelten Gerichtsbarkeitsfrage, die in der Ilbert-Bill im englischen Parlament die Parteien gegen einander führt. Unverkennbar ist die neue Bewegung seit der Niederwerfung des Aufstandes vor fünfundzwanzig Jahren erst in Fluß gekommen. Die Revolution, die sich damals wild und gewaltsam nach außen kundthat, ist seitdem in einen innerlichen Prozeß umgeschlagen, der weit größere Folgen haben könnte, als der wildfanatische Ausbruch

der alten Denkform damals, eben weil er die letztere umgestaltet.

An diesen Vorgang im inneren Leben Indiens haben die Missionen durch ihre Schulen mitgewirkt, allerdings nur mittelbar. Ihre unmittelbare Einwirkung, diejenige auf dem religiösen Gebiet, sieht dagegen für den Beobachter weniger erfreulich aus. Da macht sich in Wort und Schrift jene Selbstgefälligkeit geltend, welche breit auftreten kann, da sie die Macht hinter sich hat, innerlich aber im Formelwesen stecken geblieben ist. Die Missionäre haben einige ganz brauchbare Bücher über Indien geschrieben. Wenn sie aber darin auf das eigene Thema kommen, wo z. B. die Inder immer so wohlgemuth als „Heiden" titulirt werden, so sieht man, daß sie ihre große Aufgabe nur handwerksmäßig auffassen. Der Inder ist nicht heidnisch, sondern tief religiös; religiös bei wahrer innerer Frömmigkeit, auch größter Opferfähigkeit, wie wir oben gesehen, freilich auch bis zu leerem Formelwesen oder zu blindem Fanatismus. Wer aber will dafür den ersten Stein auf sie werfen? Denken wir doch an Marpingen, Lourdes und andere, noch viele viele andere Stellen. Ihre Religiosität macht sich in ihrem Denken und Schreiben erkennbar. Ein Volk, dessen Dichter eine Sakuntala schufen, dessen Dichtung und Philosophie überhaupt schon wunderbare Blüthen trieb, als bei uns noch die Kultur ganz in der Tiefe stand, hat von vornherein Anspruch auf Anerkennung seines Seelenlebens. Ein deutscher Prediger, er hieß Herder, hat ihm dieselbe nicht versagt. In seiner Vorrede zu Georg Forsters Sakuntala-Uebersetzung lesen wir doch: (Ihre) „Begriffe der Religion, zumal in den Wohnungen des Paradieses, sind (wer darf's leugnen?) selbst paradiesisch."

Der Missionär Sherring führt übrigens eine merkwürdige Aeußerung eines gebildeten Inders an, welche ich glaube erwähnen zu müssen. Es handelte sich in dem Gespräch um die

Mittel, den soi-disant Götzenkultus zu beseitigen. „Wir brauchten", sagte der Inder endlich, „einen Luther unter uns! — — Welcher geistige Hochblick, welch unerwartetes Urtheil verräth sich hier, welches Verständniß der Aufgabe! Ich kann mir die Szene der Unterredung vorstellen, und meine, der Sprecher hat bei seiner Aeußerung den Angeredeten nicht angesehen. Einen Martin Luther brauchen sie, „einen eigenen, indischen, keinen importirten, weder aus London, noch aus Basel", so mochte eine ungesprochen gebliebene Parenthese gelautet haben. Von innen heraus, aus der eigenen Volksseele hat die Wandlung stattzufinden, sind die Ideen zu läutern, ist die Form zu suchen, in welchem die dick überwucherten Keime zu Gutem und Großem, die im Volke schlummern, ans Licht geführt werden können. Einen Luther, der mit dem Kastenwesen aufzuräumen versteht, der die Priesterwirthschaft wegfegt und dem so ausgesprochenen Religionsbedürfniß des Volkes mit gereinigten und veredelten Ideen entgegenkommt. Ob die in Bengalen aufblühende Gesellschaft „Brahmo-Samadsch" (d. i. Brahma-Versammlung) welche sehr freisinnige, aber indische Grundsätze pflegt und verbreitet, die Reform in Fluß bringen wird, ist sehr die Frage, da sie einstweilen gegen die starre Zwingburg der Kastenregel noch nicht vorzugehen wagt.

Es liegt auch gewiß in Englands wahrem Interesse, eine innere reformirende Bewegung Gestalt gewinnen zu sehen. Ein mächtiger Bundesgenosse einer solchen ist bisher noch ganz außer Mitwirkung geblieben, ein großer, über eine ungeheure Armee gebietender Bundesgenosse — es ist das weibliche Element. Würden die indischen Frauen erst einmal aus der jammervollen Geisterbeschränkung, zu welcher sie verdammt sind, herausgeführt an die freie Luft des eigenen Denkens, würden sie, die Erzieherinnen des künftigen Geschlechts, erst einmal aufhören, durch tägliche Beichte und Kniebeugung vor den Erb-

priestern deren Stellung immer aufs neue zu befestigen, so würde eine neue Aera für Indien begonnen haben.

Beachtenswerth ist, daß die Chrysalide bereits an ihre Hülle pocht. Die indische Frau beginnt an den Riegeln zu rütteln, welche sie von der Welt abschließen. Sie wird inne, daß ihr Geschlecht nicht immer wie heute im geistigen Joch gegangen sei. Mit Spannung lauscht sie den neuerdings von den Blättern gebrachten Erzählungen von ausgezeichneten indischen Frauencharakteren. Sie bewundert die Durgavati, Königin von Gurrah, welche den Muth besaß, selbst gegen den gewaltigen Akbar die Rechte ihres Kindes zu vertheidigen, dafür selbst in die Schlacht zog, nach schwerem Kampfe besiegt ward und sich dann, wie ein Römer, den Tod gab.

Noch mehr. Eine junge schöne Inderin, Roma Bai mit Namen, hat studirt und setzt jetzt die Pandits in Erstaunen durch ihre Gelehrsamkeit, wie dadurch, daß sie mit dem Herkömmlichen gebrochen hat. Sie hat die geistige Sklaverei der indischen Frau erkannt, und reist nun mit ihrem Bruder umher, Vorlesungen zu halten über die Emanzipation ihrer eingeschlossenen Schwestern. Ein hinduistischer Zeitungskorrespondent berichtet davon Folgendes: „Sie (die Geschwister) wurden überall mit Enthusiasmus von den Hindu aufgenommen, die entzückt waren, ihren heiligen Sanskrit von Frauenlippen zu vernehmen. Es deuchte ihnen, als sei Saraswati (die Göttin der Beredsamkeit) zu ihnen herniedergestiegen. Statt in einem heißen engen Zimmer saßen wir auf einer breiten offenen Terrasse unter freiem Himmel, den vorüberfließenden Ganges zu unseren Füßen. Die Zusammenkunft fand um halb fünf Nachmittags statt, als die Terrasse im Schatten der westwärts gelegenen Häuser und Bäume lag. Am östlichen Ende der Terrasse war ein kleiner Marmortisch aufgestellt, ein Wasserglas mit Blumen darauf, einige Stühle ringsum gestellt. Dort stand Roma, das Antlitz gegen Westen gewendet, und sprach

zu ihren Zuhörern. Zu ihrer Rechten strömte der Ganges, bedeckt mit langen breitsegeligen Booten von einer Form, die vielleicht zwei Jahrtausende alt ist. Wenig oder nichts in der Umgebung erinnerte sie oder ihre Zuhörerschaft an europäische Civilisation. (!) Der klare blaue Himmel und der breite Strom, welcher, die Mauern von Benares bespülend, heranfloß, beherrschten alles andere. Es war ein Ort, welchen Buddha gewählt haben könnte, um zu denen, die ihm folgten, zu sprechen."

Leider bricht meine Quelle hier ab. Gerne hätte man von dem Inhalt von Roma's Rede gehört. Hunter sah die junge Dame, welche zur Zeit unserer Reise 22 Jahre alt war. Er bezeichnet sie als schlank und von mädchenhaftem Aussehen, blond, mit lichtgrauen Augen. Sie war verlobt mit einem bengalischen Sachwalter in Kalkutta.*

* In der jüngsten Zeit brachte die Frankfurter Zeitung folgende, sich an das Gesagte wie unmittelbar anschließende Korrespondenz: Indien macht in der Frauenemanzipation gewaltige, fast zu große Fortschritte. Es ist oder scheint noch nicht so lange her, seit die letzte Sutti-Feier stattfand und die trost- und hoffnungslose Hinduwittwe auf demselben Scheiterhaufen den freiwilligen Tod suchte, der die Leiche ihres Gatten verzehrte. Nun ist gar in Indien ein Zeitungsorgan gegründet worden, welches nicht nur die Verminderung der Hochzeitskosten befürwortet, sondern sogar Inserate aufnimmt von Hinduwittwen, die zum zweiten — oder dritten — male in den heiligen Stand der Ehe zu treten wünschen. Ein Inserat rührt von einer zwölfjährigen Wittwe her, deren Vater für seine Tochter die Hand eines Bengali-Gentleman wünscht. Doch ist das Annoncenfieber keineswegs auf das schwächere Geschlecht beschränkt. Die Männer sind ebenso gern bereit, vermittelst der Annoncen in den indischen „Matrimonial News" ihre bessere Hälfte zu suchen. Da ist u. A. ein Beamter des Baudepartements, der seine „schönen Züge und hübsche Gesichtsfarbe" als Hauptlockspeise annoncirt, und ein Bengali-Gentleman, ein Associé in einem Handelshause, wünscht

Die Begeisterung des indischen Korrespondenten für das Sanskritsprechen der Roma Bai ist übrigens an sich ebenfalls ein Kennzeichen von einer vollzogenen Wandlung in den indischen Anschauungen. Sagt doch in dem „Lehmkarren“ der Lustigmacher Maitreya, offenbar in Uebereinstimmung mit dem Publikum noch:

Ein Frauenzimmer, welches Sanskrit spricht,
Das schnüffelt grade wie die junge Kuh,
Durch deren Nase man soeben erst
Den Strick gezogen hat.

(Uebers. v. Fritze*).

Wie man bemerkt, regt sich das Geistige in Indien und es möchte die Zeit nahe sein, wo es aufs Neue zum Erblühen kommt. — Doch zurück zum Materiellen, wovon mich das fromme Kohlenmagazin abgelenkt hatte.

Die vom Hafen her in die Inderstadt reichenden Straßen zeigen die merkwürdigste Schattirung in ihrem Verlauf. Sie dringen wie Bohrer, wenn der Vergleich erlaubt ist, ein mit der europäischen Arbeitsweise in die einheimische. Da draußen in der Welt lernt man verstehen, daß Entfernung als solche auf dem großen Weltgürtel Ozean nur unwesentlich in Betracht kommt, seit der Dampf den Steven durch die Wellen treibt und die Erde ihr elektrisches Nervensystem erhalten hat; der Verkehr mit Fristen, an die man gewöhnt ist, tritt als Bindeglied zwischen die Emporien der verschiedenen Civilisationen ein und rückt sie an einander. In diesem Sinne

zum Behufe der Ehe die Bekanntschaft einer „gebildeten und schönen Dame“ zu machen. Der nächste Schritt wird die Gründung eines Heirathsbureaus „mit strengster Verschwiegenheit“ sein. Und da behauptet man noch, die Hindus seien der westländischen Civilisation nicht fähig!

* Mricchakatika ꝛc. metrisch übersetzt von L. Fritze, Chemnitz, Schmeitzner 1879.

liegt Bombay auf der Schwelle Europas und betreibt deshalb seine Arbeit auf dem Schwellenrande auf europäische Art. Ich meine nicht den wirklichen europäischen Fabrikenbetrieb, wie er uns z. B. in der Fleming'schen Baumwollspinnerei entgegentrat, die wir mit dem Zug vorgestern passirt hatten, wo man durch die großen Fenster des Maschinenhauses die 1000pferdige Dampfmaschine ihr riesiges Rad herumschwingen sah; das ist fremde Kolonie, nicht Indien. Ich meine vielmehr die handwerkliche Arbeit der Bevölkerung. Dicht am Hafen haben sich Werkstätten aufgethan, in denen die Eingeborenen arbeiten, mit eisernen europäischen Hülfsmaschinen, als da sind Drehbänke, Hobelmaschinen, Bohrmaschinen u. s. w., offenbar bei Ausbesserungsarbeiten für die Schiffe äußerst nützlich, ja unentbehrlich. Betrieben werden die Maschinen, beiläufig bemerkt, durch deutsche Gasmotoren. Da rasseln die Räder, da spritzt das Oel, da schnurren und klappen die Treibriemen, da poltert der Niethammer. Weiter in die Stadt hinein werden dieser Hülfsmittel der „Civilisation" weniger und weniger, sie erscheinen neben und unter dem schlichten unvollkommenen Geräth der Eingeborenen. Endlich, wo das Stadt-Innere erreicht wird, herrscht die indische Form allein.

Für den Freund der Anthropologie hat dieses Crescendo des Eindringens machinaler Künste, welches für unseren Verkehr mit jenen Ländern ja so unendlich wichtig ist, einen wehmüthigen Beiklang. Groß und bedeutend, wie unsere verstandesscharfe Meisterung und Leitung der Naturkräfte ist, bedeutet sie auch zugleich eine Entfernung, Entfremdung von der allgütigen Mutter Natur, während die schlichten urthümlichen Methoden der Landeskinder ihr noch so freundlich nahe geblieben sind. Bei uns arbeitet der eiserne seelenloose Knecht, bei ihnen der ganze Mensch mit seiner Kraft, seinem Geschick, seinem ganzen Wesen. Lebhaft steht noch zur Stunde eine indische Drechsler-

werkstatt vor meinen Augen, vor der wir, von dem Anblick gefesselt, unseren Gang nach dem Stadt-Innern unterbrachen. Der Meister im großen weißen Turban war eben beschäftigt, einen jener prächtig geformten Pfosten zu bearbeiten, welche in reicher farbiger Stilisirung das „stilvolle" echt indische Bett tragen. Die Arbeit mit dem Drehmeißel ging eben zu Ende. Jetzt wurde der Lack aufgetragen und abgeschliffen. Dies geschah auf der Drehbank, wie schon früher beschrieben, indem eine große Lackstange gegen das in Bewegung erhaltene Drehstück gepreßt und darauf die abgegebene Farbenschicht mit Palmblattschnitzeln abgeschliffen wurde. Drei kräftige Bursche zogen hin und her an dem Riemen, mittelst dessen dem Arbeitsstück eine hin- und hergehende Drehung ertheilt wurde, etwa wie man sie dem Quirl zwischen den Handflächen gibt. Gegenüber dem Meister zogen zwei an dem Riemen, neben ihm einer der Gehülfen. Mit der linken Hand führte der geschickte Mann das mit Palmblatt umwickelte Schleifholz, mit der Rechten half er noch an dem Riemen ziehen. Es nahm sich pompös aus, diese energischen kraftvollen Bewegungen, mit welchen taktgemäß die muskulösen jungen Männer in ihrer malerischen Halbgewandung den Zugriemen führten, während der Meister wie in klugem Stolz sein Werkzeug handhabte und uns gelegentlich mit einem selbstbewußten Blick streifte. Zwei vortrefflich gearbeitete fertige Stücke, die an der Vorderwand lehnten, zeigten, was hier geleistet werden sollte und konnte. „Kherrad!" triumphirte Dscheddy zu mir hin mit leuchtenden Augen; er kannte mein Interesse von Kalkutta und Benares her. Ein „bahut 'tschaa" (sehr gut) meinerseits stimmte ihm anerkennend zu. Auch die Nachbarn freuten sich über das Geschick des fleißigen Meisters und nicht wenig über die demselben von den Sahiblogs gezollte Anerkennung.

Am Nachmittag besuchten wir den vielfach uns gerühmten zoologischen Garten der Stadt. Er ist groß und hübsch an-

gelegt, auch reich an gut untergebrachten und gehaltenen Bestien. Wir suchten nicht diese, sondern die Menschen. Es war ein buntes Getreibe und stellenweise Gedränge. Am meisten fielen die Perser mit ihren hohen schwarzen Mitren auf. Sie waren fein in ihre Landestracht gekleidet und beobachteten eine vornehme Zurückhaltung und Gemessenheit, ihre Tracht ist steif und unkleidsam; langer weißer Rock, von schwarzem Ledergürtel gehalten, weiße Beinkleider — kamen doch die Hosen durch die Perser zu den alten Griechen und Römern — schwarze, vorn stark aufgebogene und zugespitzte Schuhe. Auf das bewegliche Treiben der Hindu sahen sie fast verächtlich herab. Die Perser sollen im westlichen Indien eine ähnliche Rolle spielen wie die Armenier im östlichen, die des Besitzenden und Dominirenden; sie schienen die europäische Sonntagsfeier als das Vornehme, Hochfeine für sich adoptirt zu haben.

Unser Vorsatz, am folgenden Tage die Fahrt nach Elephanta und seinen berühmten Höhlentempeln anzutreten, wurde leider durch die Unruhe der See vereitelt, so daß wir dieses Schaustück Bombay's, das einzige, welches aus alter Zeit stammt, nicht zu sehen bekamen. Dafür wurden die Industriestudien um so eingehender fortgesetzt. Die uns am meisten bekannte Bombayer Industrie ist diejenige der zierlichen Mosaik, mit welcher dekorirt so viele Kästchen, Buchdeckel, Kartenkästchen und andere Dinge zu uns auf den Markt gelangen. Ihre silberig schimmernden Sternchen, Rauten, Dreieckchen, Leistchen haben ja ungemein viel Freunde bei uns gefunden. In Bombay sieht man die Technik in zahlreichen Werkstätten treiben. Dieselbe ist persischen Ursprungs und vor etwas über hundert Jahren von Schiras über Sindh nach Bombay (auch Baroda) gelangt. Ihre Muster sind rein geometrisch; dieselben sind streng konservativ festgehalten worden, nicht ein Tüttelchen hat der Inder daran geändert, so daß die persischen und

indischen Ausführungen im Stil nicht zu unterscheiden sind. Die einzelnen Muster sollen ganz bestimmte Namen führen, wie zu erwarten ist, da sie sich fortwährend wiederholen. Das Handbuch von Birdwood*, welches ich auf der Reise mitführte, gibt eine Reihe derselben an, nach ihm Elliot James in seinen „Indian Industries"**. Die Namen scheinen — sie sind halbpersischer Herkunft — zu bedeuten Perlenreihe, Röschenreihe, halbe Röschenreihe, Raute, Dreieck u. s. w. Indessen habe ich bei nachträglichen brieflichen Erkundigungen in Bombay erfahren, daß mehrere offenbare Irrthümer unterlaufen sind, indem verschiedene der von Birdwood angeführten Namen solche für Zuckerwerk, gewisse Konfektsorten sind. Die Materialien sind ganz beschränkt an Zahl: Bein, Hirschhorn (die grünen Felder), Ebenholz, Sandelholz, indisch Rothholz (Sappan) und dann Zinn oder eigentlich eine Legirung von Blei und Zinn. Aus denselben werden Stäbchen gezogen wie Draht oder ausgewalzt, was das Zinn betrifft, und dann in Bündel von sternförmigem oder anderem Querschnitt-Muster zusammengeleimt mit trefflichem Leim aus Ahmedabad (anderer hält schlecht). Von den so entstandenen Bündelstäben werden dann Plättchen abgesägt wie Wurstscheibchen und neben einander auf die zu verzierende Fläche geklebt, nachher alles ebengeschliffen und polirt. Man sieht, die Methode ist nicht schwierig. Die orthodoxe Festhaltung am alten Muster ist wohl nicht einmal zu tadeln. Jedenfalls hat sie vor Entartung bewahrt. Eine gewisse Orthodoxie der Formen ist auch für das Kunstgewerbe überhaupt ersprießlich, wenn die Muster vorbildlich schön und gut sind. Das Neue kommt wie von selbst allmählich hinzu, wird von genialen Erfindern geschaffen oder im Umwandlungsprozeß von Kunst zu Kunst zugeführt. Neues machen wollen

* George C. M. Birdwood, the industrial arts of India, London, Chapman & Hall.

** London, Allen & Co. 1880.

ist im Durchschnittsfall weniger erfolgreich als das gute Verwerthen des alten Musters. Die indischen Industrien führen hierfür fast überall den Beweis. Neue Regungen in der persischen Mosaikkunst zeigen sich übrigens neuerdings in Tritschinapoli in Südindien, wo mehr auf große weiße (Bein-) Flächen, die mit Mosaik berändert oder sonst dekorirt sind, hingearbeitet wird.

Unter den besuchten Werkstätten möchte ich noch eine für Goldstickerei hervorheben. Sie war vollauf beschäftigt, der große Arbeitssaal, in den wir eintraten, ganz mit meistens jugendlichem Personal, bis zu achtjährigen Kindern herab besetzt. Das Geräth in solch einem Saal ist ungemein einfach. Rahmen aus Bambusrohr, 2 bis 3 Meter lang, auf Böcken liegend, an diesen sitzen — an jedem Rahmen drei bis vier — Sticker sehr einfach auf dem Boden. Prächtige Goldstickereien wurden gemacht. Die Methode des Stickens ist dieselbe wie bei uns. Ein beliebter Artikel sind kleine Mützchen, dem Cerevismützchen des deutschen Studenten ähnlich. Sie heißen geradezu Bombay-Kappen (Mumbee-topi) und werden als Mittelstück des Turbans, gelegentlich auch wohl allein getragen.

Einen Auftrag hatte ich Dschebdy früh ertheilt und diesen auf der ganzen Reise wiederholt daran erinnert, es war, mir ein Paar der priesterlichen Feuerreibhölzer (Arani im Sanskrit genannt) zu beschaffen, die ich gerne meinen bereits gesammelten polynesischen Feuerreibhölzern beigefügt hätte. Zu meinem Befremden kannte Dschebdy die Hölzer nicht; auch gelang es nirgend, solche zu bekommen. So mußte ich denn in Bombay noch selbst einen halbverzweifelten Versuch machen und begab mich zu dem Ende mit dem Diener nach dem Tempel an dem großen heiligen Teich, den ich früher erwähnte. Der sich bietende Anblick war recht interessant. Die Gottheit, deren Reliefbild an der Wand einer offenen Halle angebracht war,

wurde mir jetzt auch dem Namen nach bekannt. Es war die Stadtgöttin, Mumbadevi (Göttin von Bombay), also eine indische Athene Polias, welcher geschäftsmäßig Verehrung dargebracht wurde. Die indischen Tempelbesucher blickten den fremden Eindringling zwar finster an und wollten mich auch nicht zu dem Götterbild herantreten lassen. Mit Dschebdy's Hülfe gelang es aber doch, wenigstens tief hinein in den Hof zu dringen. Wir fanden daselbst einen alten Brahminen unter einem heiligen Banianenbaum damit beschäftigt, Opferlämpchen und Kerzchen in Menge dort zu entzünden und anzubringen. Diese wurden von ihm theils auf vorspringende Knorren des Stammes gesetzt, theils in die Rindenrisse geklemmt, theils an Zweige gehängt. Eines der Opferlichtchen zündete er am anderen an, streute Weihrauch und andere Spezereien auf, daß es zum Himmel dampfte. Meine Hoffnung betrog mich; er meinte zwar, die Feuerhölzer zu kennen, Klares war aber nicht aus ihm herauszubringen, trotz Winken mit Rupien. Er habe jetzt keine Zeit, meinte er, er müsse an dem Baume opfern, wie wir doch sähen, und so mußte ich denn unverrichteter Sache wieder abziehen. Ich erwähne den Fall aus zwei Gründen, einmal, weil Reisende die Hölzer öfter gesehen haben und sodann, weil Schliemann auf das „Hakenkreuz", welches er mit Burnouf als Zeichen für die Feuerhölzer annimmt, einen besonderen Werth legt. Dieses Hakenkreuz 卐, welches auf zahlreichen Stücken der Schliemann'schen trojanischen Funde vorkommt, habe ich in den Ornamentirungen der Tempelgebäude vergeblich gesucht, auch seinen Namen „Swastika" bei Priestern und Laien, die ich fragte, nicht verstehen sehen. Die Swastika und die Sauvastika mögen vorkommen, sind aber hiernach beide nicht so landläufig, wie Schliemann annimmt; sie haben ja überdies nach Max Müller eine andere Bedeutung als die von den Feuerhölzern, nämlich die des Sonnenrades.

Der letzte Tag, der in halber Unruhe wegen der nahe bevorstehenden Abfahrt unseres Dampfers verlief, wurde zur Vervollständigung unserer kunstgewerblichen Einkäufe verwendet. Reizende kleine Silbergefäße aus Kaschmir, die man nach dem Gewicht kauft, sodann oxydirte und emaillirte Kupfersachen aus Dschodpur, Sialkot und Dschaipur wurden nach langem Handeln erstanden. Vieles konnte billig, d. i. preiswürdig erworben werden, in anderen Fällen mußten wir frühere Säumniß bereuen. Man hatte uns zum Oefteren unterwegs Bombay als den vorzüglichsten Kaufplatz empfohlen. Unsere Erfahrung zeigte aber, daß man am besten thut, bei der großen Verschiedenheit der Industrien, von Stadt zu Stadt, namentlich da sofort zu kaufen, wo beim Handwerker selbst Gutes zu finden ist, indem der Handel zwar Vorräthe in die großen Emporien bringt, aber doch auch, der Preise wegen, gern geringeres Gut den Magazinen zuführt.

Als wir Nachmittags über den Markt zogen, noch dies und das zu finden, kam Dscheddy triumphirend mit einem hochgeschwungenen Papier an. Es war eine Sanskritfibel, die ich ihm mir zu beschaffen aufgegeben hatte. Sie wurde noch auf dem Schiff später studirt und war merkwürdig genug. Anhebend mit einer Anrufung des Ganeßa, wie sehr viele indische Bücher, gibt sie eine kurze knappe Anleitung zum Verständniß der Buchstaben, deren Verbindungen und Anwendungen. Dann folgen Lesestücke. Das reichhaltige Alphabet und seine klassische Benutzung muß auch dem indischen Schuljungen schwer werden. Denn am Schluß ist eine „Klage“ in eine Strophe gefaßt, anfangend: „Schwere, schwere Lektionen, warum raubt ihr uns die Muße . . . .“ Haben wir also Mitleid mit ihm. Beim öfteren Hin- und Herbetrachten des grau und schlecht gedruckten Heftchens fiel mir die Ungleichmäßigkeit der Lettern auf; manchmal war dasselbe Zeichen klein, manchmal groß. Sollte es vielleicht nicht mit beweglichen

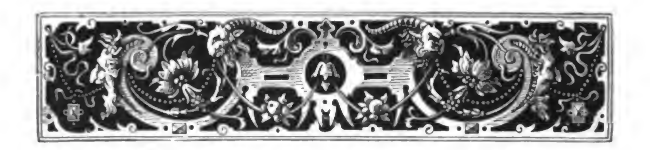
Lettern gedruckt sein? In der That, es stellte sich als im Holzschnitt hergestellt heraus. Rasch wurden unsere anderen unterwegs erworbenen Drucke hervorgesucht, und siehe da — auch sie waren sämmtlich, obwohl weit feinere Holzschnittdrucke. Kein Zweifel demnach, daß diese Methode sehr häufig angewandt wird. Ja noch mehr. Der oben erwähnte Fahrplan wurde hervorgeholt und mit der Lupe untersucht: es ergab sich, daß zwar die Tabelle mit Lettern, die große Ueberschrift in Urdu, Sanskrit und Persisch aber jedesmal in Holzschnitt hergestellt war, daß somit die Engländer selbst dort gelegentlich dem indischen Muster nach verfahren. So fänden wir denn in Indien die Druckweise der ersten Guttenberg'schen Zeit noch im Schwang! Erklärlich ist dies am Ende wohl bei einem kleinen Bücherbedarf, aber auch in anderer Beziehung lehrreich. Denn außer den 48 einfachen Zeichen der Sanskritschrift sind noch gegen 350 Verbindungen (sogen. Ligaturen) erforderlich, was für Setzkasten und Setzer keine kleinen Schwierigkeiten macht. Mit erhöhtem Respekt sind deshalb Leistungen im Letternfach wie diejenige der deutschen Faktorei von Drugulin (in Leipzig), welche Sanskrit in drei Schriftgrößen führt, anzusehen. Aber es verdient die Sache auch in unseren Anschauungen über die Erfindung der Buchdruckerkunst in Betracht gezogen zu werden. Zeigte sich doch, daß ein für dieselbe ganz wesentlicher Faktor die Kleinheit der Zahl an Zeichen gewesen ist, aus welchen wir unsere Schrift bilden. Man darf übrigens des erwähnten Umstandes wegen nicht annehmen, daß Indien selbst illiterarisch wäre. Zeitungen in indischer Sprache und Schrift, diesmal mit beweglichen Lettern gedruckt, erscheinen mehr als 230. Im Jahre 1878 wurden außerdem, um ein Beispiel anzuführen, etwa 5000 Bücher in Indien veröffentlicht, wovon 500 Uebersetzungen, 4500 aber indische Originalwerke waren, ein Zeichen, daß Indien innerlich aufwärts geht.

Um 3 Uhr Morgens am 17. August lichtete unser

Dampfer „India“ die Anker. Als wir in aller Frühe nach Osten zurückschauten, war ein schwerer Nebelschleier vor das Land gesunken; kühl kam der Südwestwind uns entgegen, die grauen Wellen vor unserem Bug aufstauend. Der Vorhang vor dem Lande der Sonne, dessen Wunder wie ein phantastisches Schauspiel an uns vorübergezogen, war gefallen.

Der Gegensatz war fast schmerzlich schneidend. Dort im Osten flimmerten noch vor dem Auge wie in den Nachbildern des Physikers die Städte, die Paläste, die Tempel mit ihrem wunderbaren Leben. Die Figuren des phantasievollen geendigten Schauspiels flirrten noch durcheinander für den hinter den Nebel dringenden Erinnerungsblick. Sie drängten sich im heißen Sonnenschein, Alte und Junge, geschäftig Eilende und würdig Ruhende, hier in bunten reichen Fabeltrachten, dort in ärmlichen, dort wieder die braune nackte Haut zeigend, dazwischen der lebendig quecksilberige Dscheddy, das Gestaltengewirre wie eine Eidechse durchschlüpfend, geschäftig, vermittelnd. Ein buntes Leben — doch nein! Wir sind auf dem stoßenden, stampfenden Schiff, das gegen den Monsun anringt und auf das die kalten Wellenspitzen gelegentlich hinaufklatschen. Das Stück ist zu Ende! Nach Hause!





Anhang.

Ceylon.

Zweimal habe ich auf kurze Zeit die Insel Ceylon, diesen Edelstein in der englischen Krone, „die Perle in Indiens Braue", sehen können; das erste mal auf der Fahrt von Australien nach Europa, das zweite mal auf der Reise in umgekehrter Richtung, beides im Jahre 1880. Jedesmal ging demnach dem Besuch eine lange Seereise voraus, deren Beendigung an dem schönen Punkt doppelt Erquickung war. Ist es doch merkwürdig, wie selbst die alten eingefleischten Seeleute, welche das Salzwasser als ihr eigentliches Element ansehen und für uns „Landratten" als solche immer ein gewisses Bedauern in sich tragen, nach längerer Meerfahrt das Land jedesmal mit Freudigkeit begrüßen, wie die jüngsten. Haben doch alle Messungen und Ortsberechnungen gestimmt, ist man ja doch auf eine Viertelsmeile richtig ausgekommen, hat man doch die Kurszeit perfekt inne gehalten (auf dem Postdampfer meine ich) und ist es doch — wenigstens zur Abwechslung — ganz hübsch, auf völlig festem Boden zu wandeln, im breiten Bett ungeschaukelt zu schlafen. Kurz alles freut sich, wenn mit dem Glas am Auge der erste

Streifen der Terrafirma, welcher der Hafen angehört, sichtbar wird. Und diesesmal nun die herrliche Tropeninsel! — Ausgesprochenen Wünschen gerne entsprechend lasse ich hier eine Schilderung meiner leider zeitlich so sehr beschränkten Landungen als Anhang zur Querfahrt durch Indien folgen.

* * *

Ich hatte mich in Melbourne am 18. Februar auf dem „Pi. und O-Dampfer"* Assam eingeschifft. Um drei Uhr Nachmittags ging es ab vom Landungswerft. Das Abfahren dauerte aber nicht besonders lange. Nicht eine halbe Stunde waren wir südlich gedampft, immer noch in dem fast kreisförmigen Meeresbecken Port Philipp, als die Assam auf dem Grunde saß, ein kleiner Schrecken. Der Lootse hatte uns übrigens ganz sänftlich in den Schlick gesetzt, so daß nur ein allmähliches Festquetschen, nicht ein Ruck stattfand. Wäre letzteres geschehen, wäre Fels unten gewesen, so hätte das Schiff einen Leck und die Reise wohl ein sehr vorzeitiges Ende gefunden. Alle Reisenden waren noch auf Deck, dem Lande und der reizenden Melbourner Vorstadt St. Kilda die letzten Grüße zuzuwinken. Man sah sich ein bischen bestürzt an; denn zuerst wußte man doch nicht ganz genau, daß der Kiel auf so weichem Bett lag. Der Kapitän, ein alter grauer Seemann, — er schien den Siebzigern nahe oder darin — gab Kommandos, Matrosen rannten die Luken hinunter. Die Maschine schlug rückwärts, das Steuer wurde ganz ausgewendet. Aber die Schraube paltschte nur im Wasser, daß es hoch aufbrodelte und rauschte, und braunen Mudd heraufbrachte; los kamen wir aber nicht. Umgestellt wurde das Steuer, neues Gerausche; wieder herum das Steuer, alles ohne Erfolg. Kleine Pause; dann flatterten vier bunte

* Peninsualer and Oriental Line wird üblicher Weise abgekürzt zu „P. and O-Line", davon P. & O. Steamer.

Signalflaggen an einer Leine untereinander befestigt am hinteren Mast empor, und dann neue vier, nachdem die ersten herabgenommen. Der Schlepper aus dem Melbourner Hafen sei bestellt, hieß es. Der kam denn auch, aber natürlich nach einer halben Stunde erst. Zwei schwere Schlepptrossen (Taue) wurden nunmehr an- und zwischengespannt am Stern der Assam und nun setzte der plumpe schwere Hafenschlepper allen Dampf an, uns rückwärts zu ziehen, unsere Schraube that auch wieder ihr Mögliches mit Paltschen und Rauschen, und siehe — ah, endlich — da fing der Koloß an, loszukommen und schlüpfte schließlich ab von dem weichen Schlammlager, das ihn hatte festkitten wollen an Australiens Küste. Das Wetter war glücklicherweise sehr schön, die See ganz ruhig geblieben, so daß wir unbeschädigt abkamen, wie der dicke rothbärtige Schiffszimmermann, der aus dem Raum herauf stieg, gemeldet hatte. Hereingeholt wurden die Schlepptrossen und nun gings, in weitem Bogen die Untiefe umfahrend, nach Süden, gleich darauf mit ganzer Kraft der Maschine. Die Ausfahrt aus Port Philipp wurde bald erreicht und durcheilt, nachdem wir noch einen letzten Postsack an der Uferstation aufgenommen; mit herabdämmerndem Abend — einem schönen Februarsommerabend — waren wir auf hoher See im Rollen der aus den antarktischen Breiten heraufschwellenden Wogen des Ozeans.

Das Schiff, dessen Innenschau man sich inzwischen zugewandt, hatte so etwas Bekanntes, Anheimelndes in Formen und Maßen an sich. Hast du nicht das, oder ganz Aehnliches schon gesehen, lange vor Augen gehabt? Richtig! auf den matten Scheiben der Eingangsthür zur großen Kajüte stehen ja die Bremer Schlüssel eingeschliffen, die alten, trauten! Es war ein deutsches Schiff — gewesen, ein Bremer Lloyd-Dampfer, der „Moltke." Während der letzten Auswanderungsebbe hatte die P.- und O.-Kompanie das schöne Schiff dem Lloyd abgekauft, von „Eetsch Eetsch Meyer" (H. H. Meyer) sagte mir

der Kapitän, das Eetsch betonend (so redete ich mir ein), als wollte er seinem Triumpf Ausdruck geben, daß sie und nicht wir nun den schönen Moltke hätten.

Drinnen in der Kajüte war alles beim Alten belassen. Ein wohlgetroffenes Bildniß des Feldmarschalls schaute vom Mittelfeld herein — ich werde mich hüten, den nachgerade doch etwas verbrauchten Witz vom großen Schweiger anzubringen — deutsche Landschaften wie in Gouache-Manier in Oel gemalt, schmückten die Wandfelder zwischen den Kabinenthüren, kurz, man war wie daheim. Nein, denn jetzt kam der Oberstewart wegen der Kabinenverhandlung. Ich erlangte eine treffliche große für mich allein, welche Andere verschmäht hatten, auf Deck, die ehemalige Postkabine, welche frei geworden war, da die „reisende Post" auf der australischen P.- und O.-Linie abgeschafft worden. Nahebei war freilich die Metzg, wo allabendlich der Schiffsmetzger den Hammel für die Mutton-chops für das kommende Frühstück kunstgerecht abzog. Man war ja aber nicht gehalten, dabei zu bleiben, und der alte Kapitän hielt streng auf Reinlichkeit. Nachts konnte ich durch die weit offene Thür die kühle Frische hereinlassen. Ich habe ein ebenso gutes Schiffsquartier für heiße Zeit nirgends gefunden.

Der schon am ersten Abend in westlichen übergeführte Kurs wurde nach drei Tagen nordwestlich und dann nördlich genommen, da die Assam im Hafen von Adelaide anzulegen hatte. Zur Linken ließen wir in nicht gar breitem Kanal die Känguru-Insel, welche sich mehrere deutsche Meilen lang nach Westen hinstreckte. Sie ist typisch für einen großen Theil der Südküste Australiens, nämlich so zu sagen unbewohnbar. Man sieht deutlich Baumwuchs, hier waldig, dort verstreut sich bis auf die weich gerundete Höhe hinaufziehen, grüne Flächen dazwischen; auch meint man Wohnstätten zu erblicken. Wenn es keine Täuschung ist, so sind es verlassene. Vor Jahren wurde die Besiedelung durch Europäer mit tüchtigen Mitteln

versucht, mußte aber wieder aufgegeben werden, da nicht zur Genüge Wasser vorhanden war. So liegt denn dort in der schönsten gemäßigten Breite (etwa derjenigen von Mittelitalien) eine schöne grüne Insel, so groß wie ein kleines Fürstenthum, aber unbewohnt und unbewohnbar.

Am 22., einem Sonntag, näherten wir uns Nachmittags dem Hafenplatz von Adelaide, Glenelgh genannt, der noch etwa eine halbe deutsche Meile südlich vor Adelaide an die Küste der Bucht von Adelaide geschoben ist. Das Ufer zur Rechten trug deutlich überall die Zeichen der Kultur, Getreidefelder, Bäume, Wege, Wiesen, auch einzelne Häuser; mit Spannung sahen wir der Landung, die allerdings nur auf ganz kurze Zeit bemessen war, entgegen. Anlegen würden wir aber nicht, das Wasser sei nicht tief genug, hieß es. Schon seit einer Stunde waren auch auf dem Vorderschiff die Laskaren unter dem Befehl des Schiffszimmermanns beschäftigt, von den beiden großen Ankern denjenigen auf Steuerbord (rechts) klar zu machen. Das Ungethüm, welches 7 oder 8 Tonnen wiegen sollte, wurde mit Hülfe der Dampfwinde und zweier jener wie Kornhalme vornüber gebogenen Krahne, die man Davids nennt, außer Bord gehoben und dann in senkrechter Lage aufgehängt, die Schaufeln oder Flunken nach oben. Vom Stockende geht die Ankerkette, von welcher jedes einzelne der ovalen Glieder so groß ist, wie ein Theebrett, in eine der rohrförmigen Leitungen (Klüsen) hinein, welche wie Augen vorn am Schiffskoloß herausstarren, und welche die Griechen gewiß auch als Augen des schwimmenden Ungeheuers ummalt haben würden. Behende führen die schlanken braunen Laskaren, barfüßig hin- und herschlüpfend, kletternd, springend, alles aus unter dem Befehl des Zimmermanns, der mit seinem rothen, W-förmig gezogenen Backenbart aussieht wie ein alter Oberst; ein alter Löwe, den Meerkatzen umspielen. Seine buschigen Augenbrauen sind ergraut, über seinen Schädel zieht ein breiter kahler

Streif von der Stirn bis zum Nacken. Er paßt merkwürdig zu unserem ernsten Kapitän. Nie lächelt er, wie es scheint aus Gewohnheit; wohl aus derselben Ursache beißt er von Zeit zu Zeit die Lippen zusammen, wie zu ganz besonderem Entschluß, auch wenn gar nichts los ist, und zieht die Brauen herab, als sage er zu sich: Nun — es muß sein!
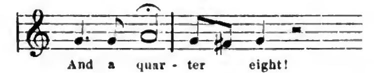
Der Anker wird nun so weit gesenkt, daß sein oberer Haltering in eine Gesperrvorrichtung eingehängt werden kann. Diese läßt sich mittelst eines leichten Hebels auslösen, ja ein Gewicht strebt, letzteren in diesem Sinne umzuschlagen; allein der grimmige Schiffszimmermann hat ihn mit einem dünnen festen Strang, drei viermal herum, sicher angebunden. Nunmehr werden die Ketten, welche den Anker noch mit den Davids verbinden, abgelöst, und die riesige Masse ist fertig, jeden Augenblick zum Sturz losgelassen zu werden.

Meine Aufmerksamkeit schwankte von diesen, mich wegen des kribbelnden Menschengeschicks an dem Kolossalstück interessirenden Vorbereitungen zum Ufer, hin und her. Man konnte jetzt mit dem Glas schon die Straße zwischen Glenelgh und Adelaide überblicken; sie zog sich fast schnurgerade zwischen Feldern, Wiesen und Anpflanzungen dahin. Welch' eine gelbe Rauchsäule stieg denn dort plötzlich auf? Gewiß ein großes Feuer! Sehen Sie, nahe bei der Straße! Jetzt steigt's hinauf, säulengerade, 100 Fuß, nein 200 Fuß oder mehr! Jetzt rückt es ja fort, ein Thurm von — nein nicht Rauch, es ist Staub, Sand, eine ungeheure Sandtrombe. Sie marschirte dahin, wirbelnd, wehend, wankend. Nach einigen Minuten sank sie nieder und fiel zusammen, gewiß ein paar Hufen Feldes halbfußhoch mit Sand überschüttend. Der Zufall hatte gefügt, daß wir gerade die Landplage von Südaustralien, die Staub- oder Sandtrombe zu sehen bekommen hatten, welche in der trockenen Zeit ihr Unwesen auf schwach oder halb angebauten Feldern und noch nicht angewachsenen

Aeckern treibt, wie eine Stunde später Dr. v. Schomburgk mir erklärte.

Die Uferbauten von Glenelgh waren jetzt deutlich sichtbar geworden, ebenso die weit ins Wasser hinausreichende Pfahlbrücke, der Pier, auf welchem man mit dem Glas ein Gewimmel von Sonntagsspaziergängern bemerken konnte. Mit halber Kraft fuhr das Schiff. Rrrrhhhem! hörte ich hinter mir den Kapitän in seiner merkwürdigen Weise räuspern, als eben der Oberbootsmann auf die Klappe hinausgetreten war zum Lothen. Der Kapitän hatte so seine eigene Art, sich zu räuspern. Man glaubte anfangs immer, er wolle etwas sagen, vielleicht etwas sehr Unmuthiges; wenn man sich aber zu ihm hinwandte, bemerkte man, daß es nichts war; oder hatte er vielleicht ein Selbstgespräch in ein Räuspern übergeleitet, als er gemerkt, daß er unwillkürlich laut geworden? — Das Lothbrett ist eine von der Schanzkleidung nach außen niedergeklappte Platte, ein kleiner Balkon. Auf ihm steht der Bootsmann, von der Brust bis unters Knie durch breite Gurte, die hinter ihm an die Rehling festgesträngt sind, gehalten, so daß er ganz sicher über der Tiefe steht. Mit der Rechten schwingt er pendelnd die Lothleine, an deren Ende das fußlange, etwa zwei Zoll dicke Bleiloth hängt; in der Linken hält er den zum Ring gewickelten Rest der Leine. Der Kapitän ist auf die Kommandobrücke gestiegen. Jetzt kommandirt er zum Lothen. Die Pendelschwünge längs des Schiffs nehmen schnell zu; jetzt, mit energischem Rundschwung geschleudert, beschreibt das Loth einen senkrechten Kreis, und wird, an dessen unterstem Punkte angekommen, losgelassen, so daß es weit nach vorne schießt und da ins Wasser saust, die freigelassene Leine nach sich ziehend. Dieses Nachvorne-Schleudern geschieht, wie man alsbald bemerkt, damit das Loth ungefähr vor dem Bootsmann den Grund erreicht, da das Schiff während der kurzen Fallzeit ja vorwärts schießt. In die Leine sind bunte Zeichen, Faden und

Viertelfaden angebend, eingeknotet. „And a quarter eight!“ hört man jetzt den Bootsmann singend melden. Wirklich singend; ich muß es in Noten geben:



Das sonderbare Voranstellen der Bruchtheile ist amüsant; es scheint englischer Seebrauch zu sein; ich nahm ihn später wiederholt wahr. Wenn nur ganze Faden zu melden waren, so gab er sie mit einer halben Note an; die vorgeschlagenen Viertel und Halben schienen ihm mehr Spaß zu machen; sie wirkten übrigens ganz ähnlich, wie das „Avertissemang“ in unseren militärischen Kommandos. Als es „and a half six“ war, scholl es „Stop he...er!“ von der Kommandobrücke; die Maschine hielt, das Schiff schoß mit verlangsamtem Gang weiter. Jedes Auswerfen des Lothes ergibt weniger und weniger. Deutlich sieht man jetzt den weißlichen Grund, vielleicht Fels unten im Wasser. Rückwärts nun die Maschine. Rhem, hem machte der Kapitän. Sehen Sie jetzt den Zimmermann. Er ist mit gerunzelter Stirn zu dem oben erwähnten Hebel am Ankergesperre getreten und hat die feste Bindeleine, die denselben hielt, durch eine dünne Hanfschnur ersetzt. In der Rechten sein aufgeschlagenes Messer, sieht er sich halb, wie mißtrauisch, nach dem Kapitän um. Hem rhhem! macht dieser. Jetzt sind's wieder 6½ Faden Tiefe geworden, indem wir doch wieder zurück ins tiefere Wasser gegangen sind. Lautlos stehen dicht gedrängt die Passagiere. Da auf einmal schallt es von der Brücke: „Let him go the ancho..or!“ mit einer Stimme, so grölend und grimmig klingend, als habe jemand den Kapitän schändlich verdrossen. Ritsch! hat der Rothbart die Hebelschnur zerschnitten; herum schnappt der Hebel, und im Nu plumpt das Ankerungethüm ins Wasser. Prrrrr...rr rollt die gewaltige

Ankerkette ab aus der Klüse heraus, zum Theil oben über Deck gehend, über eine, in schwerem Gestell ruhende Rolle aus dem Kettenkasten kommend. Dort sind zugleich Sperrklinken angebracht, mit denen man die Kette hemmen kann. Die Laskaren halten die Klinken erhoben, mit Spannung, mit angehaltenem Athem auf das Kommando lauschend; in reger, mäuschenstiller Neugier sehen wir Passagiere zu. „Fünfundvierzig Faden" (Kette sind ab) meldet der Schiffszimmermann mit grimmigem Seitenblick. „Stop" räuspert's von oben; die Sperrklinken fallen und bald hat das Schiff, dessen Maschine schon einige Zeit stille steht, ruckend und ruckend den Anker festgezogen. Ja es kehrt alsbald um, von der inzwischen aufgekommenen Fluth nach Norden gedrängt, und schwenkt nun, vom Steuer geleitet, langsam in einem Halbkreis um den Ankerpunkt herum, bis sein Hintersteven ganz nach Norden gewendet ist, und der Koloß, sein Backbord dem Ufer zugekehrt, zur Ruhe kommt.

Alles wird nun auf Deck wieder Leben und Bewegung. Die Schiffstreppe ist heruntergelassen worden, und an diese paddelt sehr bald der kleine Dampfer heran, welcher die Post und die landlustigen Reisenden holen wird. Ein Herr mit Postabzeichen kommt die Treppe heraufgesprungen gerade auf mich zu, redet mich mit meinem Namen an und bringt mir eine Einladung des Herrn v. Schomburgk und des Konsuls Treuer, in Nummer so und so dort in der Werftstraße mit ihnen zu speisen. Aber woher kennen Sie mich? — Weg war er.

Das Dampferchen brachte uns bald hinüber durch die im kalten Südwind tanzenden und überschlagenden Wellen, welche Einzelne der Passanten mittelst kleiner „Ueberstürzungen" gehörig mit dem Salzwasser in Berührung brachten. Die einladenden Herren harrten meiner auf der Pfahlbrücke und bald saßen wir in munterem Austausch der Erlebnisse in der Nummer x bei Tisch. Dr. v. S., der mit seinem Bruder bekanntlich

große und ergebnißreiche Forschungsreisen im Orinokogebiet gemacht, ist Direktor des Adelaider botanischen und öffentlichen Gartens, der eine Zierde der Stadt und der Stolz der Kolonie ist. Ich hatte Herrn v. S. schon in Sydney kennen gelernt, so hatten wir eine Menge Anknüpfungspunkte. Er brachte mir auch interessante früher versprochene Schriften. Lebhaft betheiligte sich der Konsul an allem. Rasch verging unsere Urlaubsstunde.

Der Wind hatte inzwischen nicht nachgelassen und es dahin gebracht, daß die Wellen in der Bucht ein tolles Gegaukele aufführten und unseren kleinen Dampfer von allen Seiten einer Wogenwäsche unterwarfen, welche für diejenigen nur belustigend war, welche nicht mitgetroffen worden. Es gab viel Neckerei und Gelächter. Unsere Assam machte sich indessen absolut nichts aus den ihr verächtlich dünkenden Wellen, wohl aber eine Lichterbark, welche noch die letzten Waarenstücke für Adelaide aufzunehmen hatte, nachdem sie selbst entladen worden.

Es war ein wahres Schauspiel, welchem wir von Deck aus zusahen. Die stoßenden unregelmäßigen Wellen warfen die breite, weitbauchige, schwere Bark herauf und hinunter, bald vorn, bald hinten, bald im Ganzen. Zwei kraftstrotzende englische Hafenmatrosen waren unten, der eine auf dem Halbdeck, der andere im Raum des dickwandig und klobig gebauten Fahrzeugs. Was sie unten an Stämmigkeit und Herkuleskraft, immer mit breitsperrigem Stehen das Schaukeln balancirend, leisteten, das thaten oben die schlanken braunen kleinen Laskaren in katzenartiger Behendigkeit. Keine halbe Sekunde war Ruhe weder bei denen unten noch denen oben, welche letzteren in ihren grauen leichten Hosen, hellblauem Kattunkittel, ein buntes Taschentuch als Gürtel darumgeschlungen, den aus rothem Tuch gewundenen Pugri auf dem Kopf, prächtig farbig aussahen. Viele Ballen und Fässer sind bereits unten weggestaut. Noch müssen jetzt endlich sechs schwere Marmorplatten vom Schiff in den Lichter geschafft werden. Rhem, hem, hem

macht der Kapitän, der Eile hat, über die Rehling schauend. Die Marmorplatten sind in starke Holzrahmen gespannt, um sie vor Stoß und Last zu schützen. Am Wippbaum hängt jetzt einer der Steine, aber nicht weit genug ab, um in die Luke des Lichters, trotz deren Weite, senkrecht herabgelassen werden zu können. Eine Talje (Flaschenzug) wirft der stämmige Engländer hinauf auf den Stein; auf diesen ist inzwischen ein Laskare am Seil hinuntergeklettert; fest ist der Flaschenzug oben am Stein, fest auch unten auf dem Lichter. Der Riese unten zieht, der Kleine oben leitet, während 6 bis 8 Fuß hoch und tief der Lichter schwankt. Mit wunderbarem Geschick wird von dem rasselnden Dampfhaspel aus und durch die Gewaltigen unten der Stein so geleitet, daß er beim Aufschwingen der Bark von dem Boden gefaßt und dann blitzschnell vom Haspel losgelassen wird. Unten hatte man vorher eine weiche Unterlage aus einem halben Dutzend grober dicker Bastmatten untergebreitet. Bei einem der Steine mißlang es indessen doch. Die Platte bekam einen Eckstoß bei einer besonders verzwickten Hinaufbewegung des Lichters und zerbrach mit strahlenförmigem Bruch.

Solchen Ausladungen sollten unsere Exporteure in Binnendeutschland nur einmal beiwohnen, um zu begreifen, wie vorsichtig man packen sollte, wenn Waaren in einen Hafen versandt werden, wo das Schiff nicht an die Landungsbrücke oder ans Werft gehen kann, sondern mittelst Lichterschiffes entladen werden muß.

Hem, rrhhem machte der Kapitän, als die Platte brach. Die Talje wurde nun rasch gelöst; an einem Haltetau kletterte der letzte Laskare, die Beine horizontal gegen unser Schiff stemmend, in die Höhe. Gleich darauf würde sein Kletterseil welches den Lichter noch hielt, losgemacht, so daß letzterer frei wurde. Nun winkte der Kapitän einen Schlepper heran, der einige vierzig Faden entfernt wartend dagelegen und mitge-

schnaubt hatte. Denn man hat sich den ganzen Vorgang, bei welchem der Dampfkrahn entsetzlich rasselte, der Wind sauste, die Kommando- und andere Rufe durcheinander schollen, von dem brausenden Grundton begleitet zu denken, welchen der abblasende Dampf aus unserem hochgespannten Dampfkessel dazu orgelte. Während der Schlepper mit langsamem Schaufelradschlag heranschwankte, hatte der obere der beiden Stämmigen drunten eine Viertelminute Zeit, die er, immer im heftigsten Schaukeln des Fahrzeugs, benutzte, um aus einem eisernen Tender, dessen Deckel er abhob, mit einer großen blau bemalten Obertasse Wasser zu schöpfen und einen tiefen Trunk zu thun. Die Tasse barg er darauf zwischen zwei Balken. Dann war auch schon der Schlepper heran, der ihm das Tau zuwarf, die sich durch die Luft ringelnde Leine voran. Aufgefangen die Leine, eingeholt das nasse schwere Tau und es festgeschlungen an den dicken Pfosten (Bollern), die aus der Schiffswand vorragen, das alles ging mit prächtig anzusehender Kraft und Geschicklichkeit vor sich. Dann zog der Schlepper an und die Bark begann abzugehen. Dadurch wurde endlich unserem Schiff das Fahrwasser frei gemacht. Das Auslaßventil unseres Kessels schnappte zu. Der schon halb angezogene Anker ging vollends herauf und die Schraube setzte sich in Bewegung. Die Ebbe sog das Wasser mit Rheinstromgeschwindigkeit aus der Bucht nach Süden, so daß wir wie ein Bahnzug so schnell dahin jagten. Auf dem Vorderschiff begann man das Chaos zu entwirren; wir begaben uns nach unserem Kajütendeck; der Normalzustand trat wieder ein. Bei einem unbeschreiblich prachtvollen Sonnenuntergang, der die verschwindenden, Abschied nehmenden Häuser von Glenelgh tiefrosig färbte, schoß unsere schwarze Assam-Moltke nach Süd-Südwest.

Der Frühmorgen auf dem Postdampfer in den warmen Zonen hat auch sein sehr Eigenthümliches. Der ganze männliche Theil der Reisegesellschaft ist auf Deck, wo er das alleinige

Recht hat bis zur Achtuhrglocke. D. h. den Damen ist das Erscheinen nicht gerade verboten; wenn sie aber kommen, was gelegentlich doch einmal zur Ausnahme geschieht, so dürfen sie es nicht dreadfully shocking finden, sämmtliche Herren in Paëdschamas und kühlig barfuß ihren Morgenspaziergang auf dem frischgescheuerten Deck machen zu sehen, deckauf, deckab; in kleinen Gruppen verschwinden sie dann wohl, um zum erquickenden Morgenbad zu schreiten, erscheinen aber nachher wieder, um nur eifriger den Morgenmarsch aufzunehmen. Unser Kapitän erschien auch am andern Morgen im Paëdschama, den er nur vervollständigt hatte durch ein Paar niedrige Stiefel. Mit diesen konnte er durch das Wassergeschwemme, welches aus dem Deckspülungsschlauch stets wie ein kleiner Bach fließt, hindurchgehen, um überall zum Rechten zu sehen. Seine Gummistiefel hatten enorm weite Schäfte, in denen seine dürren Beine wie vereinsamt standen. Nur wenn seine weiten Hosen durch den Morgenwind wie Flaggen zur Seite getrieben wurden, konnte man ausmachen, an welchem Bord seiner Stiefelschäfte er sich eigentlich aufhielt. Rhmhem machte er auch morgens in aller Frühe schon. Der gute wackere Kapitän W.; wir mochten ihn sehr bald alle gern, obgleich er nur wenig sprach und nur indirekt den Reisenden gefällig war, dies aber immer unaufgefordert. Oft saß er halbe Stunden lang in irgend einem der Reisestühle, deren fast jeder Passagier der großen Kajüte einen mitbringt (in der Frühe beim Scheuern eine förmliche Stuhlburg bildend) und sah vor sich hin oder in die leere Weite. Was mochte sein mit ihm? Weiterhin erfuhr ich's von unseren zwei deutschen Damen, die immer alle Schiffsgeheimnisse herausbrachten, ich weiß nicht wie. Er war vor etwa acht Jahren aus dem Dienst getreten und hatte von der kleinen Rente seiner Ersparnisse gelebt, die er bei der Glasgower Bank angelegt. Nun hatte aber dieses Institut, welches so fest schien wie die Londonbrücke, im Vorjahre schrecklich fallirt, und dabei hatte

unser braver Kapitän einfach alles verloren, was er erspart gehabt in langem Dienst. Mit 71 Jahren war er dann wieder bei der P.- und O.-Kompanie eingetreten, die Seinigen wieder allein daheim lassend, und fuhr nun die Assam, und die Mirzapur und die Mongolia, was es sein mochte. Da konnte er wohl wortarm dreinschauen! Und seinem grimmigen Zimmermann, dem war es ebenso gegangen, wenn auch in kleinerem Maßstab — — so spinnen sich auch auf dem Meer die Schicksale ab, einmal schlicht der Faden, ein andermal rauh und knotig.

Nach und nach erweiterte sich der Bekanntenkreis auf dem Schiff. Die Bekanntschaften machten sich bei Tisch. Wir hatten eine riesige Tafel, 137 Fahrgäste erster Kajüte. Da hatte ich durch Zufall meinen Platz nahe bei den erwähnten liebenswürdigen Damen bekommen, denen man von ferne ansah, daß sie wohl Deutsche wären, auch daran, daß sie mit den Engländerinnen wenig Berührung hatten. Es war eine Frau v. S., die Gattin eines Stabsoffiziers aus München, und mit ihr ihre Schwester, Fräulein Blanche M. Sie kamen aus Australien vom Besuch der Großmama, die tief im Lande auf einer Farm in Neusüdwales angenehm wohnte. Frau v. S. hatte ihr eilf Monate altes Söhnchen mit, eine aufmerksame Wärterin dabei. Gelegentlich wurde diese durch unseren Punkha-Wala abgelöst, denjenigen nämlich, der die Punkha gerade über unseren Tisch zu ziehen hatte. Die Punkha-Walas auf der Assam waren junge Laskaren, 14, 15 Jahre alt. Unserer war ein besonders hübscher Bursche, immer ganz weiß gekleidet, aber den rothen Bund um die Mitte und Roth im Turban. Zähne hatte er, so weiß wie Elfenbein und spielte mit dem Kleinen allerliebst. Wenn die Punkha-Walas anzutreten hatten zu den Mahlzeiten — die Zugruthen gingen durch Oeffnungen in den Deckfenstern (Sky-lights) aufs Deck hinaus — so brachten sie obligatorischer Weise jeder einen ganz kleinen dicken Teppich

mit, auf welchen sie sich mit ihren schmalen braunen Füßen zu stellen hatten, weil sonst der herabrieselnde Schweiß zwei große Fußspuren auf dem sauberen Deck zurücklassen würde, nicht lieblich dem Anblick.

Früher schon als ich, hatte ein Deutscher aus Paris, Herr L., die Bekanntschaft der beiden Damen gemacht. Wo kam er her? Er war in Albany, dem südlichen Hafen von Westaustralien, wo wir noch gelandet, aufs Schiff gekommen. Sein Haus hatte das australische und polynesische Perlengeschäft in der Hand, d. h. führte die dort gefischten Perlen auf den europäischen Markt. Herr L. kam soeben aus der Haifischbucht (Sharkbay) an der westaustralischen Küste und brachte die Ergebnisse eines mehrmonatlichen Perlfischzuges aus der genannten Bay mit, welche an den räuberischen Gesellen, von denen sie ihren Namen trägt, überreich ist. Auch der herrliche Hafen von Sydney ist gefüllt von diesem bösartigen Raubzeug. Herrn L's. Jagdbeute füllte einige wenige kleine Schachteln, nicht mehr, war aber doch, wie er versicherte, völlig lohnend gewesen. Als Fischer hatten ihm fast nur Australneger gedient. welche in dem Geschäft rasch eine große Geschicklichkeit erworben hatten.

Als wir Kap Luihn, die südwestlichste Spitze von Australien, hinter uns hatten, wurde der Schiffskurs nahezu nordwestlich genommen. Der allmählich stiller gewordene Wind hörte nach und nach fast ganz auf und erstarb schließlich vollständig. Die See wurde glatt, wie man sagt, wie ein Spiegel. Allzubuchstäblich darf man das nicht nehmen. Kleine weiche Wellenbewegungen bleiben immer noch darin. Von einem Schwanken des Schiffes ist aber absolut nicht mehr die Rede. Die Hitze nahm inzwischen Tag für Tag zu. Ich litt beträchtlich darunter, da ein Mißgeschick mich eines Theils meines Gepäckes beraubt hatte, indem der Sydneyer Agent der P. und O.-Gesellschaft dasselbe unrichtig expedirt hatte. So hatte ich

denn zwar leichte, aber immer noch für die Tropen viel zu schwere Kleidung auf mir herumzutragen.

Die Reisegesellschaft befand sich bei dem köstlichen Wetter natürlich vortrefflich. Gleich nach dem Frühstück fand man das Sonnensegel über das ganze Hinterdeck ausgespannt, und zwar ein doppeltes, die beiden Lagen einen halben Fuß oder etwas mehr auseinander, um eine stehende Luftschicht dazwischen zu halten. Auf dem Vorderdeck war hingegen das Zeltdach nur einfach. Seitlich vom Sonnensegel herab waren ebenfalls Schutztücher gespannt bis aufs Deck herab, damit ja kein Sonnenstrahl durchkonnte. Wenn die Offiziere die mittägliche Sonnenbeobachtung zu machen hatten, wurde für kurze Zeit ein Theil der Beschirmung herausgeschnürt. Wenn aber der Abend herabsank, wurde der seitliche Schutz ganz weggenommen, damit die Kühle über das Deck streichen könne. Das Klavier war auf Deck in Permanenz erklärt, freilich festgeschnallt für alle Fälle, oder richtiger, mit Strängen, welche durch die Traggriffe drei- bis viermal durchgezogen waren, ordentlich seemännisch pall gemacht. Da wurde dann gespielt und gesungen, auch von unseren deutschen Damen gelegentlich. Fräulein Blanche sang sehr hübsch zu der Schwester geschickter Begleitung. Die galanten Herren trugen sentimentale Lieder vor, die englischen Damen dergleichen, woran sie bekanntlich sehr viel Vergnügen finden, mit welchem das Talent nicht immer auf gleicher Höhe steht. Wie oft wurde nicht die Lorelei der englischen Seeleute, die „Lancy Lee" durchgepaukt:

„A sailors wife the sailors star should be,
His star should be, his sta . . ar should be!"

Bezüglich der „stars" war die Reise vor allem zur Nachtzeit höchst interessant, indem der meist klare Nachthimmel einen herrlichen Ueberblick über das Sternenzelt gestattete. Ich fand den englischen Seemann auf unserem Schiff lange nicht so stark in puncto „Sterne", als das Lied von der „Lancy

Lee" eigentlich voraussetzt. Nur ein einziger der Schiffs-Offiziere war am Himmel bewandert; den anderen blieb er unklar, wenn er noch so hell war. Bei dem betreffenden Examen scheint auf Himmelskunde nicht viel gegeben zu werden. Ich stand bei den herrlichen Nächten viel auf aus meiner angenehmen Postkabine, das Fortrücken des Sternenmantels, der über das Meer gespannt war, zu beobachten. Ist das Antares? fragte mich einmal der wachthabende Offizier an der Brücke aus. Nein, es ist Regulus, antwortete ich. Woher wissen Sie das? (Der Antares kommt in den Tabellen des Berechnungshandbuches vor, daher ist darin sein Name oft genannt.) Nun, weil Regulus im Löwen steht und den haben Sie dort vor sich; Antares sehen Sie da drüben im Skorpion, dort den rothen Stern; er heißt ja auch das Herz des Skorpions! Ah so! Jener Offizier, der Bescheid wußte in den Sternen, lenkte manchmal des Nachts das Schiff nach der durch die Sterne gegebenen Richtung, statt auf die berechnete Kompaßrichtung zu halten, was seine Kollegen achselzuckend höchst sonderbar fanden.

Eine Frage lernte ich mir aber bei diesen verschiedenen Beobachtungen beantworten, diejenige nämlich, woher den Griechen ihre wunderbare Kunde des Himmels, dieses erstaunliche Interesse für Astronomie, kam, welches sie bis in die populärste Dichtung hineintrugen. Es lag im Mangel, im Nichtvorhandensein des Kompasses. Sie bedurften auf ihren ihr halbes Leben ausmachenden Seefahrten der Sterne als Leiter, als Richtungspunkte; mein Antaresfrager da oben brauchte sie nicht, er hatte ja seine Magnetnadel vor sich. Ihre Abweichungen von Grad zu Grad standen im Buch. So brauchte er die Sterne nicht und vernachlässigte sie. Der Grieche aber hatte nichts Anderes, konnte sich nächtlicher Weile nur nach den Sternen richten und maß der Himmelskunde deshalb den höchsten Werth bei.

In der Zeit, wo wir uns dem Aequator näherten und denselben passirten, that ich mir eine besondere astroskopische Güte. Ich blieb nämlich die ganze Nacht auf oder erhob mich nach kurzen Pausen von Sonnenuntergang 6 Uhr bis Sonnenaufgang 6 Uhr, um einmal binnen zwölf Stunden den ganzen Sternenhimmel überschaut zu haben. Man kann das bei uns ja nicht haben, da die Südsterne verdeckt stehen. Aber unter dem Aequator sieht man Abends 6 Uhr die eine Hälfte des Firmamentes, beide Pole im Meereshorizont, und bis zum andern Morgen hat sich die Weltschale um einen ganzen Halbkreis gedreht; man sieht also dann die andere Hälfte, welche in meinem Falle die reine milde Nacht hindurch am Osten heraufgestiegen war, bis sie die weite graue Wogenfläche überspannte; der Mond, der ja in den südlichen Breiten beim Zu- und Abnehmen die umgekehrte Form wie bei uns hat, machte die Reise in der Form eines Schiffleins, der mittleren der beiden Formen, einen großen Theil der Nacht hindurch mit. Der große Bär oder Wagen, von dem Homer sagt, er sei das einzige Sternbild, welches nicht in den Okeanos tauche,* stieg herauf und lenkte wieder hinab; die Hinterräder, deren Linie nach dem Pol geht, tauchten zuerst auf, die beiden Sterne gleichzeitig über den Horizont heraufsteigend, wie einem großen Weltuhrzeiger angehörig, weshalb die englischen Astronomen sie auch die Zeiger nennen. Mit Unrecht hat Humboldt in den „Ansichten der Natur" diese eigenthümliche Zeigerstellung jenen beiden Sternen im südlichen Kreuz, welche den großen Kreuzarm bezeichnen, als einen sternbildlichen Vorzug zugeschrieben. Sie haben einen solchen nur insofern, als sie rechts herum wie der Uhrzeiger wandern, während die Zeigersterne im Bären links herum gehen. Das

* Zu Homer's Zeiten lag der Pol dem großen Bären viel näher als heute. Die Präzession der Tag- und Nachtgleichen hat seitdem die Sache wesentlich geändert.

südliche Kreuz begleiteten die beiden dunklen sternleeren oder -armen Flecke, die Kohlensäcke, und nicht weit von ihnen die blaßschimmernden, eigenartigen maghellanischen Wolken, dann aber auch das sternenreiche Schiff Argo, welches den Griechen wie auf dem Meer zu schwimmen schien, indem es für sie gerade nur über den Horizont heraufkam. Orion stieg und verschwand, ebenso der Skorpion, dessen vordere Sternchen wie die zerplatzenden Schwärmer einer Rakete blitzten, beide nahezu den Zenith durchwandernd; der ganze Thierkreis durchzog das Gewölbe des Himmelssaales, die uralte chaldäische Weisheit in Lichtpunktgebilden wiederspiegelnd, ein wunderbares, großartiges Schauspiel.

* * *

Volle drei Wochen nach der Ausfahrt hieß es gegen Mittag, daß Ceylon sichtbar werde. Gemischt zu blassem Gewölk erhob sich am Horizont ein kegelförmiger Berg. Es sei Adams Pik, wurde gesagt und mit Begeisterung vernommen. Ob es richtig war, ist mir später etwas zweifelhaft geworden, da dieser Berg nicht der höchste der ceylonischen Bergkegel ist;* indessen die ätna-artige reine Kegelform, welche er darbot, schien für die Richtigkeit zu zeugen. Jedenfalls entspricht es dem Sensationsbedürfniß der Herannahenden, den berühmten Berg in ihm zu erblicken. Nach der moslemitischen Sage hat der Schöpfer das erste Menschenpaar nach dessen Vertreibung aus dem Paradiese getrennt und Adam auf Ceylon, fast auch ein Paradies, niedergesenkt, wo der Vater des Menschengeschlechtes zuerst seinen Fuß auf den deshalb geheiligten Berggipfel setzte. Noch heut zeigt man die Fußspur im Felsen.

Bald hob sich auch die Küste herauf, waldig, mit reich bewipfelten Höhen, und als das Glas den feinen Nebel der

* Der Pidurutalagala hat 8 296 Fuß, Adams Pik nur 7 353 und ist thatsächlich der fünfte auf der Höhenleiter.

Ferne zu durchdringen vermochte, sah man, daß die Palmen bis dicht ans Meer traten, ja, daß die weißen Kämme der brandenden Wogen an ihre Stämme heranschlugen. Die wunderbare Schönheit des Kokospalmenwaldes sah ich damals zum erstenmal. Gespannt hatte ich im Vorjahre auf der Fahrt durch den stillen Ozean des Anblickes geharrt, den versprochenermaßen die Sandwichs-Inseln darbieten sollten, insbesondere die Insel Oahu, auf welcher Honolulu liegt, wo wir anlegen mußten. Ich war sehr enttäuscht worden. Dort standen zwar Palmen, aber sie waren angepflanzt, auf Feldern reihenweise, steif kerzengerade, und um das Feldviereck lag ringsum Acker, alles geradlinig. Hier aber war es die volle üppige Natur. Im wunderbarsten Gewirr, in den malerischsten Linien neigten sich, schnitten sich die Stämme, erhoben sich die üppigen Kronen, drängten sich niedrige und hohe herauf auf vorspringende Kuppen und Klippen, umrauscht von dem schäumenden Anschlag der nimmer Ruhe findenden Brandung.

Wir fuhren nun ziemlich nahe der westlichen Küste der Insel entlang und schwenkten dann im Bogen nach Osten in die Bucht von Point-de-Galles hinein, nachdem der Lootse aufs Schiff genommen worden. Ein leichter Wind war aufgekommen, so daß es wunderbar brandete und wogte. Die Einfahrt ist klippenreich, weshalb Bojen und andere Schiffahrtszeichen reichlich angebracht sind, dabei auch Glockenbojen, welche beim Schaukeln und Schwanken des schwimmenden Kegels von selbst läuten, so daß sie auch bei Dämmerung und im Dunkel bemerkbar sind. Ihr Glockenanschlag hatte etwas Geisterhaftes, als ob Unsichtbare dem Schiff das Zeichen gäben.

In der Bucht hatten wir jetzt die sich in zwei Halbkreisen ans Meer ziehende Stadt Point-de-Galles vor uns, vorne die Hafenbauten, Schuppen, Landebrücken, Mauern, weiter zurück eine aus Palmwipfeln auf einer Bodenerhebung hervorragende

Kirche mit kleinen hellen Kuppeln. Anlegen konnten wir nicht, sondern warfen auf der Rhede Anker, wo das Schiff alsbald von europäischen sowohl, als von indischen Booten umschwärmt war.

Das indische Boot, welches uns in verschiedenen Formen schon draußen begegnet war, wo in den heftig bewegten kleinen Wogen Fischer in dem so gebrechlich scheinenden winzigen Fahrzeug ihr Gewerbe ausübten, hat verschiedene Formen, deren Grundtypus aber stets derselbe ist, derjenige nämlich, daß ein Ausleger das leichte schmale Schifflein schwimmend erhält, d. h. vor dem Umschlagen sichert. Parallel dem Bootskörper, welcher meistens aus einem gehöhlten Baumstamm, versehen mit seitlichen Aufsatzbrettern, besteht, ist ein schwimmender Balken durch Stangen mit dem Schifflein in fester Verbindung gehalten. Den Schwankungen des letzteren nach dem Ausleger hin widerstrebt der Auftrieb, welcher den Ausleger schwimmend erhält, Schwankungen in der entgegengesetzten Richtung das Gewicht des Auslegers, der ja durch den Bootskörper aus dem Wasser gehoben werden müßte, wollte derselbe sich stark zur Seite neigen. Der Schwimmbalken ist vorn wie hinten zugespitzt, so daß er der Fahrt keinen nennenswerthen Widerstand leistet. Kattamaran (wie die Engländer schreiben) oder Katamarang nennt man das merkwürdige Fahrzeug.* Peschel in seiner „Völkerkunde" rechnet dasselbe zu den vorzüglichsten Erfindungen der Malayen, welche mittelst desselben sich befähigt haben, große weite Meeresflächen zu befahren, ja höchst wahrscheinlich den

* Hindustanisch lautet das Wort Katmaram oder vulgär Katamaran und bedeutet nebenbei auch Floß. Nach Forbes stammt es aus dem Tamulischen und hat die ursprüngliche Bedeutung „verbundene Baumstämme". Somit ist der Katamarang aus dem Floß entstanden und bezeichnet eine Entwickelungsstufe, welche zu dem für sich, ohne Ausleger schwimmenden Schiffe führt.

ganzen Archipel des stillen Ozeans allmählich zu entdecken und zu besiedeln. Bekanntlich ist der Katamarang im ganzen stillen Ozean verbreitet. Bei Honolulu sah ich die ersten; sie unterschieden sich kaum von den hier zu sehenden. Unter den verschiedenen Abänderungen, die man bei Ceylon findet, sind auch doppelte, d. h. solche, bei welchen das Boot beiderseits einen Ausleger hat, und wieder andere, bei welchen der Ausleger durch ein zweites, dem ersten gleiches Boot ersetzt ist. Solche sah ich später auch bei Java fern von der Küste mit bauchigem Segel bespannt, dahinfahren.

Händler mit allerhand Merkwürdigkeiten erklommen nun stürmisch die herabgelassene Schiffstreppe. Ich erstand mir ein für 5 Rupien angebotenes, einen Fuß langes Modell eines Katamarang für eine Rupie, habe es auch glücklich unversehrt heimgebracht. Dann begann der Zudrang der Waschmänner (Waschfrauen giebt es in Indien nicht, oder doch nur höchst selten). Man kann ihnen die Wäsche schon anvertrauen, namentlich wenn sie empfohlen sind. Meine Wahl fiel auf einen schlanken braunen „Dhobi“ mit dem besonderen Kennzeichen einer Zahnlücke, und zwar namentlich, weil er eine Empfehlung vom Kapitän Mensing vom Albatroß vorbrachte. Anvertrauen kann man den Kerlen die Wäsche wohl. Aber wie wird sie, und welche Klagen hat das bei der lieben Hausfrau daheim zur Folge. Man muß sie aber auch arbeiten sehen! An einem schrägen Brett im Wasser stehen sie und schwingen das zu waschende feine Leinenhemd, welches sie walzenförmig zusammengedreht, und hauen damit auf das schräge Brett reine Keulenschläge. Das Verfahren erinnerte mich an das Doktorenrezept im Gil Blas, nach welchem mit dem Knittel auf das Krankenbett geschlagen wird: trifft's die Krankheit, so wird der Mann gesund, trifft's den Mann, so stirbt dieser. So ging es auch hier. Trifft's den Schmutz, so geht der heraus, trifft's das Hemd, dann ade Hemd und ade künftiger Hausfriede.

Bis zum Klarwerden zur Fahrt ans Land war es doch halb fünf geworden. Während allerseits von den Reisenden Boote verschiedener Art genommen wurden, kaprizirte ich mich, in einem Katamarang ans Land zu fahren, um das Ding genauer kennen zu lernen. Zuerst wurde mein Koffer querüber auf die Bordbretter gestellt und dann stieg ich ein, gleich hinter dem Mast und hatte mich da auf die Bank zu setzen. Das ging so einigermaßen. Aber wo die Füße lassen? Das Ding war so schmal, daß ich die Knie nicht nebeneinander halten, die Unterschenkel nicht nebeneinander stellen konnte, sondern entweder halb seitlich, oder mit überschlagenen Beinen sitzen mußte. Und unter solchen „beschränkten Verhältnissen" fahren diese braunen Waghälse aufs Meer hinaus! Nun, ich kam an der Landungsbrücke glücklich an, wo ich mit unseren deutschen Damen und Herrn L. wieder zusammentraf.

Hinein ging es durch ein dumpfes Festungsthor, das von portugiesischer Zeit her nebst den übrigen Fortbefestigungen noch vorhanden ist. Drinnen waren freundliche Baumpflanzungen und hübsche Straßen; ein Wägelchen mit drei Quersitzen unter flachem Dach, zwei Sitze wie üblich und einer hinten hinaus, brachte uns flugs zum **Hotel de l'Europe**, wo wir sehr gut unterkamen. Bald saßen wir in großer Gesellschaft an der früchtereichen und übrigens auch sehr gut besetzten Tafel unter einer kolossalen rothen Punkha, die ein ernster Schwarzbart im rothen hohen Turban im Schwunge hielt.

Nach Tisch nahmen wir genannten Viere zusammen einen der beschriebenen leichten Wagen, vorher aber einen ortskundigen Diener anwerbend. Er setzte sich auf dem Wagentritt, sich an den Stangen, die das Dach trugen, festhaltend. Muhammed hieß er, so erfuhr ich auf mein Befragen, und war Mohammedaner. Wir benutzten die kurze uns noch bleibende Abendstunde zu einer Rundfahrt durch den südlichen Stadttheil. Der Menschenstrom, dem wir auf der großen Straße theils be-

gegneten, theils folgten, war merkwürdig interessant. Die eigentlichen Singhalesen mit ihrer sauberen Frisur, die durch einen Kamm oder mehrere festgehalten wird, gingen fast ausnahmslos mit ganz nacktem Oberkörper, um Hüften und Beine nur einen buntfarbigen Sarong geschlagen. Viele trugen einen chinesischen Regen- und Sonnenschirm, dessen Dach bekanntlich aus öl- und lackgetränktem Papier besteht. Das Bloßtragen des Thorax hat eine merkwürdig schöne Haltung, sowie volle Entwickelung desselben zur Folge gehabt. Die Frauen tragen einen leichten Ueberwurf, welcher den Oberkörper verhüllt, außerdem auch den erwähnten Sarong. Chinesen, Malayen, Mohammedaner, alle in ihren besonderen Trachten gingen und kamen dazwischen.

Wir langten in dem südlichen Stadttheil an, welcher unmittelbar an den Palmenwald anstößt, ja zur Hälfte und mehr geradezu unter den Palmen liegt. Das Malerische dieser Wohnplätze ist geradezu unbeschreiblich. Hoch hinauf, dreimal so hoch und oft weit mehr als die Häuser, schießen die Kokospalmen empor, dazwischen die Areka- und dann namentlich die „Palmyra"-Palmen, aus deren Fasern, Blättern, Blüthen, Stammtheilen, kleinen Nüssen 2c. die Singhalesen 1001 Dinge herstellen, (vielleicht sind es auch einige weniger) an Matten, Fächern, Schirmen, Kästchen, Körben, Gefäßen, Leitern, Spielzeugen, Seilen, Küchengeräthen und Gott weiß, was noch allem. Junge Palmen und dann blätterreiche Bananenbäume bilden das Unterholz, wenn man es so nennen darf. Die Straßen sind ebenso wie die Häuser mit Palmwipfeln überdacht.

Muhammed führte uns nun, nachdem wir uns kaum halbsatt gesehen, in das chinesische Viertel. Hier, wie an so vielen Stellen im Orient, haben die schlauen Leute aus dem Reich der Mitte sich wieder mit merkwürdiger Zähigkeit an- und festgesetzt und scheinen gut vorwärts zu kommen. Es wimmelte von blauschwarzen Blusenmännern und -Weibern.

Einzelne Häuser hatten den vornehmen Karakter, wie die in Pinang später gesehenen (vergl. S. 9); unser Muhammed schien einen kolossalen Respekt vor dem Reichthum Einzelner zu haben. Das rasch herabsinkende Dunkel nöthigte uns zurückzufahren zum Gasthof.

Dort gab es auf der großen Veranda, nachdem die Lichter angezündet worden, einen förmlichen Bazar, welchen Mohammedaner, Inder, Singhalesen, Malayen auf den Steinplatten vor den in Schaukelstühlen rastenden Fremdlingen veranstalteten. Edelsteine wurden in Menge ausgeboten; ist doch Ceylon eine Fundgrube, namentlich für Saphire, dann auch Rubine und Spinelle, Chrysoberylle, sodann die allerliebsten kleinen „Mondsteine" (Adulare) und gewisse Granatarten; heißt doch eine Stadt dort die Edelsteinstadt (Ratnapura). Herrliche Perlen packten die Händler aus ihren weißen Bündeln. Dann waren dort köstliche indische Seidenstoffe, wollene Schaltücher aus Kaschmir, gestickte Damenroben; hier wieder indische Silber- und Goldwaaren in reicher Auswahl. Billigere Schmuckgegenstände waren die prächtig ausgeführten Schildpattsachen, die in vorzüglicher Stilisirung von den Singhalesen ausgeführt werden. Kurz es war ein Markt, so eigenartig, so mannigfaltig, vielfach so reich und interessant, wie er selten zu finden ist.

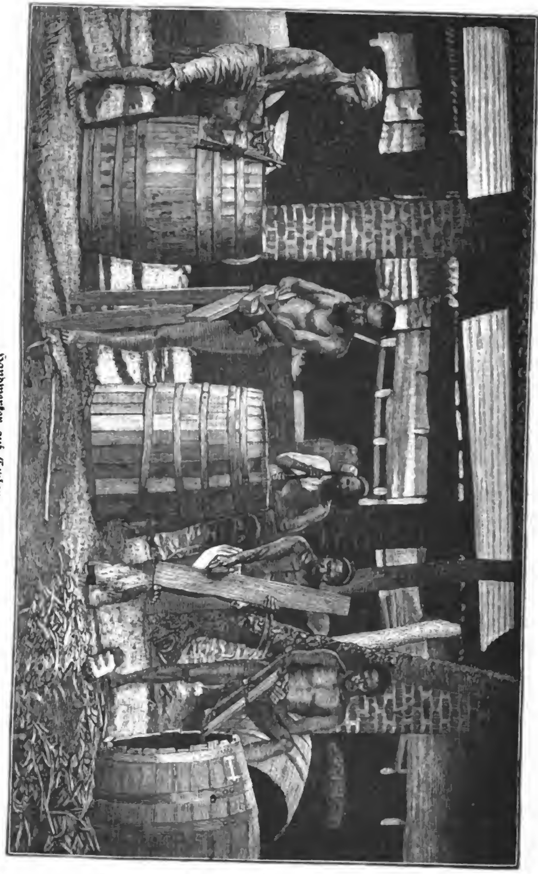
Auf den anderen Morgen ward eine Fahrt nach Wak-Walla, einem sehr beliebten Ausflugziel für Reisende, welche sich nur kurz aufhalten können, verabredet. Um acht Uhr in der Frühe regnete es aber in Strömen mit nur kleinen Pausen. Ich ging deshalb schirmbewaffnet auf eigene Faust hinaus, bis sich der Himmel aufgeklärt haben würde. Am Strand waren die Fischer trotz dem Regen sehr thätig, um hinauszukommen. Die Fischerkaste soll die stärkste sein auf der Insel; das Kastenwesen hat sich in der That auf Ceylon noch erhalten. Zwar sind die eigentlichen Singhalesen nach dem Sturze des Buddhismus auf dem indischen Festlande größtentheils

Buddhisten geblieben, haben aber vorher schon besessene indische Lebensformen in etwas herabgestimmter Strenge dennoch beibehalten, darunter auch das Fleischverbot, welches übrigens von Buddha auch festgehalten wurde. Die Fischer haben deshalb für die Ernährung in erster Linie zu sorgen. Merkwürdig war mir, daß sie hier auch noch in einer Art von Gewissensklemme der Fische wegen lebten, wie mir schon von anderer Seite mitgetheilt worden war. Sie sollen, den Vorschriften ihrer Religion nach, keine Thiere tödten, also auch keine Fische, brauchen aber zu ihrer Gewissensberuhigung die wunderbare Ausrede, daß sie ja die Fische nicht tödten, sondern sie bloß aus dem Wasser nehmen!

Noch eine andere Sonderbarkeit ist von der Fischerkaste Ceylons zu melden, daß sie nämlich auch die besten und gesuchtesten Zimmerleute stellt.

Am Strand entlang gehend, bemerkte ich einen braunen Mann, der, mit den Füßen in den heranwaschenden kleinen Wellen stehend, mit Spinnen beschäftigt war. Er drehte seine Spindel mit den Fingern an, und ließ sie herabtänzeln bis nahe aufs Wasser, zog sie dann herauf und wickelte das Gespinnst auf. Auf mein Anrufen kam er aufs Trockene zu mir. Er verspann auffallender Weise englisches Vorgarn, von dem er einen Vorrath auf ein Holzreifchen gewickelt, zu feinem Garn, bestimmt zum Verarbeiten in Spitzen, wie ich allmählich herausbrachte. Er verkaufte mir die Spindel und das den Spinnrocken vertretende Reifchen für meine daheim angelegte Spindelsammlung.

Unsere Fahrt nach Wak-Walla nahmen wir gegen eilf Uhr bei herrlich gewordenem Wetter auf. Es ging die Straße unter dem Schatten der Palmen dahin. Als der Häuser weniger wurden, begegnete uns eine Truppe Tänzer, drei Männer und ein Frauenzimmer, phantastisch angethan, zwei Musikanten dabei. Sie gaben uns auf der Straße eine



Handwerker auf Ceylon.

mimisch-choreographische Vorstellung, die mit wenig Grazie durchgestampft wurde; der Backschisch fiel nicht groß aus. Jetzt kamen wir an einer Küferwerkstätte vorüber, welche volle Gelegenheit bot, zu sehen, wie bequem man es sich dort macht, um es in der Hitze auszuhalten. Die nebenstehende Abbildung, die ich später zu erwerben Gelegenheit fand, zeigt, daß es an Ventilation der Hautporen den Leuten nicht fehlte. Unsere einfachen gesunden deutschen Begleiterinnen verhinderten uns nicht, den Wagen halten zu lassen, um das Schauspiel ansehen zu können.

Muhammed versprach uns nunmehr etwas Besonderes, nämlich einen Buddhatempel, was uns nicht wenig in Spannung versetzte. Hier ist er, hieß es bald. Was? dieses kleine Gebäude? Ja, entschuldigte er sich, der große Tempel liegt dort oben auf der Höhe, das ist über eine halbe Stunde zu fahren. Nun, besichtigen wir denn den kleinen Tempel. Kaum ausgestiegen, wurden wir umdrängt von einer Schaar Kinder, Knaben und Mädchen, Knaben bis zu 8 oder 9 Jahren, die Mädchen jünger bis zu 4 etwa herauf, aber alle pudel-, splinterfaselnackt, so braun wie Schokolade die Einen, etwas heller bis zur Brodrindenfarbe die Anderen. Es war ein ergötzlicher Anblick, alle Hände erhoben, um einen Backschisch zu erlangen. Ich stand, als ich einige Kupfermünzen hervorgenommen hatte, dicht umdrängt von dem kleinen Volk, das mich mit unwiderstehlich bittenden Gesichterchen anbettelte und an mir emporzuklettern versuchte, als ob es mich schon längst kännte. Nach Austheilung meiner Gaben und Ermahnungen, friedlich zu sein, die auch halfen, ging der ganze Zug nun mit uns zu dem kleinen Tempel. Der bot nun freilich äußerst wenig. In dem viereckigen Raum, den wir betraten, war rechts an der einzig möblirten Wand ein Tisch, welcher die ganze Zimmerbreite einnahm, und darauf stand ein Glasschrank, ebenfalls die Hausbreite einnehmend, in welchem allerlei Krimskrams zusammen-

getragen war. In der Mitte ein bronzenes Buddha-Bild, etwa 3 Fuß hoch, daneben mehrere kleinere; Buddha war sitzend dargestellt, eine spitze Mütze auf dem Kopf, was, wenn ich nicht irre, eine namentlich in China beliebte Form ist. Ein Mädchen von etwa 12 Jahren zeigte uns alles, ließ mich auch ein kleines Buddhabild herausnehmen und näher betrachten. Es war dünne Bronze mit abgeblaßter Vergoldung. Irgendwie erhaben Wirkendes war nicht an der ganzen Aufstellung zu finden. Es kann mir deshalb wohl verziehen werden, daß mir die komische Anekdote von Schopenhauer einfiel, wie dieser seine alte Haushälterin ausschilt, daß sie den Buddha hatte fallen lassen: Sie dumme Person, wie konnte Sie den Zweigeborenen herunterwerfen? Ach, antwortete die Alte, was wird der viel sein? der sitzt ja do, wie en Schnaider! — Das Einzige, was geschah, um die Prosa nicht geradezu alles beherrschen zu lassen, war, daß uns der Backschisch als Preis für Blumen abgefordert wurde, welche dann als Opfergaben vor dem großen Buddhabild auf den Tisch gestreut wurden. So herabgezettelt war hier des großen Religionsstifters Nachfolge, daß kaum noch formelle Aeußerlichkeiten übrig geblieben waren.

Unser Weg führte jetzt in den sogenannten Zimmetgarten, ein eingefriedigtes größeres Stück Land in dem Walde, der an sich wie ein Garten anmuthete. Von seinem Hauptprodukt, der Zimmetstaude, rührten Spazierstöcke her, die zu billigem Preise an dem Hause im Zimmetgarten verkauft wurden. Im Hintergebäude war eine Schule, welche wir zu besichtigen ersucht wurden. Etwa sechzehn Knaben, von 13 bis zu 5 Jahren hinunter, wurden dort in den Elementen unterrichtet. Sie lernten lesen aus einer singhalesischen Fibel, von welcher Frau v. S. dem Lehrer ein Exemplar abkaufte. Die Kinder wurden examinirt und sangen uns auch etwas vor. Das Lesen der singhalesischen Sätze in der Fibel ging an sich schon in fast singendem Ton vor sich. Wir mußten uns im Fremdenbuch

verewigen und wurden höflichst gebeten, in eine Sammelbüchse einen Beitrag zur Unterhaltung der Schule gleiten zu lassen, was gern geschah.

Die Engländer legen beim Aussprechen des Namens von Ceylon den Ton auf die letzte Silbe, nicht auf die erste wie wir; das haben sie jedenfalls von den Portugiesen übernommen, welche Çeilão (sprich: Çeilang) sagten, wohl kaum eine Entstellung von Singhala, und dieses eine Abkürzung von Singhalaya? d. i. Löwenland, Löwenheim, von Singh Löwe und Alaya Stätte, Heim? Auch die Namen Lanka brauchen noch heute die Singhalesen, die Löwenheimer oder Löwenentstammten selbst, sowie auch die Inder vom Festland. Taprobane sagten die Griechen und Römer nach dem Sanskritnamen Tamraparni; welche Fülle von Namen, zu denen überdies noch siamesische und birmesische, tamilische und noch andere kommen. Der siamesische Name Tewalanka möchte noch am ersten derjenige sein, aus welchem die Portugiesen ihr Çeilão herausverstanden und gemacht haben. Löwen sind trotz dem Namen der Bewohner jedenfalls heute nicht auf Ceylon, wohl aber noch viele Elephanten, obwohl auch deren Jagd jetzt von der Regierung sehr eng eingeschränkt worden ist, da der englische Sport den König der Wälder zu vernichten im Zug war. Wir bekamen auch keinen zahmen Ilf zu sehen, wohl aber schlängelte sich langsam quer über unseren Fahrweg ein Leguan, eine Riesen-eidechse von etwa 4½ Fuß Länge. Sie fürchtete offenbar mehr den Menschen als umgekehrt.

In Wak-Walla, wo wir eine Restauration vorfanden und vornahmen, hat man eine herrliche Aussicht auf ein fruchtbares und in Bäumen und Kräutern wunderbar üppiges Thal, Reisfelder im Hintergrund. Vor dem Hause uns am Tisch niederlassend wurden wir sogleich von Händlern angegangen, ihnen ihre herrlichen Saphire abzukaufen. Die vorher schon in „Gall" empfangene Warnung vor den Schlingeln war un-

nöthig gewesen. Denn neben der Eingangsthür des Wirthshauses war auf schwarzer Blechtafel in großer Schrift zu lesen, daß die von den Burschen angebotenen Steine alle falsch seien. Sie waren hübsch geschliffen, verriethen sich aber leicht als aus Glas bestehend. Spaßhaft war das Handeln, d. h. Fordern von 100 Rupien für etwa ein Dutzend der prachtvollst aussehenden Steine bis herab auf eine Rupie, die ein leichtsinniger eben angekommener Fremder zum Scherz bot, worauf er momentan, mit „Da haben Sie sie!" die aus Splittern von blauen Sodawasserflaschen geschliffenen Edelsteine vor sich liegen hatte.

Wir nahmen einen mehr nordwärts ziehenden Weg auf der Rückfahrt. Er führte uns durch einen herrlichen, geradezu entzückend schönen Palmenwald. An einer Stelle, nahe bei einigen Hütten, hielten uns junge braune Menschen auf, uns Kokosmilch aus Kokosnüssen anzubieten. Wir wollen ganz frische haben! Soll ich welche vom Baum holen? Und sogleich begann ein fast überschlanker geschmeidiger junger Mensch eine schöne geneigt stehende Palme hinaufzusteigen. Er hatte an den Aenkeln seine Füße durch einen aus Kokosfasern gedrehten Strick verbunden und marschirte, sich mit den Händen oben haltend, in kleinen Schrittchen den Stamm hinauf. Das Titelbild stellt die Klettermanier dar. Es dauerte uns zu lange, bis er oben war; er ließ auch bald nach, als er bemerkte, daß wir ihm nicht mehr folgten. Einer seiner Gefährten entschälte inzwischen mit erstaunlicher Schnelligkeit eine Nuß nach der anderen. Er bediente sich dazu, wie die folgende Abbildung zeigt, eines in einen alten Baumstumpf gesteckten festen Stabes, der oben zugespitzt war. Gegen diesen stieß er die mit beiden Händen gefaßte Nuß und brachte so mit Leichtigkeit den Bast herunter. Ein dritter schlug die Nuß auf, so daß man die frische Milch direkt aus dem Naturbecher trinken konnte. Sie mundete in der That ganz vortrefflich. Der

Kokosspieß, wie ich den Stock nennen möchte, führt dort den Namen **nariayal-kurani**. Narihal ist Kokosnuß. Der Spieß muß ein ganz besonders zu dem beschriebenen Zweck geeignetes Instrument genannt werden. Das Merkwürdigste ist, daß er in der ganzen polynesischen Inselwelt verbreitet ist, die Erfahrung also gleichsam naturgemäß zu ihm geleitet haben muß.

Nicht lange, so erreichten wir das Meeresufer, wo der



Kokosnußbrecher.

Palmenwald fast überall bis in die Salzfluth ging und die Brandung in wildem Schäumen an die hohen schlanken Stämme schlug, an einer Stelle so heftig und hoch hinauf, daß es schien, als sollte der Weg überfluthet werden und Fräulein Blanche erschrocken aufschrie. Fast der ganze Weg bis zur Stadt zurück gewährte uns das großartige Brandungsschauspiel. Auch hier war wieder das Malerische in der Biegung und Neigung der Stämme wundervoll. Die Bäume schienen sich zu neigen und

zu wiegen in Linienbewegung. Sagt doch auch, wie Muhammed wußte, ein singhalesisches Sprichwort, daß eine gerade Palme so selten sei, wie ein weißer Rabe.

Bei meinem zweiten Besuch, einige Monate später, machte ich, halb im Zweifel, ob es lohnend sein werde, den Weg nach dem großen Buddhatempel, wiederum begleitet von dem kleinen Muhammed, der mich schon vom Boot aus wiedererkannt und freudig begrüßt hatte. Diesesmal wurden meine Erwartungen nicht nur belohnt, sondern übertroffen. Der letzte Theil des Weges mußte zu Fuß, mehrere vielstufige Treppen hinauf, die zur Tempelhöhe führten, zurückgelegt werden. Es war ein eingehegtes, in Gartenumgebung einsam auf der Höhe liegendes Gebäude. Den Priestern, welche eines mönchischen Aussehens nicht entbehrten, mußte ein wenig zugeredet werden, uns einzulassen. Einer ging den obersten Priester zu fragen, während wir in einem vorderen Tempelraum die auf Palmblattstreifen geschriebenen oder richtiger geritzten heiligen Bücher ansehen durften. Sie waren in den weichen runden Formen der singhalesischen Schrift, die eine umgeformte Sanskritschrift sein soll, wunderschön geschrieben. Es seien die Gesetzbücher des Buddha, hieß es. Einige alte Geräthe, Lampen, Gefäße aus Bronze beschäftigten uns noch, als der eine der Mönche zurückkehrte und uns zum Buddhabild geleiten zu wollen zusagte.

Wir betraten den anliegenden Raum. Da war denn das Bild. Eine liegende farbige Statue von etwa fünffacher Lebensgröße, wie es schien in Holz, theilweise auch aus Elfenbein geschnitzt, mit reicher feiner Lackarbeit inkrustirt. Buddha war liegend dargestellt, in leichter, fast graziös zu nennender Stellung, das Haupt leicht auf die Rechte und diese auf den Ellenbogen gestützt, die Linke auf den Schenkel gelegt. Der Kopf war über das Maß hinaus groß gehalten, das Weiße im Auge durch blinkende Silberplatten dargestellt, die über handgroß sein mochten, der Augenstern mit Lackfarbe, wie es schien,

darauf gemalt. Die im Allgemeinen röthlich-gelb, roth und grün behandelte Kleidung war aufs feinste im Ornament durchgeführt; die bloßen Füße und die ganze Haut gelbbräunlich, nicht eigentlich braun gehalten.

Der Raum, in welchem das 27 Fuß lange Riesenbild lag, war so eng, daß vor dem etwa 3 Fuß sich vom Boden erhebenden Sockel nur etwa 4 oder 5 Fuß Platz bis zur Rückwand blieb. Wände und Decke, sowie der Sockel, waren vollständig bemalt und zwar mit einer durchgeführten Architektur. Zum näheren Studium wurde uns leider keine Zeit gelassen.

Die Riesenhaftigkeit einzelner Buddhabilder hat etwas Eigenthümliches. Bekanntlich gibt es in China und auch in Japan ebenfalls Buddhastatuen von enormer, die hier gesehene noch weit hinter sich lassender Größe. Gerade in der Riesenhaftigkeit scheint etwas Sinnbildliches zu stecken, wie aus Folgendem abgeleitet werden könnte. In der Stadt Gaya in der sogenannten unteren Gangesprovinz, soll, wie mein Reiseführer berichtet, der Sage nach einst ein Asura, ein Dämon, mit Namen Gaya gelebt haben, der durch seine Bußübungen eine solche Heiligkeit erlangt hatte, daß seine bloße Berührung schon erlösend zu wirken vermochte. Die Götter beunruhigte dies (ein öfter den frommen Asketikern gegenüber vorkommender Zug) und sie fragten Brahma deshalb um seinen Rath, der ihnen anempfahl, sich vor allem der Beihülfe Wischnu's zu versichern. Dies geschah. Mit Gewalt konnte man indessen dem Dämon nicht beikommen. So nahm man denn Zuflucht zur List. Es wurde verabredet, ihn zu veranlassen, bei einer Andacht sich auf den Boden niederzuwerfen. Das gelang, und in diesem Moment der Wehrlosigkeit setzte sich Wischnu auf ihn und hielt ihn am Boden fest. Ein großer Fels wurde nunmehr auf seinen Kopf gelegt und Wischnu setzte dann noch seinen Fuß so fest oben darauf, daß der Niedergeworfene für die Ewigkeit festgehalten war. Der Dämon war von so

kolossaler Größe, daß sein Leib die ganze Stadt Gaya bedeckte und sein Nabel in Dschadschapur lag.

Die Erzählung klingt recht wirr und monströs. Der indische Dr. Radschendralala Mitra aber erklärt sie für eine Allegorie und zwar für eine Darstellung der einstigen Verbreitung des Buddhismus und seiner Niederwerfung durch den Brahmanismus, und dies hat die größte Wahrscheinlichkeit, indem Gaya thatsächlich einer der Hauptsitze des Buddhismus war, ebenso die im Niederfallen des Ueberlisteten bedeckte Stadt Dschadschapur. Auch von anderen Stellen werden Sagen mitgetheilt, welche in ähnlichem Sinne eine auflösende Deutung finden. Der überall nach Formen ringende indische Geist hat ja auch in den Buddhismus selbst, den Lehren des Meisters schnurstracks entgegen handelnd, eine Formen- und Bilderwelt eingeführt, die den Geist der edel angelegten buddhistischen Lehre erstickt hat, am meisten durch Aufstellung von Bildern des bilderfeindlichen Meisters selber. Der Gigantismus derselben möchte wohl bestimmt gewesen sein, oder noch sein, die Ausbreitung der Lehre zu versinnlichen.

* * *

Am Abend verließen wir die nur in stärkeren Brandungen aufrauschende Außenrhede auf einem anderen großen Postdampfer, um nach Aden und Suez weiterzufahren. Durch die Dämmerung klangen seltsam gespenstisch die Bojenglocken. Wer jetzt Ceylon mit einer der größeren Dampferlinien besucht, wird nicht mehr an das freundliche Point-de-Galles gefahren, sondern landet in Colombo, wo inzwischen durch langjährige, großartige Bauten ein weit besserer Hafen fertig gestellt worden ist, als ihn die, heute wohl sehr vereinsamte Palmenstadt zu bieten vermochte.

Ende.



SARKOPHAG DER SULTANIN MUMTADSCH MAHAL, Faksimile nach einer indischen Zeichnung

